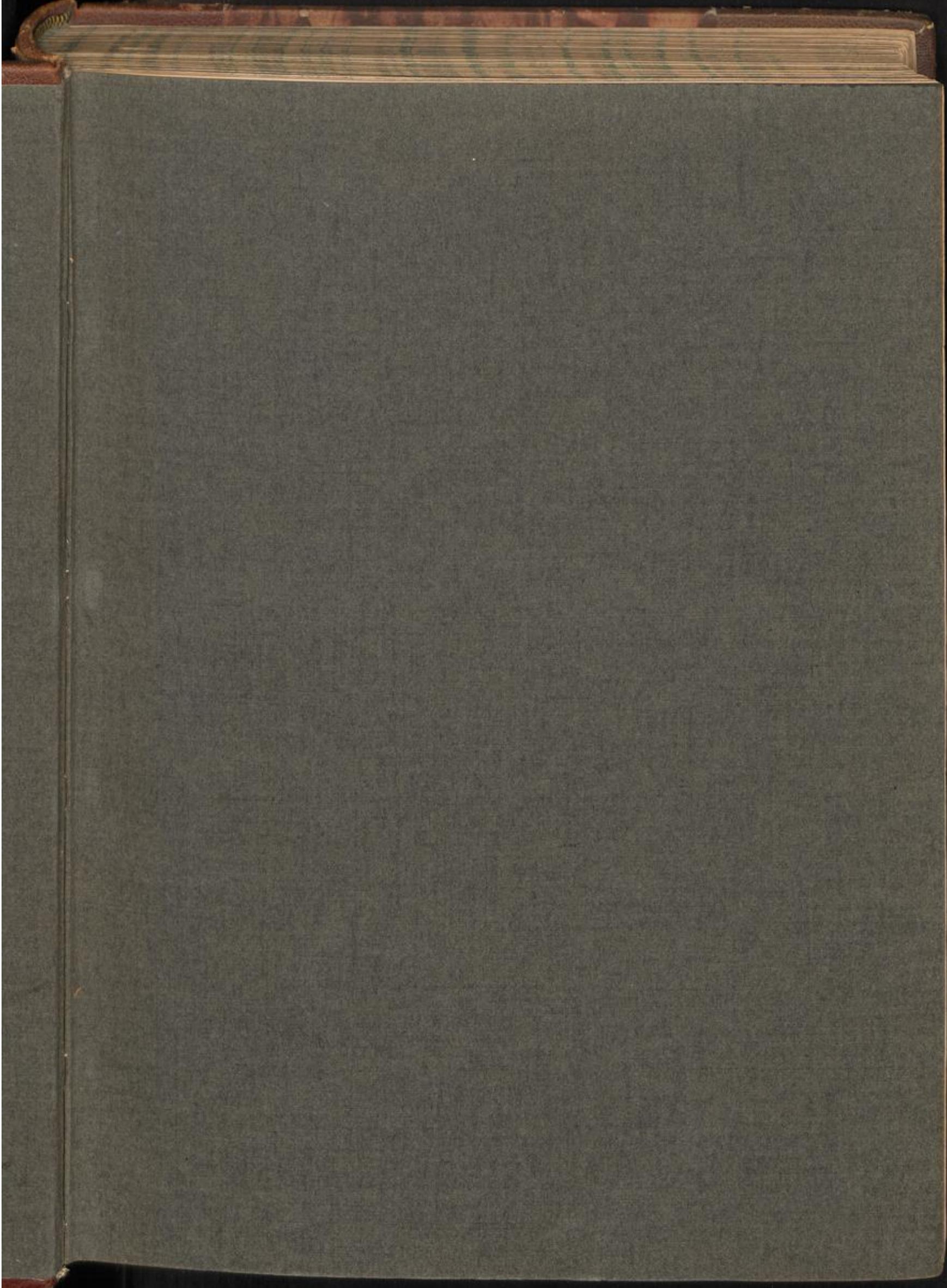


UuLB Düsseldorf

+4161 458 01

Nicht aufleihenbar

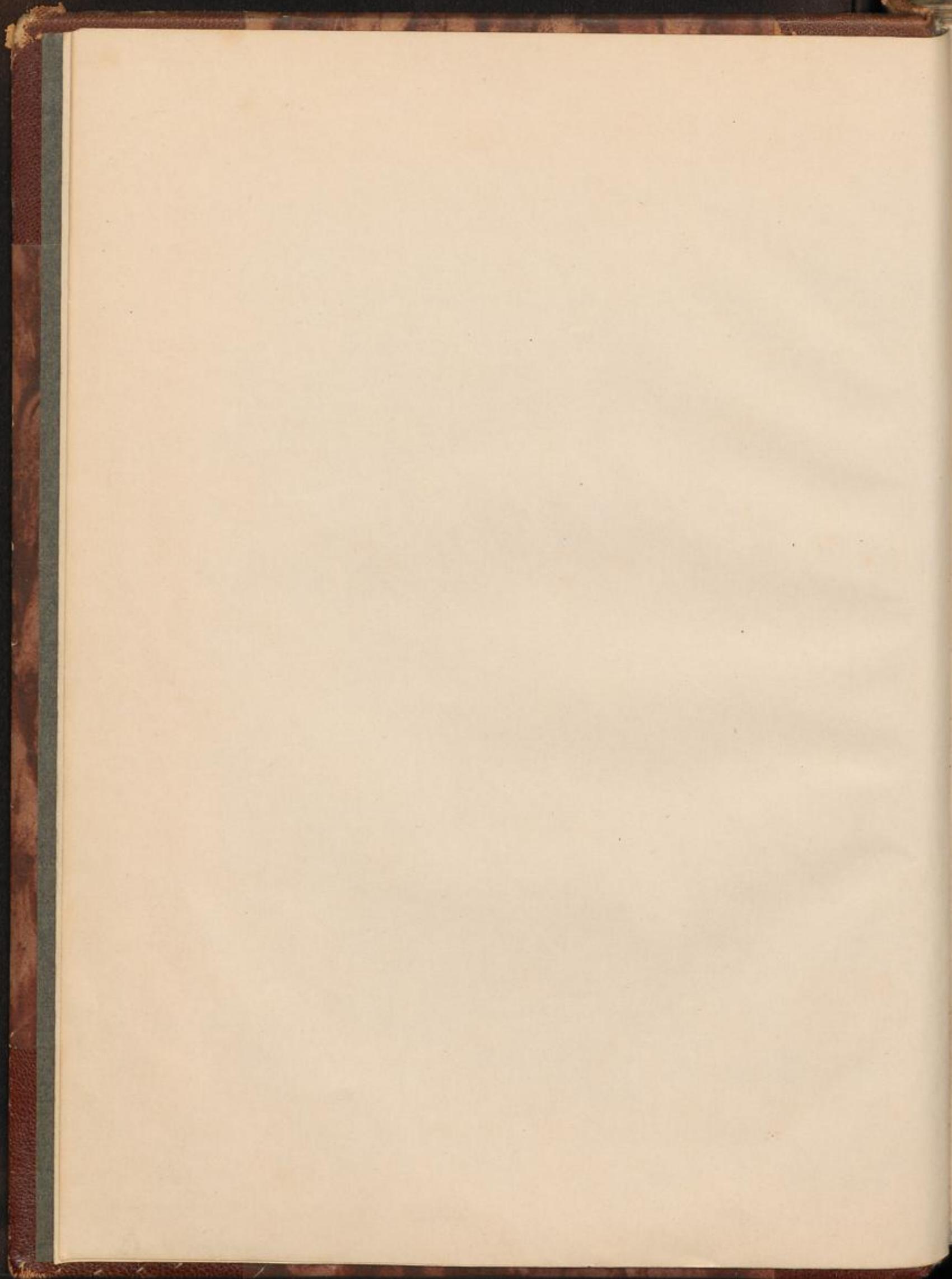


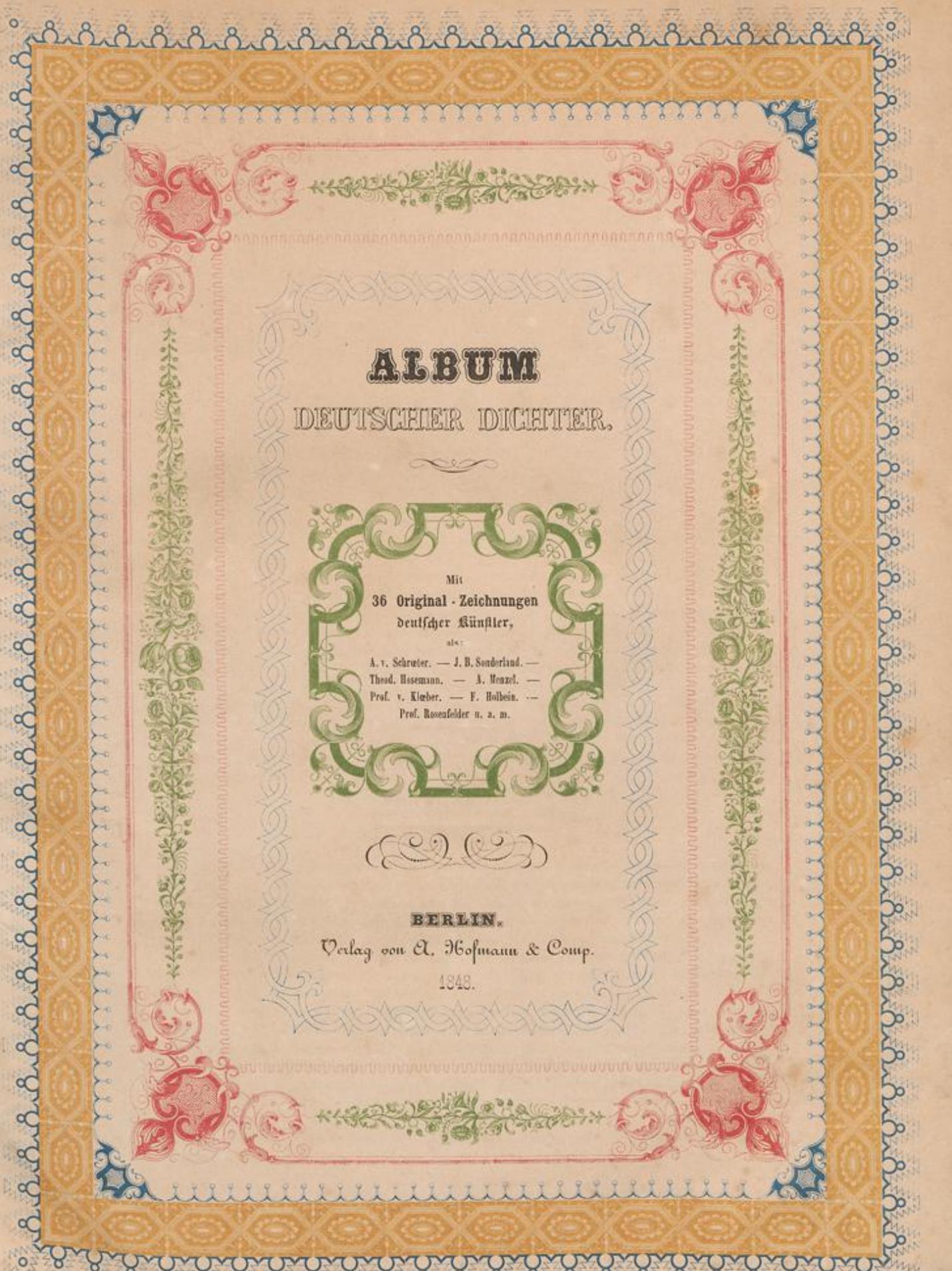


M/2887
716



187
116





ALBUM
DEUTSCHER DICHTER.

Mit
36 Original-Zeichnungen
deutscher Künstler,

als:

A. v. Schröter. — J. B. Sonderland. —
Theod. Rosenmann. — A. Menzel. —
Prof. v. Krieger. — F. Holbein. —
Prof. Rosenfelder u. a. m.

BERLIN.

Verlag von A. Hofmann & Comp.

1848.

Dk.1 30000 (4°)
^{2u}
+KW

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUISSELDORF

68.3106

Heinrich Heine.



Es ist ein eigen Ding, wenn wir diesen Namen nennen hören, wenn wir das Buch dieses Dichters in die Hand nehmen. Da flimmert es und funkelt so gar seltsam und wunderbar in unsrem tiefinnersten Gemüth, und es wird uns etwa zu Muth, wie dem Wanderer, der am Abend träumend durch den dunkelgrünen Sann hinschlendert und in der Ferne ein Licht durch das dicke Gezeig herblincken sieht. Nun denkt er nicht anders, als er kommt an ein einsames, stillgelegenes Forsthaus, mit grünen Weinranken und duftiger Lindenlaube, und eine schlanke, blauäugige Pirne heisst ihn freundlich willkommen; aber wenn er näher gekommen ist, weicht das lockende Licht zurück, und er sieht, daß es ein Irwish war, der ihn geblendet, und muß sich hüten, nicht in den bodenlosen Morast zu versinken.

So Heine und seine Dichtungen. Da ist's freudig und frisch und grün in dem fremdartigen Baugarten seiner Poesie, alles athmet Leben und Liebe, gleichviel, er singt von der kühnastrebenden Palme oder der stillweinenden Trauerweide; aber wenn man näher hinzu tritt, um in dem Schatten des prächtigen Baumes auszuruhen, so sieht man unten garstiges Gewürm die Wurzel und das Mark zernagen; sagt er doch selbst:

Vergiftet sind meine Lieder; —
Wie könnt' es wohl anders sein?
Du hast mir ja Gift gegossen
In's blühende Leben hinein.

Und dieses Gift, hier leise und sanft, wie ein Schlaftrunk den Tod durch jeden Nerv verbreitend, dort ätzend und zerstörend, in fürchterlicher Gestalt auf den Organismus unseres Gefühls wirkend, schleicht überall durch Heine's Dichtungen, tritt uns überall mit seinem verwesten Hauche entgegen. Aber dennoch fühlen wir uns unwillkürlich zu seiner Poesie hingezogen. Sie übt eine Macht über uns aus, ähnlich jener bunten, schönen Schlange in den wunderbaren Urwäldern Brasiliens, die mit ihrem Blicke Alles bezaubert, was sich ihr naht. Wir vermögen es nicht, uns von ihr abzuwenden, wir stehen und ergötzen uns an der herrlichen Pracht der Farben und erst, wenn wir den giftigen Stich fühlen, erwachen wir aus unserer unfreiwilligen Vergiftung.

Es ist wohl daher auch kein deutscher Dichter, der von dem ersten Augenblick seines öffentlichen Auftretens an so verschiedenartige, widersprechende Urtheile erfahren hat, als gerade Heinrich Heine. Während die Einen ihm den beinahe höchsten Rang unter Deutschlands Sängern anweisen, erschöpfen sich die Andern in Schmähungen und setzen ihn so tief als möglich in den Augen des unparteiischen Lesers herab; nur Wenige sondern mit scharfem Auge das reine, köstliche Metall seiner Dichtungen von den anklebenden Schlacken. — Heine ist am grössten als lyrischer Dichter, — sagt O. F. Wolf über ihn; — hier hat er sich eine neue Bahn gebrochen. Er machte den Humor zum Hauptelemente seiner Lyrik, im Gefühl der Jämmerlichkeit der Verhältnisse um ihn her und seiner Stellung zu diesen. —

Anders, fast gerade entgegengesetzt urtheilt eins der neusten Werke „E. C. Henze, die deutschen Dichter der Gegenwart“ wenn es dort heißt: Es kann gewiß kein Zweifel sein, wo Heine mehr als Dichter auftritt, in jener Verspottung und Satire, die selbst das Heiligste trifft und Heine's Geist um alle Wahrheit gebracht hat, oder in jenen objectiven Darstellungen, welche uns in seinen profaischen Schriften begegnen, und in jenen Liedern, die durch die Tiefe der Empfindung und die Naivität des Ausdrucks an das Volklied erinnern. — Man sieht, les extrêmes se touchent.

Fern sei es indessen von uns, den Leser mit der unserm Zwecke wenig entsprechenden Aufzählung dieser verschiedenartigen Citate zu unterhalten, oder wohl gar den Lehdehandschuh wegen einer Sache aufzunehmen zu wollen, um welche schon so mancher Strauß gestritten, dasjenige, was Heine bereits von dem reichen Schatze seiner Empfindung und seiner Phantasie ausgeströmt hat, läßt sich allerdings mit der kritischen Elle ausmessen; über das Gesamtwirken des Dichters etwas zu sagen, muß als eine Anmaßung erscheinen, da man nicht weiß, wie weit jene Flamme verglüht ist, in der seine poetische Begeisterung Nahrung fand. Erst wenn er das letzte Lied gesungen, wenn er sie mitgenommen

— In's ew'ge Grab
Die große Liebeswunde;

wenn der Fremde bei einem Besuch auf dem Kirchhof Père Lachaise an einem Grabhügel stehen bleibt, wo die einfachen Worte: „ci git Mr. H. Heine“ die Ruhestätte dieses „wildbeweglichen“ Herzens künden, alsdann erst dürfte das Urtheil über den Dichter ein sicheres, festes Resultat ergeben.

H. Heine wurde außerdem zu einer Zeit geboren, die zu reich an gewaltigen Ereignissen war, als daß sie nicht nothwendig auf die Entwicklung seiner Individualität hätte einwirken sollen. Er erblickte im Jahre 1797 zu Düsseldorf das Licht der Erde, und zwar waren seine Eltern mosaischen Glaubens, die ihm eine in jeder Beziehung treffliche Erziehung angedeihen ließen und den Sohn anfänglich für den Kaufmannsstand bestimmten. Zu diesem Zweck begab sich Heine nach Hamburg, entsagte aber bald gänzlich einer Beschäftigung, die seinem Geiste wenig oder gar nicht zusagte, und beschloß, die Rechtswissenschaft zu studiren. — Es ist ein alter, wahrer Satz, daß gerade unfre Jugend eнтуhiastische Vorliebe für Frankreich, für Napoleon, überhaupt jene leichtfertige französische Manier der Anschauung, die einen Theil seines Characters ausmacht. Heine's Jugend fällt in jene Epoche, wo Frankreich auf dem schwindelnden Gipfel seiner Macht stand. Die Schreckenstage der Revolution waren vorüber, weggewaschen das Blut, welches die Guillotine in Strömen vergossen, der Kaiser hatte mit starkem Arme die Hügel der Regierung ergriffen, der Kaiser gründete auf den Bajonnetten seiner Pataillone eine Weltherrschaft, und „vive l'Empereur!“ ertönte es jaudzend von dem schilligen Dampfstade des Nils herüber bis zu den blutgedüngten Feldern von Austerlitz. — Was Wunder, wenn das jugendliche Gemüth des Dichters jenen Enthusiasmus für den Mann des Jahrhunderts einsaugte, der ihn in seinen Reisebildern sagen läßt: „Aber wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah! den Kaiser. — Wir müssen gerecht sein. — Wäre Heine vielleicht früher geboren, hätte er Theil genommen an jenen Schreckenstagen, an jenen fürchterlichen Wehen, die ganz Frankreich bei der Geburt seiner Freiheit durchjuckten, er hätte vielleicht seinem Enthusiasmus weniger ecentrisch den Hügel schiefen lassen. Einen Beleg hierzu liefert Chamisso. Dasselbe Frankreich, welches Heine, der deutsch geborne Dichter, vergöttert, wo er in einer Art von freiwilligem Eil lebt, verließ Jener, ungeachtet der glänzenden Anerbietungen, die ihm von demselben zu Theil wurden. Der Franzose wurde ein deutscher Dichter, deutsch im strengsten Sinne des Wortes. Aber er hatte auch jene trübten Tage der Revolution, die fürchterlichen Zerbilder, die dieselbe hervorgerufen, gesehen, sein jugendliches Gemüth hatte die Erinnerung an dieselben getreulich bewahrt. —

So erklärt sich hinlänglich Heine's Vorliebe für Alles, was Frankreich betrifft. — Als er nun aber zum Gefühl seiner Kraft und seiner Selbstständigkeit gelangt war, als er mit dem Bewußtsein seines Genies auftrat und sich auf dem Felde umblühte, auf welchem er sich zu handeln berufen fühlte, da drängte sich auch ihm die Nothwendigkeit einer kräftigen, lebenskräftigen Reform auf, wenn die deutsche Poesie nicht wieder in den gähnenden Schlendrian jenes Aristokratismus versinken sollte, dessen

III

Adelsbrief die todte Form diktirt hatte, und welcher kalt und stolz auf alle übrige Poesie herabblidete, die nicht jenes erimirte Gewand eines ziellich geschmückten Versmaßes trug.

Schiller war todt, Göthe's Feier verstummt, Körner hatte ihnen nachgestrebt, Rückert's schöne Dichtungen klebten ebenfalls an den Fesseln der Form, und jene Anzahl von jüngeren und älteren Dichtern, denen der Patriotismus den Pegasus gezäumt, courbetticten auf demselben schulgerecht mit Cense und Handare, und sangen von Tyrannensturz und Deutschthum, von Franzosenhass und Vaterlandsiebe in so schulgerechten Alexandrinen, achtzeiligen Stanzzen und süßklingenden Sonetten, daß einem übel und weh dabei wurde.

Da trat Heine auf. Uoch Student erschienen von ihm seine ersten Gedichte, Berlin 1822. Man stutzte, und überrascht richtete ein Jeder sein Auge auf den hecken Waghals, der mit jugendlichem Ungestüm alle jene Schranken der Form über den Haufen warf, die so manchem mittelmäßigen Poeten zur Stütze gedient hatten. Anfangs staunte man, man betrachtete einen solchen Schritt im ersten Augenblick als Hochverrath, doch bald ertönte jubelnd das *ca ira* und das *à bas* aus tausend Dichterkehlen. Aber das war eben das Unheil. Die alten, soliden Leute fanden sich über das tolle Geschrei indignirt, Heine's Weltsehmerz erschien ihnen schlimmer als der Schmerz ihrer poetischen Hühneraugen, die sie geduldig in den engen Schuh des geschmückten Versmaßes zwängten, um darin vor den Augen des Publikums ihre ziellichen Pas zu tanzen. Heine kümmerte sich indessen wenig um diese allgemeine Entrüstung, sondern fuhr fort, mit den scharfen Waffen des Spottes und der Ironie das Philistertum zu bekämpfen. Seine Gegner schrieen Peter und Mordio; aber wie ward ihnen erst, als der Dichter mit arrogant liebenswürdiger Naivität von sich selbst sang:

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Als nun Heine, Berlin 1823, Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo herausgab, die allerdings zu seinen schwächsten Arbeiten gehören, da ging's an ein Sturmbläuten und Posaunen durch alle Journale, denn nun glaubte ein Jeder den Sieg errungen zu haben. — Aber die Reisebilder, Hamburg 1826 — 31, machten der Freude gar schnell ein Ende.

Es ist wohl nicht gut möglich, zu bezweifeln, daß es dem Dichter bei seinen Liedern weniger daran gelegen war, eine unglückliche, subjective Liebe zu besingen, als vielmehr jene widerlich süße Sentimentalität, die der deutschen Poesie anklebte, lächerlich zu machen, denn noch lebten Werther und Lotte im Munde aller unglücklich Liebenden, denen ein unerbittlicher Tyrann von Vater die Heirathserlaubnis versagte, weil er nichts wußte von „der süßen Macht der schönen Liebe“ und außerdem, weil der Jüngling kein Brod hatte um die schwachtende Heißgeliebte zu ernähren. In den Reisebildern schwingt Heine aber auch die Geißel seines Spottes über andere Verhältnisse als die des bürgerlichen Lebens, und sein Spott trifft sowohl die Satzungen der Religion, als auch die Formen der weltlichen Regierung. — Eine Folge dieser Angriffe, die allerdings an manchen Orten zu weit gehen und einen gefährlichen Indifferentismus verrathen, war das theilweise Verbot dieses Werkes in den deutschen Bundesstaaten, eine Maaßregel, über die Heine sich bitter beschwerte und die in der Folge die Veranlassung seines freiwilligen Exils wurde.

Das Buch der Lieder, welches 1827 zu Hamburg erschien, und worin er, außer seinen früheren Gedichten, dem Publikum eine Auswahl neuerer Poesien übergab, diente ebenfalls dazu, das Talent des Dichters auf eine unbestreitbare Weise herauszustellen. Es erlebte bis 1841 vier Auflagen.

Indessen hatte Heine bereits 1825 die juristische Doktorwürde erlangt und brachte nach dieser Periode seine Zeit auf Reisen, in Hamburg, München, Oberitalien und England zu. Er schrieb in diesem Zeitraum seine „Beiträge zur Geschichte der neueren schönen Literatur, Paris, 1833.“ Das Werk „französische Zustände“, das in demselben Jahre in Hamburg erschien, ist nur eine Sammlung verschiedenartiger Aufsätze, die er von Paris aus für die Augsburger allgemeine Zeitung schrieb. Diefem Buche folgte der Salon, ein theils in Prosa, theils in Versen geschriebenes, größeres Werk in drei Theilen.

IV

Alle diese Arbeiten tragen mehr oder weniger den unverkennbaren Stempel des wahren Genies, welches Heine zum Dichter berufen, und besonders sind jene Aufsätze über Frankreich mit seltenem Talent geschrieben. — In dem „Salon“ läßt er dagegen wieder seiner tollen, übermüthigen Laune den Dügel nach Herzenslust schießen, und es gilt ihm gleich, ob der Pfeil seines Witzes den Hermelinmantel, oder den modernen Frack des parfümirten Stützers trifft. Daß der Dichter hierin allerdings oft genug zu weit geht, ist eine schwache Seite, die von seinen Feinden schon so oft und so bitter angegriffen ist, daß wir hierüber nichts weiter erwähnen wollen.

Als direct polemischer Schriftsteller, denn Polemik ist wohl in allen seinen Schriften enthalten, trat Heine in seinen „Briefen über den Adel; über den Penuncianten“ (W. Menzel) und „Heine über Börne“ auf. Diese letztere Brochüre diente indessen in der That nur dazu, Heine's Persönlichkeit herabzusetzen und ihm einen großen Theil seiner Anhänger zu entzweien. Börne hatte nämlich den ehemaligen Freund in einem Aufsätze der Plätter für litterarische Unterhaltung heftig angegriffen, und Heine, anstatt den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen, erwiderte nichts; erst nach Börne's Tode erschien jenes berüchtigte Buch, in welchem Heine den todten Feind bis in seine Privatverhältnisse hinein mit den bittersten Schmähungen verfolgt. — Viel, unendlich viel hat er sich aber, wie gesagt, durch dieses Buch geschadet; mag er bald auf die eine oder die andere Weise die Manen seines todten Gegners sühnen. —

So viel über Heine. — Was seine Persönlichkeit anbetrifft, so findet man in ihm den lebenswürdigen, artigen Weltmann, den unterhaltenden, geistreichen Gesellschafter, der mit der glücklichsten Leichtigkeit den französischen Tact mit deutscher Biederkeit in sich vereinigt. Dabei ist er durchaus kein guter Haushalter, sondern wirthschaftet mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln oft genug allzu freigebig; besonders äußert er sein Wohlthätigkeitsgefühl gegen Deutsche, die seine Güte in Anspruch nehmen, denn mögen seine Feinde reden wie sie wollen, nie wird Heine sein Vaterland verleugnen. Er ist, wie die Encyclopaedie des gens du monde sagt, aus einem französischen Kopfe und einem deutschen Herzen zusammengesetzt. Daher hat er sich auch niemals von dem liberalen Schwindelgeist der französischen Nation fortreißen lassen, und was die deutsche Revolution anbetrifft, so hat er auch mit ihr nichts zu thun, da sie, wie er beißend genug bemerkt, Taback raucht und er den Tabackrauch nicht vertragen kann. Wenn aber auch dieser Kampf des deutschen und gallischen Principis, wie man behaupten will, segensbringend für den Dichter gewesen ist, da er demselben seine Originalität verdankt, so können wir uns dennoch nicht deswegen beglückwünschen. Heine mußte nie vergessen, daß er auf deutscher Erde geboren, daß es deutsche Luft war, die er als Knabe eingesogen, und bei seinen glücklichen Geistesgaben wäre er dann wahrlich für die deutsche Nation das geworden, was Beranger für das französische Volk geworden ist, der Apostel einer neuerwachenden, kräftigen Aera.

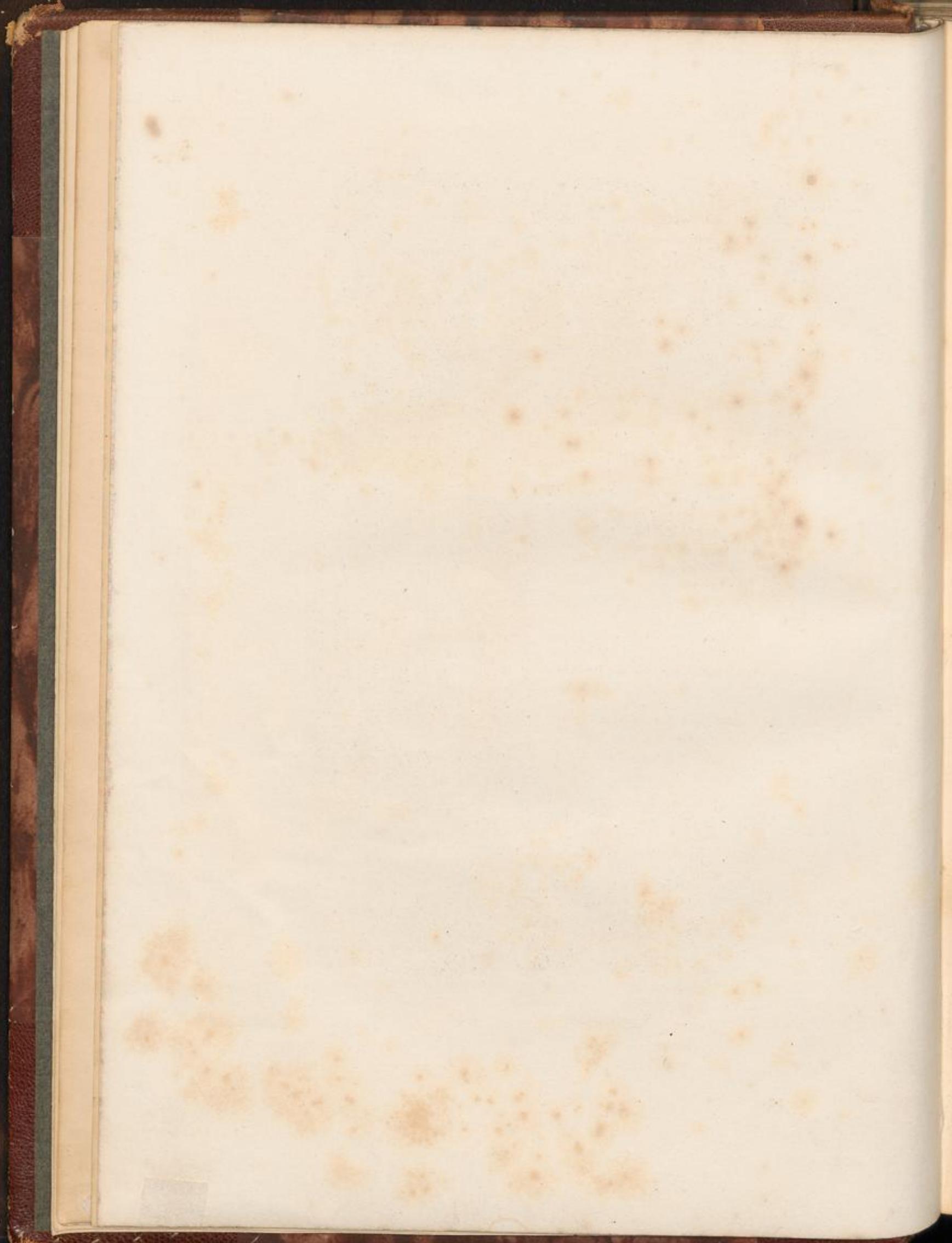
Was die einzelnen Werke Heine's anbetrifft, so haben wir im Verlauf dieser Skizze dieselben sämmtlich genannt; die hier folgenden Gedichte entlehnen wir aus dem Buch der Lieder, Hamburg 1841 bei Hoffmann & Campe.



Er kennt ihr noch das alte Lied,
 Das einst so wild die Brust durchglüht,
 Ihr Saiten dumpf und trübe?
 Die Engel, die nennen es Himmelslied,
 Die Teufel, die nennen es Höllenlied,
 Die Menschen, die nennen es Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
 Da stürzten sich auf die Gräber all;
 Viel Luftgestalten dringen hervor,
 Umschweben den Spielman u. schreien im Chor:

Liebe! Liebe! deine Macht
 Hat uns hier zu Welt gebracht,
 Und die Augen ruhmacht, —
 O, was ruhest du in der Nacht?





Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandel' in Wahnsinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorüber gehn will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein;
Das war der flimmernde Mondesschein.
Da klopelt's: Lieb Bruder, ich komme gleich!
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entstiegen jezt,
Und hoch auf den Leichenstein sich sezt.
In die Saiten der Bither greift er schnell,
Und singt dabei recht hohl und grell:

Si! kennt ihr noch das alte Lied,
Das einst so wild die Brust durchglüht,
Ihr Saiten dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es: Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten sich auf die Gräber all;
Viel Luftgestalten dringen hervor,
Umschweben den Spielmann und schritten im Chor:

Liebe! Liebe! deine Nacht
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht, —
Si, was ruffst du in der Nacht?

So heult es verworren und schwirret und frächzt,
 Und wimmert und greinet und girret und ächzt;
 Und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,
 Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

Bravo! bravo! immer toll!
 Seid willkommen!
 Habt vernommen,
 Daß mein Zauberwort erscholl!
 Liegt man doch jahraus, jahrein,
 Mänschenstill im Kämmerlein;
 Laßt uns heute lustig sein!
 Mit Vergunst, —
 Seht erst zu, sind wir allein? —

Narren waren wir im Leben,
 Und mit toller Wuth ergeben
 Einer tollen Liebesbrunst.
 Kurzweil soll uns heut nicht fehlen,
 Jeder soll hier treu erzählen,
 Was ihn weiland hergebracht,
 Wie geheßt,
 Wie zerseßt
 Ihn die tolle Liebesjagd.

Da hüpfst aus dem Kreise, so leicht, wie der Wind,
 Ein mageres Wesen, das summend beginnt:

Ich war ein Schneidergeselle,
 Mit Nadel und mit Scheer';
 Ich war so still und schnelle
 Mit Nadel und mit Scheer';

Da kam die Meisterstochter
 Mit Nadel und mit Scheer';
 Und hat mir in's Herz gestochen
 Mit Nadel und mit Scheer'.

Da lachten die Geister im lustigen Chor:
 Ein Zweiter trat still und ernst hervor:

Den Rinaldo Rinaldini,
 Schinderhanno, Drlandini,
 Und besonders Carlo Moor
 Nahm ich mir als Muster vor.

Doch der Gassenvogt mir grollte,
 Daß ich Sehnsuchtsthränen wollte
 Trocknen mit dem Taschentuch,
 Das mein Nachbar bei sich trug.

Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —
 Hab' ich mich, wie jene Helten,
 Und das schönste Frauenbild
 Spukte mir im Kopfe wild.

Und nach frommer Häfcherfittie
 Nahm man still mich in die Mitte,
 Und das Zuchthaus, heilig groß,
 Schloß mir auf den Mutterstooß.

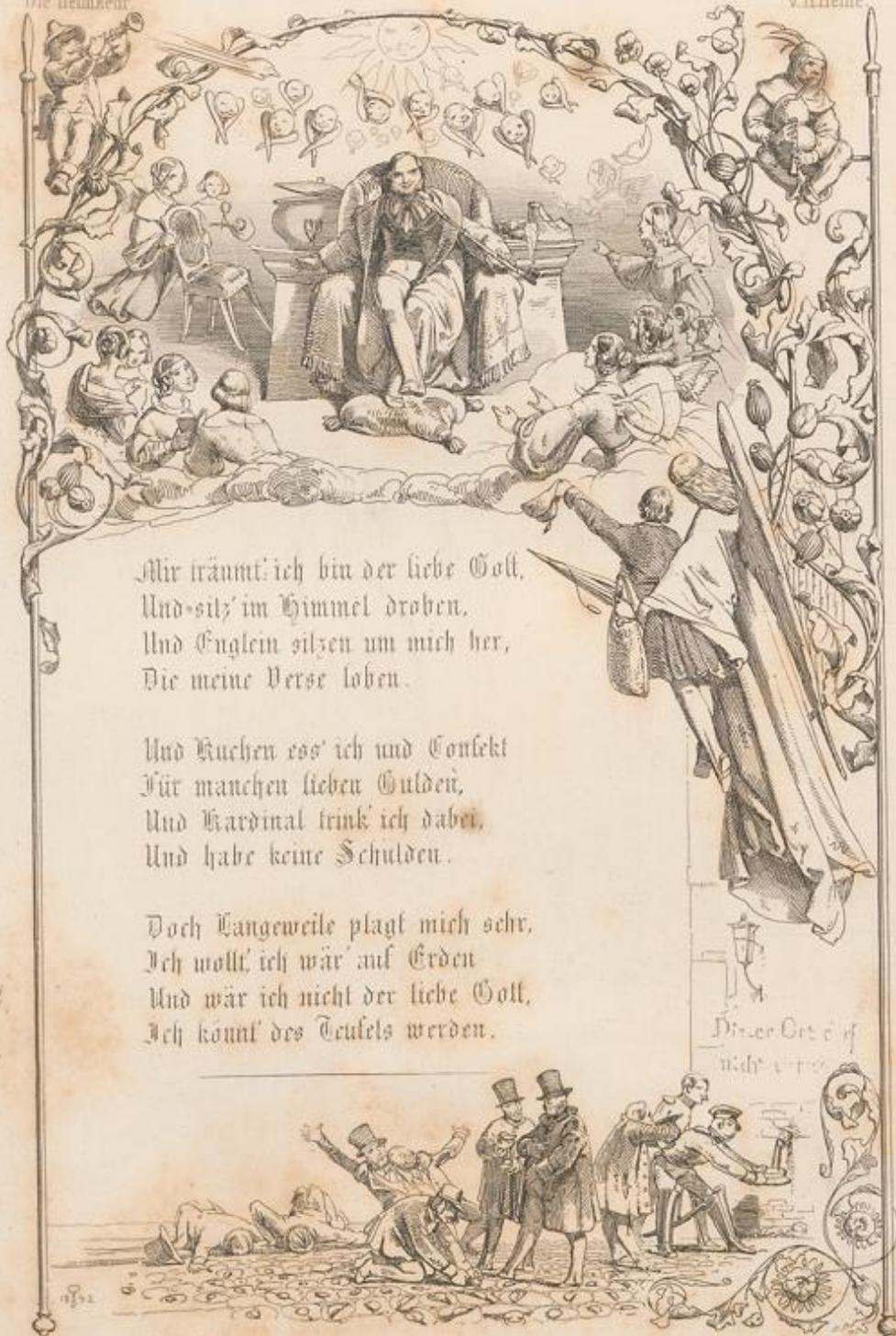
Und ich seufzte auch und girrte:
 Und wenn Liebe mich verwirrte,
 Steckt' ich meine Finger rasch
 In des reichen Nachbars Tasch'.

Schwelgend fuß in Liebesfinnen,
 Saß ich dort beim Wollespinnen,
 Bis Rinaldos Schatten kam,
 Und die Seele mit sich nahm.

Da lachten die Geister im lustigen Chor:
 Geschminkt und geputzt trat ein Dritter hervor:

Die Heimkehr

v. H. Heme



Mir träumt, ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Engeln sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

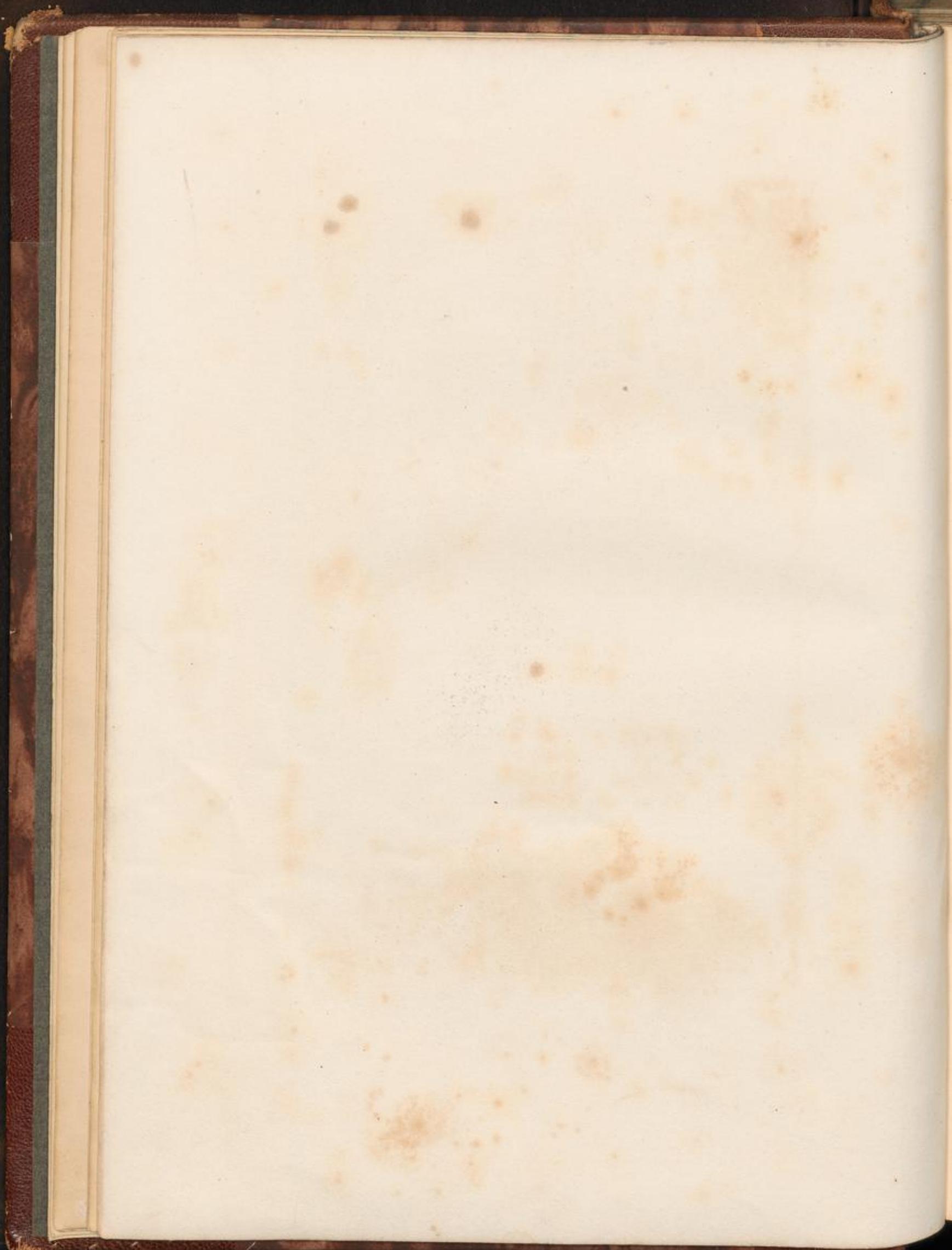
Und Kuchen ess' ich und Confect
Für manchen lieben Gulden,
Und Cardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wolt', ich wär' auf Erden
Und wär ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Dieser Ort ist
nicht mehr

gez. u. radirt v. A. Schröder.

Verlag v. Meyer & Hofmann in Berlin



Ich war ein König der Bretter,
 Und spielte das Liebhabersach.
 Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
 Ich seufzte manch zärtliches: Ach!

Den Mortimer spielt' ich am besten,
 Maria war immer so schön!
 Doch trotz der natürlichsten Gesen,
 Sie wollte mich nimmer verfeh'n. —

Ginst als ich verzweifend am Ende
 „Maria, du Heilige!“ rief,
 Da nahm ich den Dolch behende —
 Und stach mich ein bißchen zu tief.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
 Im weißen Kausch trat ein Bierler hervor:

Vom Katheder schwätzte herab der Professor,
 Er schwätz', und ich schlief oft gut dabei ein;
 Doch hätt' mir's behagt noch tausendmal besser
 Bei seinem holdseligen Töchterlein.

Sie hatt' mir oft zärtlich am Fenster genietet,
 Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
 Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
 Vom dürren Philister, dem reichen Wicht.

Da such' ich den Weibern und reichen Galunken,
 Und mischte mir Teufelskraut in den Wein, —
 Und hab' mit dem Lobe Smollis getrunken, —
 Der sprach: Fiduzit, ich heiße Freund Hein!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
 Einen Strick um den Hals trat ein Fünfter hervor:

Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
 Mit dem Töchterchen fein und dem Edelgestein.
 Was scheert mich, du Gräflin, dein Edelgestein,
 Mir mundet weit besser dein Töchterlein.

Sie lagen wohl beid' unter Riegel und Schloß,
 Und der Graf besold'te viel Dienertroß.
 Was scheeren mich Diener und Riegel und Schloß, —
 Ich stieg getrost auf die Leitersproß.

An Liebchens Fensterlein kletter' ich getrost,
 Da hör' ich es unten suchen erlost:

„Fein sachte, mein Vübchen, muß auch dabel sein,
Ich liebe ja auch das Edelstein.“

So spöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerschaar.
„Zum Teufel, Gesindel! ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!“

Da half kein Verede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Mit blutigem Haupt trat ein Sechster hervor:

Zum Maidwerk trieb mich Liebesharm:
Ich schlich umher, die Büsch' im Arm.
Da schnarret's hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

O, spürt' ich doch ein Läubchen aus,
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!
So dacht' ich, und in Busch und Strauch
Späht rings umher mein Jägeraug'.

Was kofet dort? was schnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögen's sein.
Ich schleich herbei, — den Hahn gespannt, —
Sieh' da! mein eignes Lieb ich fand.

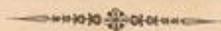
Das war mein Läubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt sie traut, —
Nun, alter Schütze, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut'.

Bald drauf ein Zug mit Henkersrohn —
Ich selbst dabei als Hauptperson —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Da trat der Spielmann selber hervor:

Ich hab' mal ein Liedchen gesungen,
Das schöne Lied ist aus;
Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!

Und das tolle Gelächter sich toller erhebt,
Und die bleiche Schaar im Kreise schwebt.
Da scholl vom Kirchturm' „Gins“ herab,
Da stürzten die Geister sich heulend in's Grab.





ie träumt': ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Confect
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh', mach' dich auf die Sohlen,
Und meinen theuren Freund Eugen
Sollst du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,
Such' ihn beim Glas Tokaier;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch,
Such' ihn bei Ramsell Meyer.

Da breitet aus sein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Sa, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir gesagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag,
Die sollen dich entzücken,
Und dir zum Späße will ich heut
Die Stadt Ir-Ir beglücken.

Die Pflastersteine auf der Straß',
Die sollen jetzt sich spalten,
Und eine Kuster, frisch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Zitronensaft
Soll thauig sie begießen,
Und in den Straßengässen soll
Der beste Rheintwein fließen.

Wie freuen die Ir-Irer sich,
Sie gehen schon an's Pressen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die saufen aus den Gassen.

Wie freuen die Poeten sich
Bei solchem Göttertrage!
Die Leutnants und die Fähndereis,
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähndereis,
Das sind die klügsten Leute,
Sie denken, alle Tag' geschieht
Kein Wunder so wie heute.

Sa hab' ich viel blasse Leichen
Beschworen mit Wortesmacht;
Die wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meister
Bergaß ich vor Schauer und Graus;
Nun zieh'n die eig'nen Geister
Mich selber in's neblichte Haus.

Laßt ab, ihr finstren Dämonen!
Laßt ab, und drängt mich nicht!

II.

Noch manche Freude mag wohnen
Hier oben im Rosenlicht.

Ich muß ja immer streben
Nach der Blume wunderhold; —
Was bedeutet' mein ganzes Leben,
Wenn ich dich nicht lieben sollt'?

Ich möcht sie nur einmal umfassen,
Und pressen an's glühende Herz!
Nur einmal die Lippen und Wangen
Küssen mit sel'gem Schmerz.

Nur einmal aus ihrem Munde
Möcht ich hören ein liebendes Wort, —
Alsdann wollt' ich folgen zur Stunde
Guch, Geister, zum finsternen Ort.

Die Geister haben's vernommen,
Und nickten schauerlich.
Keins Liebchen, nun bin ich gekommen;
Keins Liebchen, liebst du mich?

III.

s stehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh',
Viel tausend Jahr', und schauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön;
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache verstehn.

Ich aber hab' sie gelernet,
Und ich vergesse sie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebsten Gesicht.

IV.

ie Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht',
Und ihm entschleierte sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh',
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh'.

V.

nd wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

VI.

n Nichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

VII.

n Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel d'ran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passirt,
Dem bricht das Herz entzwei.

VIII.

Im leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es küssen und sprechen die Blumen,
Ich aber wandle stumm.

Es küssen und sprechen die Blumen,
Und schau'n mitleidig mich an:
Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann.

IX.

Sie saßen und tranken am Theetisch,
Und sprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren ästhetisch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß sein platonisch,
Der dürre Hofrath sprach.
Die Hofrätthin lächelt ironisch,
Und dennoch seufzet sie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe sei nicht zu roh,
Sie schadet sonst der Gesundheit.
Das Fräulein klopelt: wie so?

Die Gräfin spricht wehmüthig:
Die Liebe ist eine Passion!

Und präsentirt gütig,
Die Tasse dem Herren Baron.

Am Tische war noch ein Pläschen;
Mein Liebchen, da hast du gefest.
Du hättest so hübsch, mein Schäschen,
Von deiner Liebe erzählt.

X.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du lägest im Grab'.
Ich wachte auf und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumt' du verliesest mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumte du wärst mir noch gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenfluth.

XI.

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfschen,
Und fürchte dich nicht zu sehr,
Vertrau'st du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

XII.

ie der Mond sich leuchtend bränget
Durch den dunkeln Wolkennor,
Also taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtiges Bild hervor.

Saßen all auf dem Berdecke,
Fuhren stolz hinab den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glüh'n im Abendsonnenschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen
Siner Dame, schön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Buben fangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Mährchenhaft vorüberzogen
Berg' und Burgen, Wald und Au'; —
Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

XIII.

errieth mein blaßes Angesicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willst du, daß der stolze Mund
Das Bettelwort gesehe?

O, dieser Mund ist viel zu stolz,
Und kann nur küssen und scherzen;
Er spräche vielleicht ein höhnisch Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.

I. Band. I. Heft.

XIV.

ich wollt', meine Schmerzen ergössen
Sich all' in ein einziges Wort,
Das gäb' ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das schmerzgefüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wied dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefsten Traum.

Die Grenadiere.

ach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hängen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde.

Der Andre sprach: das Lieb ist aus,
Auch ich möcht mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

4

Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Ich trage weit bess'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir Bruder eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Plinte gib mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll,
Und widerder Roffe Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und klirren;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab', —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

Die Lore-Ley.

Lch weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blizet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Des Predigers Familie.

Er bleiche, herbliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof
Das stille Pfarrerehaus.

Die Mutter liest in der Bibel,
Der Sohn, der starret in's Licht,
Schlafrunten dehnt sich die ält're,
Die jüngere Tochter spricht:

Ach Gott! wie Ginen die Tage
Langweilig hier vergeh'n;
Nur wenn sie Ginen begraben,
Bekommen wir etwas zu sehn.

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen:
Du irrst, es starben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben,
Dort an der Kirchhofsthür'.

Die ält're Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der ist vertriebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
In's mag're Gesicht hinein:
So willst du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber sein!

Sie hören pochen an's Fenster,
Und seh'n eine winkende Hand;
Der todte Vater steht draußen
Im schwarzen Pred'gergewand.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

I.

Im Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schau'n die Prozession?“ —

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.“ —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz:
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herz ganz.“

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Cöln am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,

Sie singen beide im Chore:
Gelobt sei'st du Marie!

II.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel' franke Leut'.

Die franken Leute bringen
Ihr dar, als Dyfervend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jezo tanzt auf dem Seil',
Gar Mancher spielt jezt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete d'raus ein Herz:
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!“

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Cöln in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jehund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'.

„Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh!
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!“

III.

Der franke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestreckt
Ihr Sohn, und der war todt;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt seist du, Marie!

Theodor Körner.



Es war am 26. August des Jahres 1813, als einige Compagnien französischer Infanterie einen Transport von Munition und Lebensmitteln auf der Straße von Sadebusch nach Schwerin eskortirten. Die aufgehende Sonne blitzte lustig herab auf die blanken Bajonnette der Grenadiere, die sorglos durch die vom Morgenthau duftende Haide hinmarschirten; die Tambours hatten die Trommeln auf den Rücken genommen, und laut und lustig klang das beliebte Volkstied: „le comte Orry disoit pour s'égayer“ aus den rauhen Kehlen durch den grünen Hochwald hin, denn der das Convoi führende Officier glaubte im Rücken der französischen Armee keine Gefahr befürchten zu müssen. — Da unterbrach plötzlich lautes Hurraheulen den Gesang; der gellende Ton preussischer Hörner rief zum Einhauen, Lützow'sche schwarze Jäger zu Pferde stürzten aus dem Walde hervor. — Das niedrige Gebüsch zur anderen Seite des Weges bot indessen den französischen Cirailleurs eine augenblickliche Deckung dar, und die Kleingewehrkugeln pflüchten um die Köpfe der kecken Reiter. Eine derselben traf das Pferd eines Officiers, ging durch den Hals desselben und durchbohrte den Unterleib des Reiters, daß beide, Ross und Mann zusammenstürzten.

Der tödtlich Verwundete, der wenige Minuten nachher in den Armen herbeieilender Waffenbrüder seinen Geist aufgab, war Deutschlands jugendlicher Säng'er, Karl Theodor Körner.

Auf dem Wege von Sübelow nach Dreikrug, bei dem Dorfe Wöbbelin, etwa eine Meile von Ludwigslust, gruben Lützow's schwarze Jäger ein Grab für den Gefallenen, ihre Büchsen donnerten eine dreimalige Salve über den Hügel, unter welchem der junge Krieger den ewigen Schlaf schlief, und eine kräftige, deutsche Eiche breitet ihre knorrigen Aeste darüber hin.

So ruht der Deutsche in deutscher Erde, deren Freiheit seine Kameraden erstritten, die er zum heiligen Kampfe für das Vaterland aufgerufen.

Bei Wöbbelin, im freien Feld,
Auf Mellener Grände,
Da ruht der jugendliche Held
An seiner Todeswunde.
Er war mit Lützow's wilder Jagd
Wohl in die Schlacht gezogen:
Da hat er frisch und unverzagt
Die Freiheit eingefogen.

So singt Friedrich Förster von dem gefallenen Helden, und mit ihm beweinten alle, die ihn gekannt, denen der Klang seiner Lieder in's Herz gedrungen, den Tod des jugendlichen Sängers.

Körner war in der That eine erfreuliche, Leben und Kraft verkündende Erscheinung in der deutschen Poesie. Der nationale Aufschwung während des Krieges der Jahre 1813 bis 1815, der ganz Deutschland aus seinem Schlafe rüttelte und den wir den Befreiungskrieg nennen, fand in ihm seinen

ersten Vertreter, der aus dem thatkräftigen Leben selbst hervorging und das aussprach, was im Busen der vaterländischen Jugend mächtig erglühte.

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?“

tönte sein gewaltiger Ruf durch Deutschlands Gauen, zum heiligen Kampfe werdend; und die unter dem Namen „Feier und Schwert“ bekannte Sammlung seiner Gedichte gehört unter die schönsten Denkmäler der Nationalität, die jemals an dem Altar des Vaterlandes niedergelegt wurden. Diese Gedichte waren allein hinlänglich, den Namen des Dichters mit jenen feischen Lorbeeren zu schmücken, die unsre Väter damals auf blutgedüngter Aue brachen, und in der That sind sie es auch allein, denen Körner eine so populäre Anerkennung verdankt, die durch seine übrigen Arbeiten schwerlich hervorgerufen sein dürfte. Der Augenblick war zu reich an gewaltigen, welterschütternden Ereignissen, als daß nicht ein jugendkräftiges Gemüth, wie das Körner's, von dem Impuls der Gegenwart angecegt, begeistert in die Saiten seiner Feier gegriffen haben sollte; waren es doch nach ihm so viele schnurhärte Horden, die der armen Muse mit ihrem Patriotismus so lange zusetzten, bis auch sie ihr ein paar jämmerliche Verse abgequält hatten. — Eine unserm Dichter in der That sehr ähnliche Erscheinung der neueren Zeit ist Nic. Becker, der bekannte Sänger des Rheinliedes; auch er wußte einen günstigen Moment am rechten Fleck zu fassen. Körner starb indessen, während er sang, und die deutsche Jugend entzückt seinen Gedichten lauschte; Nic. Becker aber, als sein kräftiges: „Sie sollen ihn nicht haben,“ durch Deutschland hinhalte, starb nicht, sondern ließ seine Gedichte drucken; — das ist der Unterschied zwischen beiden.

Die dramatischen Arbeiten Körner's, die zu ihrer Zeit gern genug gesehen wurden, sind durchaus ohne gewichtigen Nachhall geblieben. Man erkennt in ihnen die Kopien früherer Meister und nicht allein Schiller diente ihm in dieser Beziehung zum Muster, sondern auch Kotzebue's Manier findet man in seinen Lustspielen wieder. Seine übrigen poetischen Arbeiten, Romane, Legenden, komische und andere Gedichte, verrathen zwar eine große Leichtigkeit und Gewandtheit der Sprache, aber keine Originalität, sondern höchstens das ungelungene Streben nach derselben. „Wenn man,“ so sagt A. Streckfuß in seiner Biographie des Dichters; „wenn man mit einem unbefangenen Blick Körner's poetisches und moralisches Leben überschaut, so ahnt man sehr lebhaft die hohe Stelle des Ruhms, die er einst eingenommen haben würde, wenn nicht das Schicksal ihn den großen Opfern zugeseht hätte, mit denen des Vaterlandes Rettung erkauft werden mußte.“ Dies so unbedingt günstige Urtheil aber dürfte denn doch wohl etwas zu gewagt erscheinen. —

Bei seinem poetischen Naturell und seinen glücklichen Geistesanlagen hätte Körner gewiß noch etwas Eüchtiges geleistet, wenn er sich mit aller Kraft des Willens emporgearbeitet hätte; aber dennoch kann die Kritik den Dichter nicht nach dem beurtheilen, was er geleistet hätte, sondern nach dem, was er ihr von seinen poetischen Schöpfungen übermacht hat. — Hier von sind seine Kriegeslieder, wie schon gesagt, allerdings bei weitem das Beste. Man hört es ihnen an, daß sie aus dem thatkräftigen Leben hervorgegangen sind, daß sie auf dem Schlachtfelde selbst gedichtet, unter dem Donner der Geschütze, dem Klirren der Säbel und dem Winseln der Verwundeten und Sterbenden. — Man vergleiche das Lied: Lützow's wilde Jagd. — Welche Scenerie, welche Lebendigkeit der handelnden Personen, wenn er singt:

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Zehergen. —

Eben so kräftig, und mächtig zur Begeisterung fortreißend ist das Gedicht: „Männer und Puben,“ auf welches wir schon früher Bezug nahmen. — Mit einem Wort, Körner war das helltönende Organ der vaterländischen Jugend, die in seinen Gedichten jene heilige Begeisterung ausgesprochen fand, welche damals das ganze Deutschland ergriffen hatte. So sind auch die Lieder von Moritz Arndt und Max von Schenkendorf, unter denen besonders der gewaltige Schlachtgesang:

„Die Feuer sind entglommen“

nicht ohne mächtige Wirkung auf das Volk gewesen, obgleich sie nie die Popularität von Körner's Gedichten erreichten.

Was die Biographie des jugendlichen Dichters betrifft, so fügen wir hierüber die folgende Notiz hinzu:

Im Jahre 1791 zu Dresden geboren, empfing der Knabe den ersten Unterricht unter den Augen seines Vaters, des kursächsischen Appellationsrathes Körner, der den Geist sowohl, als den Körper seines Sohnes mit Umsicht bildete. Schon früh zeigte sich dessen Vorliebe für Poesie, und bereits im fünfzehnten Jahre fertigte er ein launiges Gedicht „Amors Heerschaaren“, welches wir in der Gesamtausgabe seiner Gedichte, Seite 96, abgedruckt finden. — In seinem siebzehnten Jahre verließ er das väterliche Haus und bestimmte sich, nachdem er eine Zeitlang die Kriegsschule zu Dresden besucht, zum Studium des Bergbau's. Bis dahin hatte er Gelegenheit gehabt, durch den Umgang mit vielseitig gebildeten Männern, besonders mit dem dänischen Dichter Oehlenschläger, den er in seines Vaters Hause häufig sah, seinen Geist zu bilden, bis er endlich 1808 die Bergakademie zu Freiberg bezog. Durch die Protection seines Vaters fand er auch hier eine freundliche Aufnahme und ward in die ersten Bänke der dortigen, vornehmen Welt eingeführt. — Er war noch dazu der Pathe der damaligen Herzogin von Kurland, und diese Dame sowohl, als deren Schwester, die bekannte Elisa von der Recke behandelten den jungen Mann mit vielem Wohlwollen.

Es waren zu jener Zeit durch den mächtigen Impuls, der von Frankreich ausgegangen war, endlich die hölzernen Schranken der Convenienz niedergeworfen worden, die den Unterschied der verschiedenen Stände auf eine so grelle Art markirt hatten. Während dem Dichter des achtzehnten Jahrhunderts auch in seinen geistigen Productionen eine Grenze angewiesen war, die sich nach Maßgabe seiner bürgerlichen Stellung erweiterte oder verengerte, rief jene Zeitperiode ganz andere Gesinnungen wach. Man war bisher immer der Meinung gewesen, daß ein Hofrath bessere Verse machen müsse, als ein Geheimsekretair, und ein Geheimsekretair immer noch bessere, als ein anderer, arbeitsiger Dichter ohne Titel; Lessing und Mendelssohn, die die Verse Friedrich's II. ziemlich freimüthig beurtheilt hatten, wurden von ihren erschauten Zeitgenossen als eine Art von Majestätsverbrechern betrachtet, und erst mit dem neuen Jahrhundert gewöhnte man sich daran, einzusehen, daß nicht Rang und Titel, sondern das Genie allein den Dichter mache.

Theodor Körner war einer der ersten, deutschen Dichter, denen diese Gesinnung zu gut kam; aber er wollte sich auch dankbar dafür beweisen, und so finden wir fast in allen seinen Liedern den Eau de Cologne Geruch der vornehmen Gesellschaft, mit welchem er seine Verse parfümirte, wie ein Stutzer sein weißgewaschenes Caschentuch von echtem Parfüm. Da ist kein einziger Ausdruck, der in einem Salon anstößig werden könnte; seine Muse hat überall Toilette gemacht, mit Schminke, Schönplästerchen und geschmürter Taille, als ob die gute Dame zum thé-dansant eingeladen wäre. Selbst einen mehr populären Stoff, den er jedoch selten wählte, bearbeitete Körner auf solche Weise, bis endlich der Pulverdampf die parfümirte Luft reinigte, in welcher er seine Verse geschrieben.

Um so mehr muß es uns aber wundern, wenn wir den jungen Mann im Jahre 1810 die Universität Leipzig beziehen und sich dort, auf eine sogar wüste Weise, in dem burschikosen Treiben der studirenden Jugend bewegen sehen, die mit seinem früheren Leben in durchaus keiner Harmonie stand. Während zu gleicher Zeit die ersten Erzeugnisse seiner Muse unter dem Titel „Ansoopen“ (Leipzig bei Göschen) erschienen, schloß er sich einer Studentenverbindung an, durch die er in so unangenehme Händel gerieth, daß er sich 1811 in die Nothwendigkeit versetzt sah, Leipzig zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben. Krankheit, die den jungen Mann bald nach seiner Ankunft in Preussens Residenz befiel, gab die Veranlassung, daß er bald nachher mit seinen Aeltern nach Karlsbad reiste, um dort seine Gesundheit wiederherzustellen. Von dort begab er sich nach Wien, wo er im Hause Wilhelm v. Humboldt's, Schlegel's, der Frau Caroline Pichler und in anderen Bänken die freundlichste Aufnahme fand.

In der alten Kaiserstadt, deren Umgebungen und reichen Kunstschätze dem jungen Manne mannigfachen Genuß gewährten, beschäftigte sich derselbe zuerst mit dramatischen Productionen und trat bald nachher mit zwei kleinen, einaktigen Stücken in Alexandrinern, die *Pract* und der *grüne Domino*,

auf, deren Erfolg ihn zu neuen Arbeiten ermutigte. Nachher folgte seine Coni, ein nach einer Erzählung von Kleist bearbeitetes Drama, dann das Trauerspiel die Sühne und endlich sein Briny, das erste, größere Drama seiner Feder. Der Stoff desselben ist der ungarischen Geschichte entnommen. Der Graf Briny, Befehlshaber der Festung Sigeth, vertheidigt dieselbe gegen den Angriff der Türken unter Soliman, unterliegt endlich der Uebermacht und begräbt sich mit den Seinen unter den Trümmern der von ihm angezündeten Veste; die Handlung selbst geht ohne größere Intrigue vor sich. Juranitsch, ein Untergebener Briny's, liebt dessen Tochter mit Bewilligung des Vaters, und stößt der Geliebten endlich den Polch in's Herz, damit sie den Türken nicht in die Hände falle.

Das zweite, größere Trauerspiel Körner's, Kosamunde, verräth einen größeren Aufwand von Phantasie und Erfindungsgabe; denn während der Briny nur dadurch allenfalls Interesse erregt, daß die Belagerten eben belagert sind, daß die Liebenden einander lieben u. s. w., finden wir in der Kosamunde das Talent des Dichters auf eine viel bedeutendere Weise hervortreten. Die Grundidee des Stückes ist eine Episode aus der Lebensgeschichte Heinrich II. von England; doch erlaubt der beschränkte Raum es nicht, hier ausführlicher dabei zu verweilen.

Außerdem dichtete Körner noch das ziemlich bekannte Drama Hedwig, das sich noch heut auf unserm Repertoire erhalten hat; sein letztes Werk ersteren Inhalts war Joseph Heiderich, eine Piece, die indessen die schwächste Arbeit des Dichters in dieser Manier ist. Während dieser größeren Arbeiten schrieb er noch drei Operetten und eine gleiche Anzahl kleiner Lustspiele, der Vetter aus Bremen, der Nachtwächter und die Gouvernante.

Die Fleißigkeit, mit welcher Körner überhaupt producirt, geht daraus hervor, daß er alle diese Arbeiten in einem Zeitraum von fünfzehn Monaten vollendete und noch hinlänglich Zeit übrig behielt, kleinere und größere Ausflüge in die an Reizen so mannigfaltige Umgebung der Kaiserstadt zu machen. Seine Thätigkeit wurde anerkennend dadurch belohnt, daß bald nach der Aufführung des Briny seine Ernennung zum Hoftheaterdichter in Wien erfolgte.

Da erscholl der Ausruf des Königs von Preußen an sein Volk. Er klang auch an Körner's Ohr, der bei seinem tiefen Gefühl für den damaligen Zustand Deutschlands, keinen Augenblick säumte, auch in die Reihen der Kämpfer einzutreten. Im März 1811 verließ er Wien und wurde bereits am 19ten desselben Monats in die Freischaar aufgenommen, welche damals der Major von Lützow in Preßlau errichtete. Bald nach seinem Eintritt wurde er zum Oberjäger und am 24. April durch die Stimmen seiner Kameraden, die den feurigen, unternehmenden Jüngling sämmtlich lieb gewonnen hatten, zum Lieutenant erwählt.

Ohne im Ecnste des Dienstes etwas zu verabsäumen, überließ sich der junge Mann in den Stunden der Muße der Poesie, und jener Zeitperiode verdanken wir den größten Theil der kräftigen Kriegslieder des Dichters. Sein letztes Gedicht war das „Schwertlied.“ Er hatte es einigen Freunden in dem Gehölz zwischen Gadebusch und Schwerin vorgelesen, als das französische Convoi, welches die preussischen Jäger erwarteten, sich näherte, und der Dichter den Tod fand, wie wir zu Anfang dieser Notiz erwähnten.

So starb Theodor Körner, und allgemein war die Trauer um den jugendlichen Vaterlandskämpfer. Von allen Seiten wurden seiner Familie die Beweise der Theilnahme, welche man mit dem Schicksale des Gefallenen fühlte. Unter Anderen schenkte auch der Großherzog von Mecklenburg Schwerin dem Vater Körner's jenen Platz neben der Eiche, bei welcher der Dichter von seinen Kameraden begraben worden war. Ein gußeisernes Denkmal von einer Mauer umgeben bezeichnet jetzt die Stelle, wo seine Gebeine modern; aber ein bleibenderes Monument hat er sich in dem Herzen der deutschen Jugend gesetzt, die noch nach Jahrhunderten Begeisterung aus jenen wildkräftigen Liedern saugen wird, die er angestimmt, als fremder Anechtshaft Joch schwer auf dem Vaterlande lastete. — Eine Gesamtausgabe seiner Werke in einem Bande erschien zu Berlin (Nicolaische Buchhandlung), welche mehrere Auflagen erlebte und aus welcher wir die hier folgenden Gedichte entlehnen.

Treuer Tod.

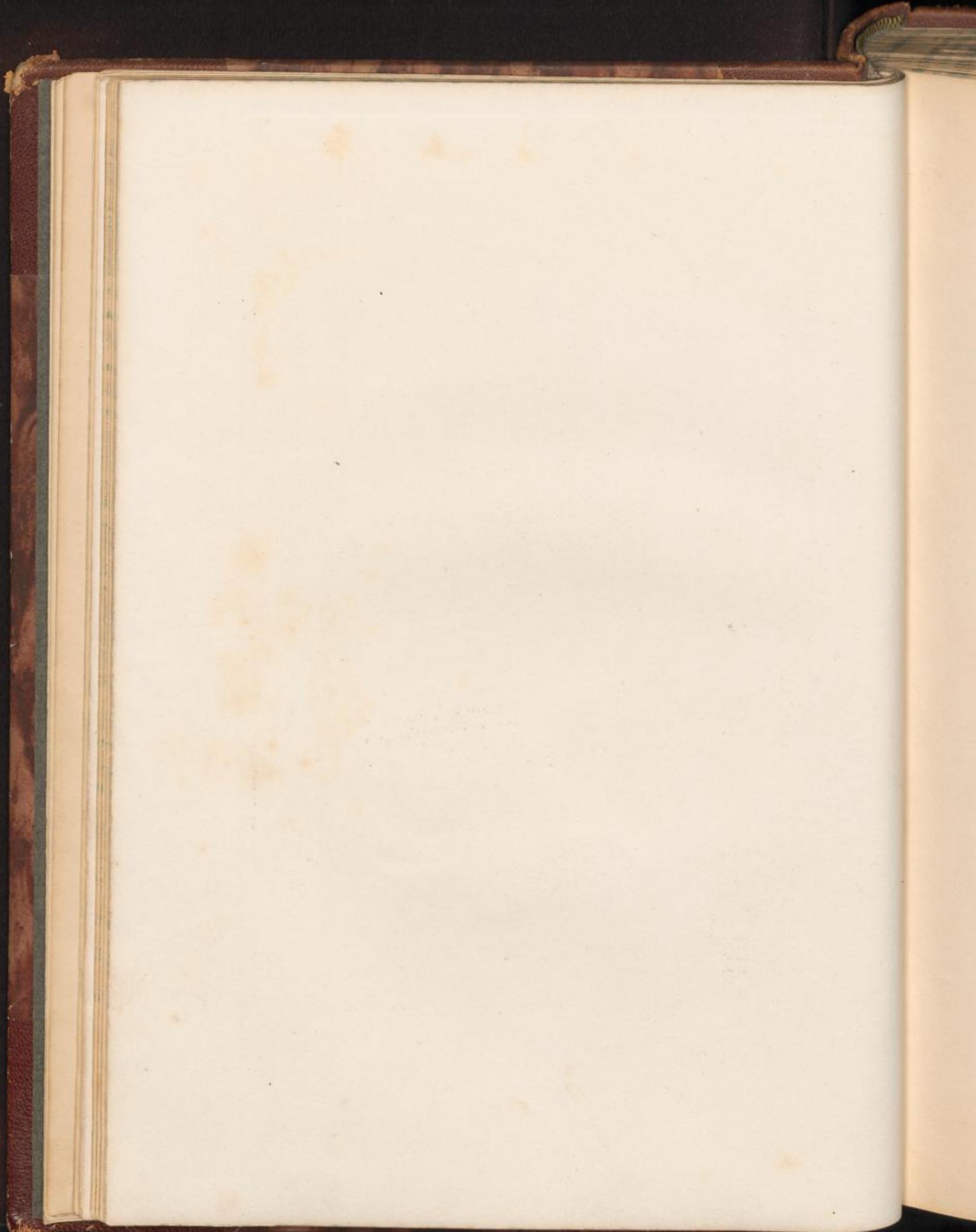
v. Th. Körner.



Der Ritter muss zum blut'gen Kampf hinaus,
 Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu streiten,
 Da zieht er noch vor seines Liebchens Haus,
 Nicht ohne Abschied will er von ihr scheiden.

gez. u. rad. v. J. B. Sonderland.

Verlag v. Meyer & Hofmann in Berlin.



Treuer Tod.



Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu streiten;
Da zieht er noch vor seines Liebchens Haus:
Nicht ohne Abschied will er von ihr scheiden.
„O weine nicht die Augen roth,
„Als ob nicht Trost und Hoffnung bliebe!
„Bleib' ich doch treu bis in den Tod
„Dem Vaterland und meiner Liebe.“

Und als er ihr das Lebenswohl gebracht,
Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen;
Er sammelt sich zu seines Kaisers Macht,
Und muthig blickt er auf der Feinde Reihen.
„Mich schreckt es nicht, was uns bedroht,
„Und wenn ich auf der Waghals bliebe!
„Denn freudig geh' ich in den Tod.
„Für Vaterland und meine Liebe!“

Und furchtbar stürzt er in des Kampfes Gluth,
Und Tausend fallen unter seinen Streichen;
Den Sieg verdankt man seinem Heldenmuth,
Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen.
„Ström' hin, mein Blut, so purpurroth!
„Dich rächen meines Schwertes Hiebe;
„Ich hielt den Schwur, treu bis in Tod,
„Dem Vaterland und meiner Liebe.“

Harras, der kühne Springer.

Noch harrete im heimlichen Dämmerlicht
 Die Welt dem Morgen entgegen,
 Noch erwachte die Erde vom Schummer nicht,
 Da begann sich 's im Thale zu regen.
 Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
 Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
 Und tief aus dem Wald zum Gefechte
 Sprengt ein Hähulein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
 Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
 Und voran auf feurig schnaubendem Ros
 Der Harras, der mut'ige Ritter.
 Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
 Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
 Den Gegner noch heut' zu erreichen,
 Und die feindliche Burg zu ersteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht,
 Durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
 Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
 Es lauert nicht länger verborgen:
 Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
 Der Feind mit doppelt stärkerer Gewalt,
 Das Hifthorn ruft furchtbar zum Streite
 Und die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpf donnernd wiedererklingt
 Von ihren gewaltigen Streichen!
 Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt,
 Und die schnaubenden Rosse steigen.
 Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
 Sie achten 's nicht in des Kampfes Gluth,
 Und keiner will sich ergeben,
 Denn Freiheit gilt 's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Mitters wankt endlich die Kraft,
 Der Uebermacht muß es erliegen,
 Das Schwert hat die Meisten hinweggerafft;
 Die Feinde, die mächtigen, siegen.
 Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
 Kämpft Harras noch, und schlägt sich durch,
 Und sein Ros trägt den müthigen Streiter
 Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
 Jagt irrend durch Flur und Gehege;
 Denn flüchtig hat er des Weges nicht Acht,
 Er verfehlt die kundigen Stege.
 Da hört er die Feinde hinter sich drein,
 Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
 Und zwischen den Zweigen wird 's helle,
 Und er sprengt zu der lichtereren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
 Hört unten die Wogen brausen;
 Er sieht an des Bschopauthals schwindelndem Rand
 Und blickt hinunter mit Grausen.
 Aber drüben auf waldigen Bergeshöh'n,
 Sieht er seine schimmernde Wesse stehn:
 Sie blickt ihm freundlich entgegen,
 Und sein Herz pocht in lauterem Schlägen.

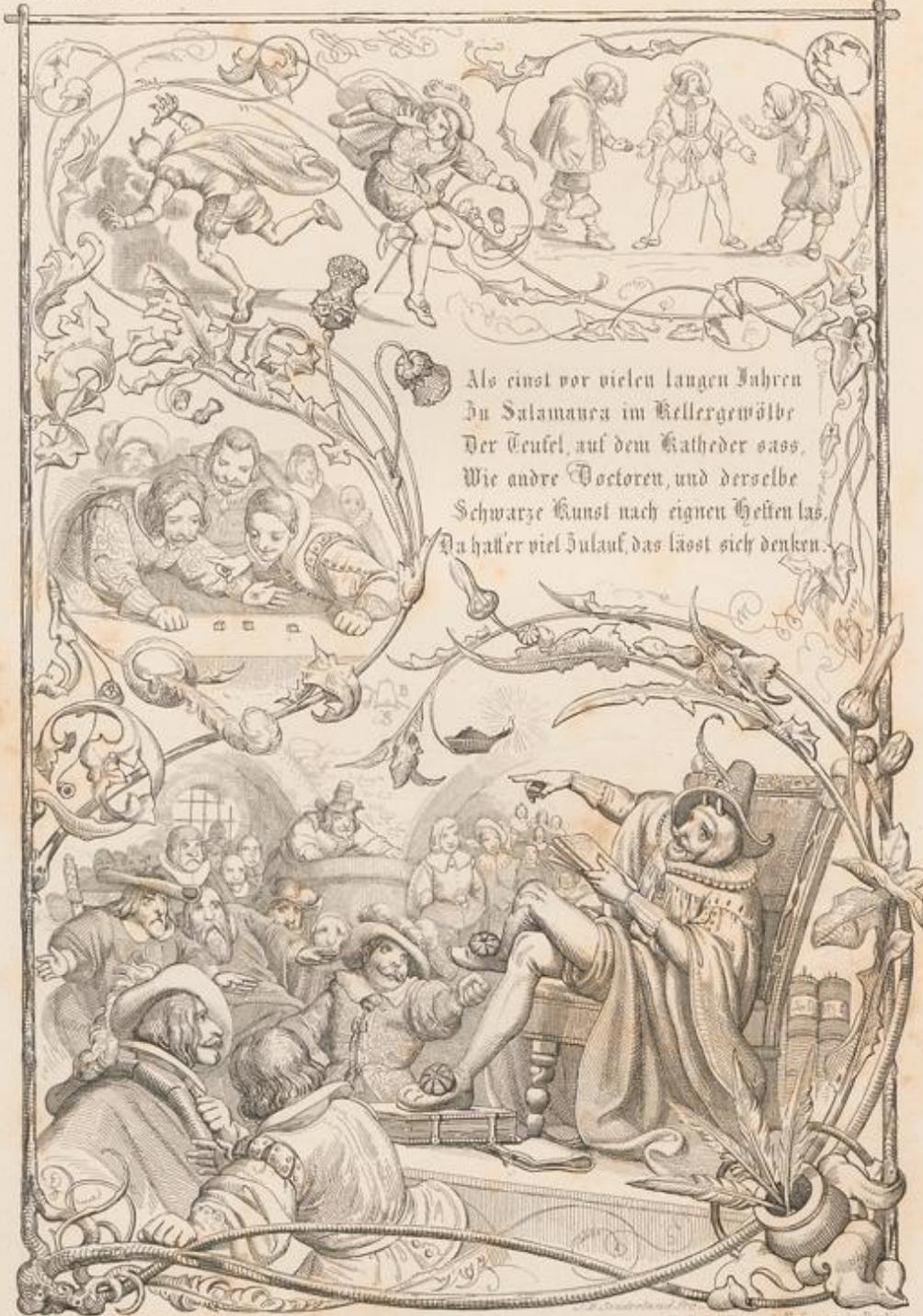
Ihm ist 's, als ob 's ihn hinüberrief,
 Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
 Und der Abgrund, wohl fünfzig Klaster tief,
 Schreckt das Ros, es schäumt in den Fügeln;
 Und mit Schauern denkt er 's und blickt hinab,
 Und vor sich und hinter sich steht er sein Grab;
 Er hört, wie von allen Seiten
 Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
 Ob Tod in den Wogen er wähle,
 Dann sprengt er vor an die Felsenwand,
 Und befehlt dem Herrn seine Seele;
 Und näher schon hört er der Feinde Troß.
 Aber schon vor dem Abgrund bäumt sich das Ros.
 Doch er spornet 's, daß die Fersen bluten,
 Und er setzt hinab in die Fluthen.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt,
 Ihn besänzen höh're Gewalten;
 Wenn auch das Roß zerschmettert verfinst,
 Der Ritter ist wohl erhalten;
 Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand,
 Und die Seinen sehn an des Ufers Rand
 Und begrüßen freudig den Schimmer.
 Gott verläßt den Muthigen nimmer.

Die vier Schwestern.

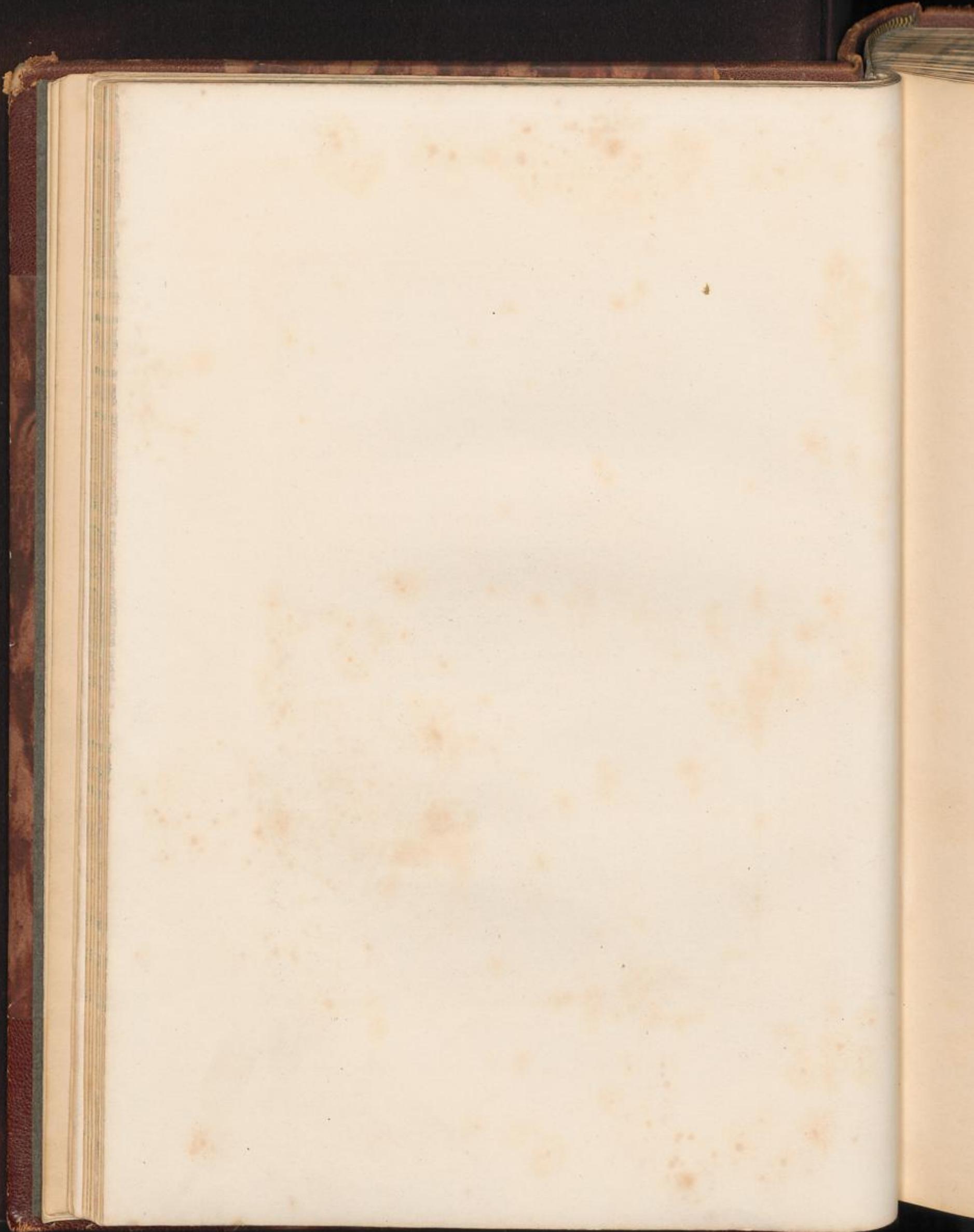
Es hat eine Mutter vier Töchter gehabt;
 Drei waren mit mancherlei Reiz begabt,
 Die vierte, der Mutter Sorg' und Gram,
 War aber an allen Gliedern lahm,
 Und konnte nicht gehen, und konnte nicht sprechen,
 Das wollte das Herz der Mutter brechen.
 Und als sie fühlte, daß es aus mit ihr sei,
 Da mußten ihr die drei Schwestern geloben
 Bei'm Vater dort oben,
 Des armen Kindes zu pflegen treu.
 Drauf ist die Mutter im Frieden
 Nach kurzem Gebete verschieden.
 Und die Schwestern hielten ihr heiliges Wort,
 Als wär' das Kind ihr höchster Hort;
 Doch der Armen nimmer die Sprache kam,
 Und sie blieb an allen Gliedern lahm.
 Bis einst ein festlicher Morgen graut,
 Der die Aelteste fröhlich begrüßt als Braut,
 Da haben sie erst in später Nacht
 An die arme, kleine Schwester gedacht.
 Und als sie das Zimmer erreichten im Lauf,
 Da richtet das Kind sich zum erstenmal auf,
 Und mit dem Händchen nach oben weist:
 „Lieb Mutter war bei mir, und hat mich geweist.
 „Lieb Mutter läßt die Schwestern grüßen!“
 Drauf thät sie auf ewig die Augen schließen.



Als einst vor vielen langen Jahren
 In Salamanca im Kellergewölbe
 Der Teufel, auf dem Katheder sass,
 Wie andre Doctoren, und derselbe
 Schwarze Kunst nach eignen Hefen las,
 Da hatte viel Zulauß, das lässt sich denken.

gez. u. rad. v. J. B. Sonderland

Verlag v. Meyer & Hofmann in Berlin.



Der Teufel in Salamanca.



Es giebt eine alte wahre Lehre,
Und gute Christen glauben d'ran:
Der Teufel, wenn er noch so mächtig wäre,
Hat doch dem Klugen nie was an.
Wer muthig ist und sein dabei,
Bleibt aller Satanskünste frei.
Das hat wohl mancher schon erfahren, —
Doch will ich zu Gunsten ungläubiger Seelen
Als Beispiel euch noch ein Mährlein erzählen.

Als einst vor vielen langen Jahren
Zu Salamanca im Kellergewölbe
Der Teufel auf dem Katheder saß,
Wie andre Doctoren, und derselbe
Schwarze Kunst nach eignen Hefen las,
Da hatt' er viel Zulauf, das läßt sich denken,
Es wimmelte alles auf Tischen und Bänken,
Denn er verstand sich herrlich darauf;
Und ward die Magie ihm gar zu trocken,
So gab er weislich lustige Brocken
Und spaßhafte Schwänke die Menge in Kauf.
Das war so ganz für der Herren Magen,
Kein and'res Collegium mocht' ihnen behagen,
Und sie sah'n das erstemal mit Gram,
Daß auch das Halbjahr zu Ende kam.
Das freute den Argen und er rief schließlich:
„Gewiß ist euch meine Weisheit ersprießlich,
Das ist euch allen sicher schon klar,
D'rum ersuch' ich um's billige Honorar,
Und bitte mir, ich sag' 's grad' heraus,
Eine von euren Seelen aus.“

Wer zuletzt wird aus der Kellerthür gehn,
 Dem will ich und soll ich den Hals umdrehn.
 Wenn 's euch gefällt, so mög't ihr losen."
 Da fingen die Herren an zu tosen,
 Schimysten den Doctor einen argen Wicht,
 Schwuren insgesammt unverhohlen,
 Der Teufel solle den Teufel holen;
 Aber all' ihr Sträuben half da nicht.
 Sie mußten sich endlich doch bequemen,
 Die fatalen Würfel zur Hand zu nehmen.
 Zur Hölle verdammt war ein junger Graf,
 Da er die niedrigsten Zahlen traf;
 Doch behielt er den Kopf auf der rechten Stelle,
 Und meinte: Noch gehör' ich nicht der Hölle,
 Noch hat der Teufel mich nicht in den Klauen,
 D'rum will ich noch menschlicher List vertrauen!
 D'rauf stellt sich der Teufel zur Kellerthüren,
 Und ließ einen nach dem andern passiren,
 Und als nun der Graf, als der letzte kam,
 Der Teufel ihn bei der Kehle nahm.
 Der aber schrie: „Haß keinen Theil an mir,
 Das Loos traf meinen Hintermann hier!“
 Und wies auf den Schatten an der Wand,
 Denn die Sonne dem Keller schief über stand.
 Da hielt ihn der Teufel länger nicht,
 Denn er war geblendet vom Sonnenlicht,
 Und packte wüthend, im argen Wahn
 Mit seinen Klauen den Schatten an.
 Der Graf schlüpfte behend hinaus,
 Und lachte den armen Teufel aus.
 Doch noch was Wunderbares sich fand,
 Denn als er in lichter Sonne stand,
 Erschraken alle und staunten sehr: —
 Der Graf warf keinen Schatten mehr!

Die Eichen.

Abend wird 's, des Tages Stimmen schweigen,
 Röth'her strahlt der Sonne letztes Glühn;
 Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
 Und das Herz ist mir so voll, so süß!

Alter Zeiten alte, treue Zeugen,
 Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
 Und der Vorwelt kräftige Gestalten
 Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viel des Edeln hat die Zeit zertrümmert,
 Viel des Schönen starb den frühen Tod;
 Durch die reichen Blätterkränze schimmert
 Seinen Abschied dort das Abendroth.
 Doch um das Verhängniß unbekümmert,
 Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
 Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
 Alles Große muß im Tod' bescheiden! —

Und ihr habt bestanden! — Unter allen
 Grün't ihr frisch und fahn mit starkem Muth;
 Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
 Der in eurem Schatten nicht geruht.
 Und wenn herbölich eure Blätter fallen;
 Todt auch sind sie euch ein köstlich Gut:
 Denn, verwesend, werden eure Kinder
 Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter, deutscher Treue,
 Wie sie bessere Zeiten angeschaut,
 Wo in freudig kühner Todesweih'e
 Bürger ihre Staaten festgebaut. —
 Ach was hilft 's, daß ich den Schmerz erneue?
 Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
 Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
 Deine Sichen stehn, du bist gefallen!

A u f r u f.

risch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
 Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
 Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
 Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
 Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
 Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
 Drück' dir den Speer in's treue Herz hinein:
 Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
 Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
 Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
 Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
 Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
 Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
 Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“
 Der Hütte Schutt versucht die Räuberbrut,
 Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
 Der Muehlmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschaar, laß den Meißel fallen,
 Die Leyer still, den Webstuhl ruhig stehn!
 Verlasse deine Höfe, deine Hallen: —
 Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
 Er will sein Volk in Waffenerüstung sehn.
 Denn einen großen Altar sollst du bauen
 In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
 Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
 Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
 Für die der Herr die Schwerter nicht geschlält,
 Wenn wir entzückt die jugendlichen Reiber
 Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
 Daß euch des Kamyses kühne Wollust fehlt? —
 Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
 Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
 Gab euch in euern herzlichem Gebeten
 Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
 Daß wir das sehn, das alte Volk des Siegs!
 Die Märtyrer der heil'gen, deutschen Sache,
 O ruft sie an als Genien der Rache,
 Als gute Engel des gerechten Kriegs!
 Louise, schwebt segnend um den Gatten;
 Geist uns'res Ferdinand, voran dem Zug!
 Und all' ihr deutschen, freien Heldenschatten,
 Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
 Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
 Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Sichen.
 Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?

Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
 Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
 In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
 Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
 Auch unsre Aene mit dem Eichenkranz!

Lützow's wilde Jagd.



Das glänzt dort im Walde im Sonnenschein?
 Hör 's näher und näher brausen.
 Es zieht sich herunter in düstern Reih'n,
 Und gellende Hörner schallen darein,
 Und erfüllen die Seele mit Grausen.
 Und wenn ihr die schwarzen Gefellen fragt,
 Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
 Und streift von Bergen zu Bergen?
 Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
 Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt,
 Es fallen die fränkischen Schergen.
 Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
 Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Neben dort glühen, dort braust der Rhein,
 Der Wüthrich gebergen sich meinte:
 Da naht es schnell mit Gewitterschein,
 Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
 Und springt an's Ufer der Feinde.
 Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
 Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
 Was schlagen die Schwerter zusammen?
 Wildberzige Reiter schlagen die Schlacht,
 Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
 Und lodert in blutigen Flammen.
 Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
 Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
 Unter winselnde Feinde gebettet?

Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
 Doch die wadern Herzen erzittern nicht;
 Das Vaterland ist ja gerettet!
 Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt,
 Das war Lügow's wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
 Auf Henkersblut und Tyrannen!
 Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
 Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
 Wenn wir 's auch nur sterbend gewannen!
 Und von Enkeln zu Enkeln sei 's nachgesagt:
 Das war Lügow's, wilde, verwegene Jagd.

Letzter Trost.



Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
 Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
 Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
 Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
 Jetzt zittert das Erdreich um uns her;
 Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen.

Die Hölle braust auf in neuer Gluth,
 Umsonst ist geflossen viel edles Blut,
 Noch triumphiren die Bösen.
 Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!
 Es hat nicht vergebens blutig getagt:
 Noth muß ja der Morgen sich lösen.

Und galt es früherhin Muth und Kraft,
 Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!
 Sonst scheitert das Schiff noch im Hafen.
 Erhebe dich, Jugend; der Tieger dräut!
 Bewaffne dich, Landsturm; jetzt kommt deine Zeit!
 Erwache, du Volk, das geschlafen!

Und die wir hier rüstig zusammenstehn,
 Und fest dem Tod in die Augen sehn,
 Woll'n nicht vom Rechte lassen:
 Die Freiheit retten, das Vaterland,
 Oder freudig sterben, das Schwert in der Hand,
 Und Knechtschaft und Wüthriche hassen.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
 Was giebt uns die weite, unendliche Welt
 Für des Vaterlands heiligen Boden? —
 Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
 Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
 Ja! glücklich und frei sind die Todten.

Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,
 Drum zittere, du Gedröck, um uns her;
 Ihr sollt uns die Seele nicht zügel'n!
 Die Erde kann neben uns untergehn;
 Wir wollen als freie Männer bestehn,
 Und den Bund mit dem Blute besiegeln.

Gebet während der Schlacht.

ater, ich rufe dich!
 Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
 Sprühend umzuden mich rasselnde Blitze.
 Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
 Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
 Füh' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
 Herr, ich erkenne deine Gebote;
 Herr, wie du willst, so führe mich.
 Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
 So im herblichen Rauschen der Blätter,
 Als im Schlachtendonnerwetter,
 Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
 Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
 In deine Hand befehl' ich mein Leben,
 Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
 Zum Leben, zum Sterben segne mich!
 Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend und siegend, preiß' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Aern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Franz v. Gaudy.



Das war noch eine schöne Zeit, als wir da zusammensaßen in der Schützenstraße zu Berlin, Romulus Heilmann, der nun schon lange hinüber gegangen ist, Eduard Ferrand, der jetzt auch todt, Arthur Mueller, und die Andern all', die lustigen Sängere, die damals zu dem Verein der jüngeren Berliner Dichter gehörten. — Ich sage, es war eine recht schöne Zeit, und die alte Linde da im Garten könnte viel erzählen, von den fröhlichen Gesellen, die sich dort zusammensanden, und sich Gedichte vorlasen, und ihren Liebsten manch Lebehoch brachten und dem Wirth ein Pöreat, wenn das Bier einmal trübe war.

Ja, ja, da war noch keiner, der schon tiefer in's Leben hineingeblickt hatte, in das kalte, zusammengekehrte Alltagsleben mit seinen Buchhändlern, Kammergerichten und Censoren, und die Namen der Festungen kannte man nur aus der Geographie. Das ist jetzt Alles ganz anders geworden. Ein Verleger druckt nur dann Gedichte, wenn es politische sind; aber wenn der Dichter den Pegasus besteigt, legt er dem armen Vieh Scheuklappen an, worauf die drei Worte geschrieben sind: „Kirche, Staat, Privatinteressen.“ — Doch ich will lieber selbst einen Gedankenstrich machen, als mir dergleichen machen lassen, und zudem möchte der Leser auch fragen, was diese thörigten Reflexionen mit dem Dichter zu thun haben, von welchem ich hier spreche. Darauf würde ich jedoch antworten, daß sie allerdings wohl mit ihm zu thun haben; denn der arme Gaudy hat viel zu kämpfen gehabt mit den Censurfedern, und wer's nicht glauben will, lese nur fleißig seine Gedichte, wo er sich darüber wundert, daß es noch Freitische, Freieremplare und andere Freiheiten giebt, daß man einen Brief frei machen kann u. s. w.

Aber wieder auf die alte Linde zurück zu kommen, so muß ich erzählen, daß wir auch einmal in ihrem lustigen Schatten zusammensaßen, und der Kellner mit der grünen Schürze viel zu rennen hatte, denn es war ein recht heißer Tag und das häufige Versetzen trocknete den Mund aus, als uns Gaudy besuchte. Ich sah ihn damals zum ersten Male, und seine imponirende, zugleich aber gewinnende Persönlichkeit machte einen tiefen Eindruck auf mich und auf uns alle, die wir ihn mit herzlichster Freundschaft empfingen. — Seit jener Zeit war er ein oft und gern gesehener Gast in diesem Kreise, denn wenn er den Vormittag über gearbeitet hatte, saß er den Rest des Tages am Liebsten in der Gesellschaft gleichgesinnter Freunde, sich über Poesie und Literatur unterhaltend, ohne jedoch die anderen Interessen des Lebens zu vernachlässigen.

Er war im Jahre 1800, am 19. April, zu Frankfurt a. d. O. geboren und sein Vater, Franz Wilh. Leop., Freiherr v. Caudy, nachmals 1814 General-Gouverneur von Sachsen. Der Knabe reifte somit unter dem Waffenklinge heran, der sein Vaterland in jener Zeitperiode aus der lethargie wach rief, in welche ganz Deutschland versunken war, und hatte um so mehr Gelegenheit, Antheil daran zu nehmen, als ihn sein Vater ebenfalls für die militairische Laufbahn bestimmte. Zu jung indessen, um an dem sogenannten Freiheitskriege Antheil zu nehmen, faßte er nachmals einen entschiedenen Widerwillen gegen den Militairdienst im Frieden, der ihn bis zu seinem Tode nicht verließ. Seinen ersten Schulunterricht hatte er in dem Collège français zu Berlin erhalten; nachher bezog er das Gymnasium zu Schulpforte und verließ dasselbe erst im Jahre 1818, um dem Plane seines Vaters gemäß in ein Regiment einzutreten. Bereits im folgenden Jahre zum Officier avancirt, sagte diese Lebensweise dennoch seinem lebhaften, feurigen Geiste, der jede Abhängigkeit haßte, durchaus nicht zu, und ein komisches Bild dieses Seelenzustandes entwirft er in seiner „Lieutenantsklage.“ Obgleich sein Vater bereits 1823 starb, gelang es ihm doch nicht, sich vor dem Jahre 1833 von dem Militairdienste loszumachen, dann aber verließ er seine Garnison Glogau und eilte von da nach Berlin, nur allein der Poesie und andern literarischen Beschäftigungen zu leben.

Es scheint indessen, als ob das Talent des Dichters eine längere Entwicklungsperiode zur Selbstständigkeit brauchte, wenn er nicht vielleicht das „nonum in annum“ des Horaz in Anwendung bringen wollte; denn erst in einem Alter von neunundzwanzig Jahren veröffentlichte er seine ersten dichterischen Productionen, eine Sammlung von Gedichten, unter dem Titel: „Crato“ (Glogau 1829). Unstreitig finden wir auch in diesen Versen, die nichts desto weniger 1835 eine zweite Auflage erlebten, das Nachklingen der Heine'schen Manier auf eine auffallende Weise hervortreten, und obgleich Caudy's spätere Arbeiten eine weit gediegenere Originalität bekunden, so stoßen wir doch selbst in diesen noch auf ähnliche Erinnerungen. Man vergleiche z. B. die folgenden Stellen:

Heine: die Heimkehr III.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai;
Ich stehe gelebt an der Linde
Hoch auf der alten Basfel.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh;
Ein Knabe fährt im Rahne,
Und angelt und pfeift dazu 2c.

Caudy: der Handwerksbursh.

Bei'm Heiligen auf der Brücken
Zig' ich auf steinerner Bank,
Und werfe das Nänzel vom Rücken
Und schaue den Fluß entlang.

Es schwellt der Wind das Segel
Heidi! Das geht vom Fleck,
Der Schiffer, der saule Hiegel,
Ruht schmauchend auf dem Deck 2c.

Indessen berechtigen in der That nur die ersten Arbeiten Caudy's zu einem solchen Urtheile, und seine Prosa giebt uns noch weniger Anlaß dazu. Das Erste in dieser Gattung, was von ihm erschien, war ein viel gelesenes, in kurzer Zeit die zweite Auflage erlebendes Buch: „Gedankensprünge eines Cholera Entronnenen“ (Glogau 1832), eine Arbeit voll hecken Humors, der sich mitunter mit beißender Satyre mischt; aber wenn auch hier die Einheiten weniger an Heine erinnern, so läßt sich bei der Anlage des Ganzen der Gedanke an eine ähnliche Tendenz, wie die der Heine'schen Reisebilder, nicht gänzlich ableugnen. — Indessen rang er sich immer mehr und mehr kräftig von dieser Abhängigkeit los. Dies beweisen die 1833 erschienenen „geschichtlichen Gesänge der Polen Niemcewicz und Mickiewicz“ und die Arbeiten des folgenden Jahres „Korallen“ und „Pefengano“ eine Novelle. 1835 vollendete er die metrische Bearbeitung des Roman von Höllo und den Herzogen der Normandie von Robert Wace und sodann seine „Kaiserlieder.“

Von allen andern Arbeiten Caudy's sind es wohl diese Gedichte vorzüglich, welche dazu dienen, seinen Dichtercuhm zu begründen. Eine kräftige und dennoch wieder weiche, fast wehmüthige Sprache, die sich gefällig dem Gegenstand anschniegt, die Poesie, welche ihre ersten, süßenden Gedanken in die ehernen Plätter der Weltgeschichte hineinhaucht, sind die Vorzüge dieses Werkes, das den Dichter zu den Besten unserer Nation emporhebt. — Welch' ein schöner Gedanke der poetischen Gerechtigkeit liegt nicht in dem Gedichte, der Napoleons Ernennung von Josephine behandelt:

III

„Und die Kaiserin erhebt sich, zeichnet trüb' das Pergament,
Das sie von der Herrscherkrone, das sie von dem Gatten trennt.
Scheidet mit verhülltem Auge, weinet unter Blumen fern
Weinet bis zum Tod, entflohen ist mit ihr des Kaisers Stern.“

Nach der Beendigung dieser Arbeiten machte Gaudy eine Reise nach Italien, welche auch zunächst den Stoff zu seinem viel gelesten Buche: „mein Römerzug“ (3 Bde. Berlin 1836) gab. Ein zweites Werk, zu welchem er den Stoff, den ihm diese Reise darbot, benutzte, war eine kleine Novelle, die unter dem Titel: „aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen“ zu Berlin 1836 erschien und wahrscheinlich durch Nicolais ziemlich allgemein bekanntes Buch über Italien hervorgerufen sein mag. In derselben Zeit schrieb er auch die Erzählung: „Clotilde von Valons Champs.“ Während dieser Arbeiten hielt sich Gaudy größtentheils in Berlin auf, noch außerdem mit Arbeiten für Journale (Morgenblatt, Berl. Conversationsblatt, Preuss. Volksfreund u. A.) beschäftigt. — Obgleich er durch seine Geburt auf die Gesellschaft der höchsten Dinkel hingewiesen warühlte sich Gaudy dennoch wenig heimisch in diesen steifen, eleganten Salons, sondern zog eine bequeme, gemüthliche Geselligkeit unter guten Freunden jenen aristokratischen Freuden vor. Er machte auch gar kein Geheimniß daraus, daß er sich in irgend einem Kaffehause bei einem Glase Wein, oder gar ganz plebejischem Biere, mit einer Cigarette im Munde, einem Freund gegenüber sitzend, weit wohler befände, als auf dem schlüpfrigen Fußboden eines Gesellschaftssaales, im Gespräche mit geputzten Salonsdamen und besternten Herren. Man kann daher wohl schließen, daß er deshalb Anfeindungen aller Art ausgeht war; doch rächte er sich durch manchen Ausfall seiner beißenden Satyre, mit welcher er den hohlen Aristokratismus unsrer Zeit züchtigte, z. B. in der Parodie des Körnerschen Gedichtes „Männer und Puben, das wir in seiner Sammlung abgedruckt finden, wo es heißt:

Es sehn die Diener starr und stumm
Um den gnädigen Herren im Kreis herum.
Der spricht stolz zum Bedientenpaffe
Zeifend die recht' und die linke Wacke;
Schaut Ihr Hallunken in mir den Mann
Ja in mir den Mann
Aus dem nichts Höh'res werden kann.
Gott machte mich zum Edelmann,
Der Fürst hing mir den Schlüssel an.
Was bleibt nun
Mir zu thun?
Mich zu rasiren und auszurahm.

Für die Verläumdungen, welche ihn deshalb trafen, entschädigte ihn jedoch die Gesellschaft der geistreichsten Männer Berlins. Ganz besonders vertraut war er mit Chamisso und unternahm mit diesem gemeinschaftlich eine ziemlich schwierige Arbeit, die Uebersetzung einer Auswahl der Lieder von Beranger. Zugleich besorgte er auch mit Chamisso die Herausgabe des deutschen Musenalmanachs, nachdem Schwab von der Redaction desselben zurückgetreten war. 1837 veranstaltete er eine neue Sammlung seiner Gedichte, die er unter dem anspruchslosen Titel: „Lieder und Romane“ (Leipzig, bei Weidmann) herausgab; bald nachher erschienen in zwei Bänden „Venetianische Novellen.“

Der Aufenthalt in Italien hatte indessen einen zu günstigen Eindruck auf seinen Geist geübt, daß er sich nach diesen anstrengenden Arbeiten nicht noch einmal gesehnt haben sollte, den klassischen Boden der Halbinsel abermals zu betreten. Er beschloß seine Reise zu wiederholen, und von seinem Freunde Ferrand bis nach der Schweiz geleitet, kam er wieder in Rom an, wo er von den dortigen Künstlern jeder Nation mit den ehrenvollsten Auszeichnungen aufgenommen wurde.

Während dieser Zeit starb Chamisso in Berlin, und in einem wunderschönen Gedichte, welches in der That zu seinen besten Arbeiten gehört, feierte Gaudy den Tod seines entfernten Freundes, der ihn mit wehmüthigen Ahnungen erfüllt zu haben schien. Seine Rückkehr nach Berlin, die Gesellschaft der alten Bekannten heiterte ihn jedoch wieder auf und er überließ sich aufs Neue mit der alten

IV

Thätigkeit seinen literarischen Beschäftigungen, als ihn im Februar 1840 der Tod unvermuthet den Armen seiner Freunde entriß. —

Wenn wir nun noch einen Blick auf das Gesammtwirken Gaudy's werfen, so könnte allerdings nur ein übertriebenes Lob ihn den Coriphäen unserer Dichter zugesellen. Er gehört mit zu der romantischen Schule der neueren Periode, der indessen, wenn nicht alle Anzeigen trügen, eine gänzliche Umwälzung bevorsteht; denn auch in der Poesie macht sich, wie in jedem andern Interesse unsers geistigen und materiellen Lebens mit jedem Tage mehr und mehr die Spaltung sichtbar, die bisher durch den bodenlosen Indifferentismus mit eben so vieler Gefahr für den Unvorsichtigen beider Partheien verdeckt wurde, wie der Abgrund eines Felsens, über welchen tückische Schlingpflanzen ihre grünenden Arme für den Wanderer trügerisch lockend ausbreiten, er komme nun von der einen oder der andern Seite. Aber jetzt endlich stehen beide Partheien einander mit dem klaren Bewußtsein ihrer selbst gegenüber, und in der Poesie greift die Romantik nach Schwert und Pickelhaube, um ihre Interessen zu vertheidigen. Der Feldruf: Liberal! Ultra! erkönt immer ernster und gewichtiger. — Gaudy wäre in der That ein tüchtiger Kämpfer für das erstere Princip geworden, oder auch wohl für das glückliche Ganze, welches aus einer Verschmelzung beider Partheien hervorgehen wird und muß. Sein scharfer, beißender Spott begann schon zu einer Zeit den kleinen Krieg, als die Poesie sich noch fern von dem Kampfe hielt, an den sie in dem Zeitraum der letzten vier Jahre bereits so kräftigen Antheil genommen, und gewiß dürfte es auch ihr, bei ihren auf die Gesammtmasse wirkenden Kräften, am leichtesten gelingen diesen Streit zum glücklichen Ende zu führen.

Gaudy's Kaiserlieder gehören gewichtig in das Interesse unserer Tage, und seine Uebersetzung des Beranger zeigt uns, daß er den Dichter einer fremden Nation auf uns übertragen wollte, dessen Leistungen einen so bedeutenden Einfluß auf die Geschichte seines eigenen Volkes hatten.

Eine Gesamtausgabe von Gaudy's Arbeiten ist bisher noch nicht erschienen. Seine Freunde, Arthur Mueller und Eduard Ferrand hatten dieselbe vorbereiten wollen, doch da Dieser nun auch gestorben, müssen wir dieselbe von dem Ersteren allein erwarten. Die hier folgenden Gedichte entlehnen wir aus seinen schon vorher angeführten Liedern und Romanzen und den Kaiserliedern.



Wo bleibt's?

von v. Gaudy.

Wo bleibt's?

Ich trinke nicht,
 Es ich auch mal
 ein hundert
 Stück fluslern
 an, dafür is's hundert
 is's fluslern
 und wird dazu
 hundert.
 Nur zur Verdammung
 ist ich's,
 das is's klar.

Dass ich für Mädchen
 mich in Schulden
 stürze,
 Fällt mir nicht ein.
 Sich Lieb'erkauten?
 Mini!
 Schenk' ich Stathilden
 auch einmal in Schürze
 den neuen Seidenhut,
 den Parapluie.
 Was wollen diese Lippe,
 reien sagen?

Wo bleibt mein Geld? So ruft ich alle Tage.

gez. & radirt v. T. Hoffmann.

W o b l e i b t ' s ?



o bleibt mein Geld? So ruf ich alle Tage,
Vergeblich sinnend lehr' ich spät nach Haus.
Wo bleibt mein Geld? Mit dieser ew'gen Frage
Schütt' ich den Rest von meiner Börse aus.
Die Tasche hat kein Loch. Die harten Thaler
Wo sind sie hin? Gott weiß. In alle Welt.
Des Morgens noch ein Rothschild — Abends kahler
Als eine Kirchenmaus — wo bleibt mein Geld?

Im Buche steht es, was ich eingenommen,
Denn in der Ordnung treib' ich's fast zu weit.
Wißt' ich nur, wie ich um mein Geld gekommen,
Um alles, in so kurzer Spanne Zeit?
Der Dinkel ist splendid. Die Redakteure
Bezahlen prompt — vernimm's ungläub'ge Welt! —
Buchhändler geben mehr als ich begehre —
Ich schreibe viel — und doch: wo bleibt mein Geld?

Ich bin solide, lebe wie der Weise
Von Sans-souci — und immer sans six sous!
Ja, schweift' ich dann und wann noch aus dem Gleise,
Dann trüg' ich mein Geschick mit Seelenruh',
Doch so — — Mein Zimmer ist auf gleicher Erde —
Den möcht' ich sehn, der sich zu Hause hält
Gleich mir — wenn ich nicht just verleitet werde —
Frag' ich da nicht mit Recht: wo bleibt mein Geld?

Ich spiele nie! Dem Faro — Gott bewahre! —
 Ich opfern — nein, die Zeiten sind vorbei.
 Und bieg' ich nun auch ein paarmal im Jahre
 Mein Kärtchen — 's ist 'ne wahre Lumperei.
 Zwar leugn' ich nicht, daß mein Gewinnst nur spärlich —
 Im Gegentheile, meine Karte fällt
 Stets linker Hand — doch der Banquier ist ehrlich; —
 Das löst die Frage nicht: wo bleibt mein Geld?

Ich trinke nicht! — Off' ich auch 'mal ein Hundert
 Stück Ausern — nun, dafür ist's Januar,
 Ist's Ausernzeit. Und wird dazu burgundert,
 Nur zur Verdauung thu' ich's, das ist klar.
 Daß man die Ausern nicht im Mühlenbache
 Kann fischen, daß ihr Preis so hoch gestellt —
 'S ist hart — allein dies ist nicht meine Sache;
 Das Einz'ge frag' ich nur: wo bleibt mein Geld?

Daß ich für Mädchen mich in Schulden stürze,
 Fällt mir nicht ein. Sich Lieb' erkaufen? Pfui!
 Schenk' ich Nathilden auch einmal 'ne Schürze,
 'Ne neuen Seidenhut, 'nen Parapluie,
 'Ne Damenuhr, 'nen ächten Blondenkragen,
 Und was den jungen Mädchen sonst gefällt —
 Was wollen diese Lappereien sagen?
 Da frag' ich immer noch: wo bleibt mein Geld?

Das freie Land.

Fu trauerst Freund? Wem gilt die bange Klage? —
 „Der Freiheit, die von uns sich abgewandt.
 Wo weilt sie jetzt?“ — Wo? Sonderbare Frage!
 Blick auf! Du hochst ja in der Freiheit Land,
 Hier braucht sie sich nicht blöde zu verstecken,
 Großmüthig schirmt sie selbst die Polizei.
 Hörst Du aus jedem Mund, an allen Ecken
 Laut und vernehmlich nicht das Wertchen: frei?

Sieh den Geheimrath — zehn Orden quellen
Aus seinem Knopfloch. Ahnst Du, was er sei?
Lad' ihn zu Tisch — er wird sich pünktlich stellen,
Und klopelt zärtlich-leis: Ich bin so frei!
Hörst Du's? Er ist so frei, der Mann des Rathes,
Der wirkliche, geheimnißvolle Mann —
Nun zweifle noch an Freiheit eines Staates,
Wo Solcher solche Worte wagen kann!

Darfst du den Freisinn offen nicht bekunden
Auf Briefadressen? Schlafe Henschelei
Fremdländ'scher Franco-Schiffer ist verschwunden,
Und mannhast kühn schreibst Du das deutsche: frei.
Der Secretair der Post wird nicht erbleichen,
Er tunkt in's Tintefas mit fester Hand,
Und kriecht auf's Kowert das rothe Zeichen —
Postfreiheit ist kein Wahn bei uns zu Land.

Mein Freund, hierher paßt nicht die alte Leier,
Da stimme anderswo dein Liedchen an.
Freimaurer haben wir, Freiherrn und Freier,
Nun frag' ich ob man mehr verlangen kann?
Freistellen giebt's, Freitische (freilich kläglich!)
Wir haben einen Dichter Freiligrath,
Den Freitag wöchentlich, Freistunden täglich —
Und noch nicht frei genug dünkt Dich der Staat?

Haderlumpen-Liedchen.

Mit dem Lumpensack durchstreife,
Zerklündernd auf der Pfennigspitze,
Ich die Stadt der Kreuz und Quer.
Lump! Lump!
Bänder geb' ich, Messingringe,
Zunkelnagelneue Dinge,
Gebt nur Gure Lumpen her.
Lump! Lump!

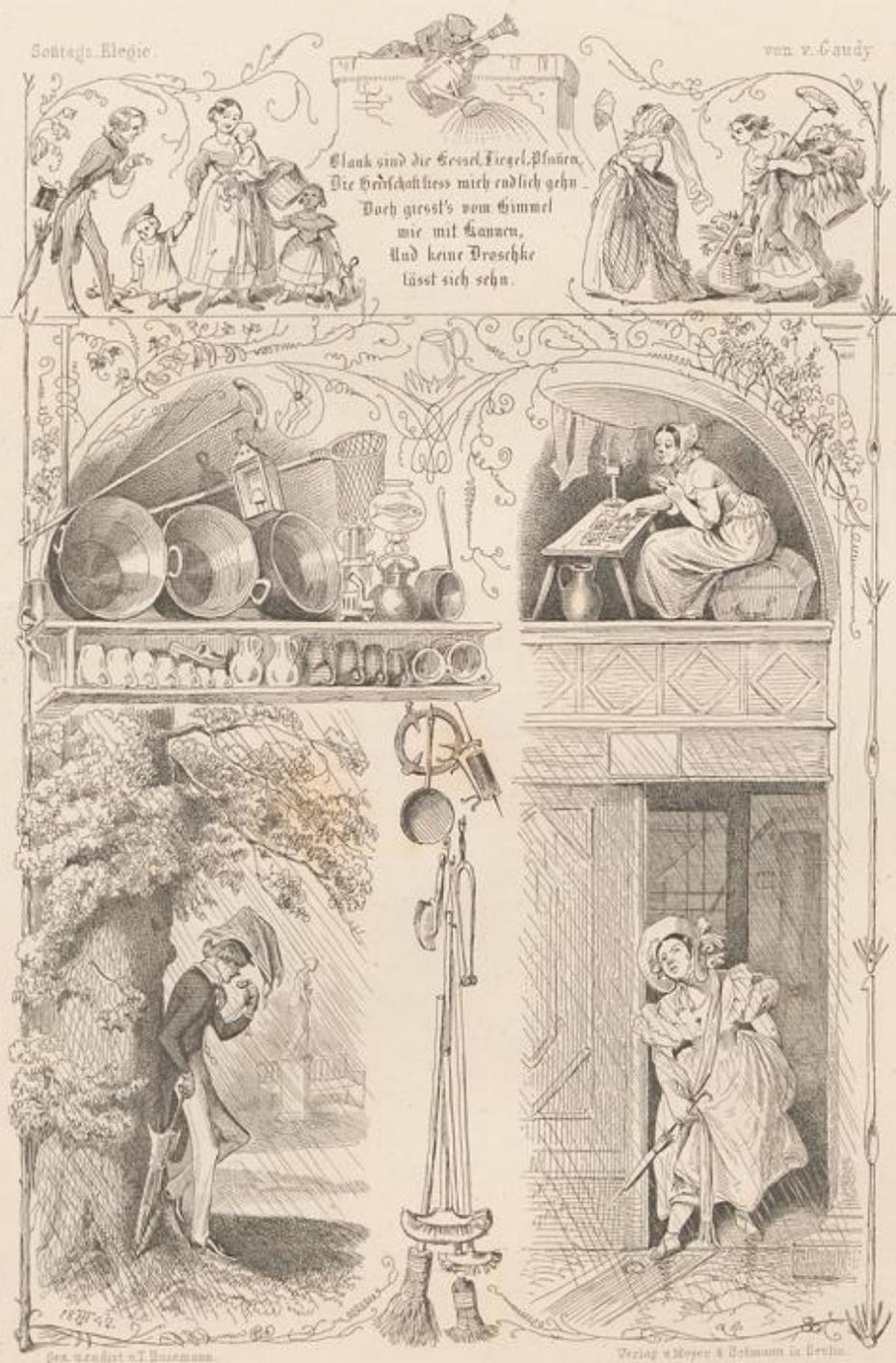
Oft schon hat es mich gewundert,
Dass in diesem Lumpjahrhundert
Noch an Lumpen Mangel sei.
Lump! Lump!
Juden, vor und nach der Taufe,
'S gilt ein Schacherchen! Ich kaufe
Lumpen! Seid ihr nicht dabei?
Lump! Lump!

Verse gegen englisch Pflaster
 Tausch ich ein, Ihr Poetaster,
 Denen Herz und Hemd zerfehrt.
 Lump! Lump!
 Gebt mir herzenswelle Lieder,
 Weiß' Papier bekommt Ihr wieder —
 Mehr zahlt auch nicht Hofmann jeht.
 Lump! Lump!

Pietisten, hört's im Städtchen,
 Werft heraus mir die Traktätchen,
 Den Bericht der Missionaire.
 Lump! Lump!
 Kirchenzeitung, die aus Halle,
 Kauf' ich, und die Schriften alle
 Ihrer würd'gen Redakteurs.
 Lump! Lump!

Ihr, Unmünd'ger Kuratoren,
 Advokaten, spitzt die Ohren
 Wenn mein geller Ruf erschallt!
 Lump! Lump!
 Sind die Akten in Verwirrung,
 Gebt sie mir. Jedwede Irrung
 Löst die Mühlenstampfe bald.
 Lump! Lump!

Ihr vom hohen Adel, hört es!
 Höre mich, Du hochverehrtes,
 Höchstgebild'ges Publikum!
 Lump! Lump!
 Willst Du fort und fort am alten,
 Längst vermorschten Trödel halten!
 Sieh Dich doch nach Neuem um.
 Lump! Lump!



Sonnags. Elegie

von v. Gaudy

Blank sind die Sessel, Tügel, Pfänder,
 Die Hebstahl'ess mich endlich gehn.
 Doch gress't's vom Himmel
 wie mit Kanonen,
 Und keine Dreschke
 lässt sich sehn.

Gez. u. schnit v. J. Rosenmann

Verlag v. Meyer & Lehmann in Berlin

Sonntags-Elegie.



In freier Sonntag, und zwei Wochen
Gehudel! Wird denn nie das Joch
In dem die Köchin seufzt gebrochen;
Und Alles spricht von Freiheit doch.
Blank sind die Kessel, Tiegel, Pfannen,
Die Herrschaft ließ mich endlich gehn
Doch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Der neue Kragen muß mich kleiden —
Modern fand selbst Madame den Gut;
So mag ich die Façon wohl leiden,
Und Rosa stand von je mir gut.
Die Taille, wahrlich zum umspannen —
Und wie die weiten Ärmel sehn —
Doch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Ob wohl der Blondkops heut' im Garten?
Er hat mich um ein Rendezvous,
Und bis um neun Uhr woll' er warten.
Er schwur mir's hoch und theuer zu.
Nach diesem Goldfisch gilt's zu spannen
Das Reg. Geläng's, und sing ich den —
Doch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
Und keine Droschke läßt sich sehn.

Und Geld, das hat er — viel — ich wette —
 Das feine Tuch — die goldne Uhr —
 Das Augenglas an schwerer Kette —
 Auf die Erklärung wart' ich nur.
 Doch Stund' auf Stunde fliegt von dannen:
 Ich muß hier auf der Lauer stehn;
 Noch gießt's vom Himmel wie mit Kannen,
 Und keine Droschke läßt sich sehn.

Trefflich wick nicht von der Seite,
 Als ich die Karte mir gelegt,
 Und daß der 'nen Rentier bedeute,
 Weiß jedes Kind — — Herr Gott! Es schlägt.
 Die Feiersunden sie verrannen —
 Die Herrschaft ruft, — schon ist es Zehn —
 Und immer gießt's noch wie mit Kannen,
 Und keine Droschke läßt sich sehn.

Die Reiterin.

Sah ich jüngst — es war im Traum —
 Einen wunderfelt'nen Ritt;
 Auf bejahrtem, steifen Klepper,
 Welcher schleichend Schritt vor Schritt
 Mit den Ranken, Dornen, Nesseln
 Sich schwerfäll'gen Hufes tritt,
 Sah ein Weib, das schlafend nickte,
 Und doch nicht vom Sattel glitt.

Sah verkehrt doch gar die Donna,
 In der Hand den Schwanz als Zaum,
 Bankt' hinüber und herüber,
 Murmel' auch, doch wie im Traum.
 Wen'ge Worte nur vernahm' ich,
 Die ich hört', verstand ich kaum,
 Gab auch nicht drauf acht und mustert'
 Ihres Kleides bunten Saum.

Sah ich doch, Zeit meines Lebens,
 Nicht so farbigen Talar;
 Grau nur gegen ihn bedünkte
 Mich der Regenbogen gar.
 Große Lappen, kleine Fegen,
 Angesicht fast wunderbar —
 Nun, der Himmel mag es wissen,
 Wer des Kleides Schneider war.

Groß und herrlich war zu schauen
 Dieser Edelfrau Gestalt,
 Zeigte gleich gebogner Nacken
 Spuren von der Zeit Gewalt,
 Hatte sie mit häm'schem Finger
 Gleich manch' Häk'chen eingekralt —
 Immer ließ sich noch ermessen,
 Daß die Frau mit Ehren alt.

Zu erwachen schien die Dame,
Leis und schüchtern fragt' ich da:
Wenn nicht meine Ahnung lüget,
Seid ihr Frau Germania? —
Bis zu Achtzehnhundert neune
Ward ich so genannt. O ja. —
Und jetzt? — Hab' ich hundert Namen;
Nennt mich Frau Stätera.

Wie ihr wollt. Doch edle Herrin,
Welchen fabelhaften Gaul
Reitet ihr? So abgetrieben,
Buglahn, hinkend, träg und faul.
Seht — doch nein, ihr kennt nicht sehen —
Im Moraste wühlt sein Maul;
Kommt nicht haarbreit von der Stelle.
Schafft ihn ab. Es ist ein Graul.

Nafeweiser Neuringothämter,
Welch' ein übermüth'ger Bahn
Treibt euch, meinen Gaul zu lästern,
Dem ich herzlich zugethan?
Der mich schon seit grauen Jahren
Sicher trug auf dorn'ger Bahn,
Der den ält'sten Stammbaum vorweist —
Ihn, den alten Schlenbrian?

Das Orakel.

ie Mutter hält auf dem Schooße
Das Knäblein zart und hold,
Lippen glüh'n ihm wie Rose,
Löckchen glänzen wie Gold.

Das Küssen und das Herzen
Heute bekommt sie's nicht satt;
Ein Jahr ist's, daß sie viel Schmerzen
Um ihn erlitten hat.

Ein Jahr ist's, daß ich viel Schmerzen
Um Dich erduldet hab';
Ein Jahr seit den Himmel im Herzen
Die Mutterbrust Dir gab.

Wie so reizend entfaltet
Hast Du, mein Knöschen, Dich.
Engel des Himmels, erhaltet,
Schüzet ihn milddiglich. —

Herrin, wollt mir erlauben,
So flüstert jetzt die Magd,
Daß nach des Volkes Glauben
Das Schicksal werde befragt.

Last loosen das jahresalte
Knäblein am heutigen Tag.
Der Himmel gnädig walte,
Daß er's wohl treffen mag.

Ich bringe die heilige Bibel,
Den Apfel, das Thalerstück.
Ein Loos verkündet Uebel,
Zwei Loose verkünden Glück.

Noth bleibt er wie Apfels Bäckchen
Wenn er die Frucht erliest.
Nie fehlen die Thaler im Säckchen,
Wenn er das Silber erliest.

Und, fragt die Mutter bebend,
Gewählt er das heilige Buch?
Die Magd spricht widersprechend:
Dann wird ihm das Leidentuch. —

O nimmer, nimmer wage
Dies Spiel. Ihn bleib' es fern.
Dies hiesse mit sündlicher Frage
Versuchen Gott den Herrn. —

Die Magd trägt in die Kammer
Wohl die drei Loose zurück.
Die Bibel mit silberner Klammer,
Sie fesselt des Kindes Blick.

Zappelnd und ringend windet
Es sich von der Mutter Schooß.
Tappt in das Kämmerlein, findet
Das ernste Todesloos.

Am goldig-gleißenden Schutte
Erkennt er das Erbstück.
Mit kurzem, schwanlenden Schritte
Bringt er's der Mutter zurück. —

Schon jetzt Deine Thränen fließen?
Warte noch, Mutter, ein Jahr,
Dann magst Du die bittern vergießen,
Dann wird das Orakel wahr.

S t e r b e k l ä n g e .

Sie dichterhang'nen Zimmer
Nimmt matt der Lampe Licht,
Wirft ihren zitternden Schimmer
Auf ein welkes Greisen-Gesicht.

Die Kinder seh'n im Kreise
Um das Sterbebett herum.
Ihre Thränen rollen leise,
Sie trocknen das Auge stumm.

Die halb Verwaisten reichen
Im schmerzlichen Druck sich die Hand,
Unsägliches Leides Zeichen,
Das keine Worte fand.

Jetzt ziehen frohe Gefellen
Singend die Straß' entlang.
Die Töne nah'n und schwellen
Zum dumpfen Bitherklang.

Da schlägt die Augenwimpern
Noch einmal auf der Greis,
Lauschet der Bitter Klimpern,
Lauschet der Sangesweis.

Das sind meines Sohnes Lieder!
Mild lächelnd der Alte spricht.
Sein Haupt stukt matt hernieder,
Das Aug' im Tode bricht.

A u s d e n K a i s e r l i e d e r n .

Die Schlacht bei den Pyramiden.

Run schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schaar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Horden, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter stehn und starren, wie Fels und Mauerwall.
U h l a n d.

Sieh, an fernem Horizonte wachsen wunderfame Thronen
Aus dem wüsten Plan; der Himmel ruht auf ihrem Felsennacken
Sind es Wolken, regungslose, die des Zaubers Spruch gebannt,
Jetzt der Gletscher eis'ge Spitzen äffend auf Aegyptens Sand? —

Nein, du siehst des Stolzes Säulen, siehst des Despotismus Tempel,
Siehst den auf der Völker Stirne ewig glüh'nden Sklavenstempel,
Siehst die Male, die den Namen überdauert ihrer Herrn,
Siehst die ries'ge Marmorhülle von zu Staub zerfallnem Kern.

Jene starren Riesenhäupter, die im Morgenstrahl sich baden,
Während noch den Reif der Nächte zirpend schlürfen die Gifaden,
Die des Bliges Schlange trogen, wie dem Hauch giftschwangeren Winds,
Unerreicht vom Flug des Seiers — Dschischah's Pyramiden sind's. —

Und die blinkend helle Linie an dem Fuße der Kolossen,
Sind es Reiter, durch die Ebne stürmend auf windschnellen Rossen,
Oder sind es Nebelstreifen, die der Sonne Strahl bescheint,
Trugbild dieses Wunderlandes, Wüstenpiegel? — Nein, der Feind.

Ha, er naht! Die Wüste zittert unter seiner Renner Hufen.
Durch die Glieder der Franzosen hör' ich Bonaparte rufen:
„Schließet eures Vierecks Mauern! Von der Kön'ge Felsengrab
Schauen jetzt auf eure Thaten drei Jahrtausende herab!“

Allah jauchzend, Säbel schwingend, Bügels Backen in die Flanken
Ihrer Pferde grabend, stürzen Mammelucken jetzt auf Franken:
Also stürmt der Nordwind heulend auf der Giche Leben ein,
Die mit nerv'gem Arm umlastert hält des Felsens Urgestein.

Wellen schlagend in den Lüften fliegt der Kofse Silbermähne;
Aus dem schlanken Bau der Füße quillt die schmeid'ge Kraft der Sehne,
Feuer leuchtet aus dem Auge, Schaum bespritzt das Goldgebiß,
Raum gelenkt von Reiters Händen, der des edlen Thiers gewiß.

Von der Muselmänner Haupten, von des Turbans falt'gem Schleier
Glänzt das funkelnde Geschmeide, nickt der schwanke Busch vom Reiter,
Und des Stahles Mondessichel, schmiegsam, hauchend zarten Duft,
Funkelt in der Hand des Kriegers, blitzschnell zischend durch die Luft.

Also braust die niebesiegte, stolze Ritterschaft der Sonne,
Heulend wie der Wüste Raubthier, auf die fränkische Colonne,
Auf die feuersrüh'nde Hecke, rings vom Bajonett umbornt,
Die zu sprengen der Mamm'lucke machtlos seinen Streithengst spornt.

Wie die Braven starrt der Leuchtturm, wenn des Meeres Woge bäumend
An der Strebepfeiler Quadern hoch hinanrauscht, zornig schäumend;
Das Gewühl der hohlen Brandung, Welle, die sich donnernd bricht,
Nichts erschüttert den Gewalt'gen; weithin sendet er sein Licht.

Aber raslos jagt von neuem Murad: Bey die Mohnsaft-trunknen
Auf die fränkischen Phalangen. Die zu Boden schon Gesunkenen
Schleudern tückisch ihre Dolche; mit dem Hufe kämpft das Roß —
An der Helbenmauer splittert Pferdeschuf und Wurfgeschöß.

Wie ein süß'ger Goldstrom werfen jetzt vom sand'gen Palmehügel
Sich der Kürassier Schwadronen thalwärts mit verhängtem Zügel.
Sturm auf Sturm, auf Reiter Reiter, Kling' auf Klinge, Pferd auf Pferd.
Stahlhelm gegen Seidenturban, Pallask gegen Sichelschwert.

Gleich dem Löwen, der im Sprunge auf der Antilope Nacken
Sich geschwungen und in's sammtne Fell begräbt der Klauen Zacken,
Der des Halses Dug zermalmet, bis das Dpfer röchelnd sinkt,
Nebet jetzt der Panzerträger, der mit dem Osmanen ringt.

Und des Halbmonds Glanz erbleichet; seine Krieger wanken, weichen,
Suchen in des Niles Welle Zuflucht vor den Eisenstreichen,
Färben, rudernd mit zerfleischtem Arm, den roll'nden Strom mit Blut —
Die der Franken Stahl verschonte, schlingt hinab die falsche Kluth.

Durch Sahira's Thore ziehen, die des Welttheils Loos entschieden;
Sie, die Pulverrauch-geschwärtzten Sieger bei den Pyramiden.
Von dem Thron der Pharaonen weht dreifarbiges Pannier,
Und des Morgenlandes Völker huld'gen dem Sultan Kehir.

Der Grenadier der alten Garde.

Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!
O. Deine.

 In fern des Gitterfensters steht an Victre's Wand
Ein Veteran, gezieret mit rothem Ehrenband,
Starrt auf die dumpf'ge Mauer, das Herz ist ihm so schwer,
Und wiegt das Haupt wie schmerzlich verneinend hin und her

Ergrau'nde, krause Locke die hohe Stirn umspielt,
Wo tiefe Narbe kündet, wie scharf der Feind gezielt;
Wo tiefe Narbe deutet, wie einst dem Schlachtentob
Er feck ins Auge schaute, feck ihm die Stirne bot.

Auf Mont-Saint-Jean's Gefilden die Schaar der Helden spricht:
Es stirbt die alte Garde, doch sie ergibt sich nicht!
Er rief's, da traf die Kugel der Bärenmüge Rand;
Mit Blut das Wort besiegelnd, sank hin er in den Sand.

Aus glüh'nden Fieberträumen, nach Mondenfrist, erwacht
Der Greis in düstrem Kerker, in düst'rer Seelennacht.
Verworn'ne Schatten treiben am Geist vorüber wild, —
Klar aus des Irrens Wollen taucht nur des Kaisers Bild.

Jetzt faßt er eine Kohle mit hiebgelähmter Hand,
Und zieht vom Hut des Kaisers den Umriss an die Wand,
Vom wohlbekannt'n Hute, mit den drei Farben dran,
Die auf den Siegesbahnen gezogen stets voran.

Die ernste, freie Stirne entwirft er mit Geschick,
Und müht sich nachzubilden des Feldherrn Adlerblick,
Die Sonne, deren Strahlen der Greis sein Lebenslang
Gefolgt, bis ihre Glorie bei Waterloo versank.

So malt der alte Krieger mit hiebgelähmter Hand
Das Bild des großen Kaisers roh an Victre's Wand,
Er zeichnet ernst und schweigend, und mit dem letzten Strich
Läßt er die Arme sinken und weinet bitterlich.

L ä t t i a.

Nie küßt eine Mutter so viel ein!
Richard III.

In des Capitoles Schwelle ragt vereinzelt in die Luft
Eine Marmorsäule, träumend, schweigsam auf der Trümmergest.
Staub bestreut die andern alle; sie allein erhebt, umlaubt
Von des Cyhen Wittwenschleier, ihr vom Blich verschontes Haupt.

An des Capitoles Schwelle steht ein hoher Lorbeerbaum:
In dem höchsten Wipfel regt sich zögernd noch ein Lebenstraum;
An der Felsen Rippen klammert sich der Wurzeln zähe Kraft,
Doch die welken Arme starren weithin, leblos, geisterhaft.

Stolzer strebte keine Krone zu des Himmels Dom empör;
Ueberschattend sieben Reiche, gleich ihr keine je zuvor;
Keine haben die Deckane, Blatt für Blatt, gleich ihr entlaubt,
Haben keiner, langsam mordend, Sproß für Sproß gleich ihr gerandt.

Auf des Capitoles Schwelle thront ein Weib, das Haar gebleicht,
 Deren Größe, deren Leiden noch kein andres Weib erreicht,
 Deren Bonne, deren Jammer keiner Mutter Busen kennt,
 Deren Hoheit, deren Glend keines Volkes Sage nennt.

Ragend so vor allen Frauen, wie vor Männern ragt ihr Sohn,
 Thronet sie, der Mütter erste, Mutter von Napoleon,
 Sie, der jeden Kelch zu leeren ward das unerhörte Loos,
 Sie, die lebende Ruine, auf Ruinen sehr und groß.

Alle Kränze, die das Fatum eines Weibes Scheitel weicht,
 Jugend, holde Leibessehne, Kinder, Macht und Herrlichkeit,
 Alle waren ihr verliehen, alle nahm ihr das Geschick:
 Nur grausamer Spott des Namens blieb ihr, und die Thrän' im Blick.

Eines halben Welttheils Throne nahmen ihre Kinder ein:
 Leuchten sah von Jedes Stirne sie des Diademes Schein,
 Sah, wie gleich des Traums Gebilden, jedes Goldreißs Glanz erblich, —
 Tiefer senkte ihre Krone nur, die Märtyrerkrone, sich.

Alle: Vater, Mutter, Gatten, riß der Tod von ihrer Brust,
 Knickte Knospen, die des Schwellens, des Entfaltens kaum bewußt,
 Ließ den Riesensohn verschmachten auf dem meerumrollten Stein,
 Mordete den Sohn des Sohnes, sie verschmäh't er, sie allein.

Reiden darfst du das Gewebe, ja nur du, Lätitia,
 Das die finstern Schicksalschweftern flochten einst für Hekuba:
 Aller Kinder Leichen thürmten sich zum Hügel um sie her,
 Und dann öffnete die Arme der Verzweifelnden das Meer.

Früher trockneten die Thränen, welche Niobe vergoß,
 Als die blüh'nden Sprossen grausam traf des Götterpaars Geschloß.
 Auf die Todten fiel ein todt's Auge, früh zu Stein erstarrt,
 Während dein's noch auf den Zähren-still'nden Todesschleier harret.

Fallen soll des Weltendrama's Vorhang: Omnes exeunt!
 Spricht des großen Trauerspieles Schöpfer jetzt mit ernstem Mund.
 Dem Verhängniß hingeopfert sanken Fürsten, sank der Chor, —
 Und nun trete du, die Letzte, als der Epilog hervor.

Frage, Bild der ew'gen Roma, von der Niesin Gruft herab,
 Frage: Ob es einen Helden, deinem Sohne gleichend, gab?
 Frage jede deiner Schwestern: Ob sie mehr als du beweint? —
 Deine Frage wird von Jeder mit verhülltem Haupt verneint.



Adalbert v. Chamisso.



Ich weiß mich noch darauf zu besinnen, als wäre es erst gestern gewesen, wie wir Kinder zusammen hockten in der großen Hinterstube und Peter Schlemihl's wundersame Geschichte lasen. Wir konnten im Grunde genommen nicht klug aus dem Buche werden und wußten nicht, sollten wir dabei weinen oder lachen. Mir aber fiel bei dem Lesen unwillkürlich jener große, lange Mann ein, der immer bei unserem Hause vorüberkam und gar nicht ausah, wie die anderen Leute, dieser Mann mit dem langen, graugelockten Haar, Brust und Hals entblößt, gleichviel ob es Sommer oder Winter, der immer so große Schritte machte, als sei er wirklich an die Siebenmeilen-Stiefel Peter Schlemihl's gewöhnt und habe jetzt nur ein Paar gewöhnlicher Stiefel angezogen, um sich von seinen anstrengenden Reisen in Berlin zu erholen. Seit jener Zeit betrachtete ich diesen Unbekannten mit noch größerem Interesse als zuvor; ich grüßte ihn, wenn ich, nach der Schule gehend, ihm begegnete, mit ehrerbietiger, aber geheimnißvoller Miene, als wollte ich sagen: „Ich weiß es recht gut, daß Du Peter Schlemihl bist, mögen die Andern auch glauben, was sie wollen,“ und ich meine, er mußte etwas davon merken, denn er lachte jedesmal, wenn er mich ansah. — So hatte sich ein eigenthümliches Einverständnis zwischen uns Beiden gebildet, welches so lange dauerte, bis wir eine andere Wohnung bezogen und ich diesen geheimnißvollen Mann nicht mehr sah. Als ich, größer geworden, ihn späterhin wieder erblickte, erfuhr ich, daß es zwar nicht Peter Schlemihl selbst, aber doch der Biograph desselben, Adalbert v. Chamisso sei.

Aber in der That, er war es doch selbst, dieser ewig umherirrende, nirgends eine dauernde Ruhestätte findende Peter Schlemihl, dessen Weltbürgerschaft ihm nicht Ersatz geben konnte für das verlorene Vaterland. — „Ich bin Franzose in Deutschland“, sagt er von sich selbst, diese unglückliche Zerrissenheit seines Herzens bitter empfindend; „und ich bin Deutscher in Frankreich, Katholik bei den Protestanten, Protestant bei den Katholiken, Philosoph bei den Frommen und Frömmter bei den Freigeistern, Weltmann bei den Gelehrten und Pedant in der großen Welt, Jacobiner bei den Aristokraten und unter den Demokraten ein Edelmann aus der alten Zeit. Ich bin nirgends an meinem Platze!“ — Und er hatte wohl ein vollkommenes Recht dazu, sich über diese Leere, diesen Zwiespalt seines innersten Seins zu beklagen, obwohl er dies schmerzliche Gefühl fest in seine Brust verschloß und nur selten ein tief wehmüthiger Aflaß hervorquoll in einem jener kleinen lyrischen Gedichte, wie „Schloß Boncourt“ und einige Andere. —

II

Chamisso verlebte seine Jugend in jener für die Weltgeschichte so unnenbar wichtigen Periode, wo die französische Nation ihre Selbstständigkeit fühlend, sich für mündig erklärte und die Völker Europa's aufrief, ihrem Beispiele zu folgen. — Aber Chamisso sah auch alle jene Gräu'el der Verwüstung, die der aus seinen Pämmen gebrochene Strom anrichtete; er mußte selbst das Land verlassen, das er liebte, das er hochschätzte, um sich unter einem fremden Volke eine neue Heimath zu suchen. — Aber als er diese Heimath gefunden, als er Deutschland, welches ihm ein freundliches Asyl gewährt, lieben gelernt hatte, da brach zwischen diesen beiden Nationen, unter denen sein Herz getheilt war, der Kampf aus, in welchem sich die Adler Frankreichs triumphirend bis zu Deutschlands äußerster Grenze Bahn brachen. — So sah er sein Vaterland auf dem Gipfel des Ruhmes und der Herrlichkeit; das Land aber, welches seinem Herzen fast eben so theuer geworden war, herabgewürdigt, erniedrigt in Schmach und Knechtschaft. — So stand er in einer Zeit, wo Alles um ihn her Parthei war und es sein mußte, allein, verlassen, von beiden Seiten mit mißtrauischen Blicken betrachtet da, ohne sich selbst Rechenschaft über diese Gefühle geben zu können, die ihn nach den verschiedenartigsten Richtungen hin bewegten. Dennoch trug er sein trübes Schicksal wie ein Mann. Er dachte hochherzig genug, nicht mit dem Geschie zu hadern, nicht die gewaltigen Interessen der Zeit mit mißgünstigem Blick zu betrachten, weil er durch dieselben Alles verloren, was das Glück des Individuums ausmacht. Das schon vorher angeführte Gedicht: „Schloß Boncourt“ ist ein schöner Beweis dieser Gesinnung: Das Schloß seiner Väter liegt zerstört und niedergebrosen, der Pflug geht über die Stelle hin, wo es gestanden, aber dennoch sagt er in wehmüthiger Erinnerung:

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt;
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Daß nun Chamisso ungeachtet seines echt deutschen Gemüthes dennoch ein Franzose blieb, ist nicht zu leugnen, und während wir uns Glück wünschen müssen, daß wir dies markvolle Dichtertalent der französischen Nation abgewonnen haben, hatte er bei diesem Tausch doch Alles verloren. Um so höher und größer müssen wir ihn aber achten, daß ihm bei aller dieser Zerissenheit seiner kräftigen Seele nicht jene Gesinnungslosigkeit überkam, welcher ein Deutscher Dichter, der zu Frankreichs Fahne geschworen, leider anheimgefallen ist. Ich meine H. Heine, den wir schon früher mit Chamisso verglichen. — Chamisso's Herz blieb und mußte seinem Vaterlande bleiben, und von diesem französischen Anklingen zeigt besonders seine Vorliebe für grelle Effekte bei Bearbeitung irgend eines Stoffes. Unser Landsmann, der als Kritiker so hochgeschätzte Professor C. Seidel, erzählte mir, daß er seinem Freunde Chamisso einst gesprächsweise die schreckliche, unter mancherlei Gestaltungen in der vaterländischen Sage auftauchende Geschichte von dem Bildhauer oder Maler mittheilte, der den Jüngling an's Kreuz nagelt, damit er ihm zum Modell diene; Chamisso benutzte diesen Stoff zu seinem oft angegriffenen Gedichte: „das Crucifix“ „zu meinem nicht geringen Staunen“ wie der Erzähler mir sagte, „da ich weit davon entfernt gewesen war, zu glauben, daß diese schreckliche Scene das Gemüth des Dichters ansprechen könne.“ — Eben so grell ist der Stoff in dem Gedichte: „Matteo Falcone“ wo der Vater den Sohn erschießt, weil dieser den Flüchtling verrathen, der sich in seiner Hütte verborgen. „Don Juanito Verdugo de los Seganos“ enthält ein nicht minder schauerhaftes Ereigniß: der gefangene Juanito vollführt das Amt des Henkers an seiner ganzen Familie; Vater, Mutter, Schwester und Bruder bluten unter seinem Schwert, weil er nur dadurch sein Leben retten kann, und der Vater ihm bei seinem Tode geboten, selbst auf diese Weise für die Aufrechthaltung seiner Familie zu leben.

Aber ungeachtet dieser düsteren Seite, welche Chamisso's Dichtungen zuweilen haben, tritt uns doch überall seine erhabene, jeder unwürdigen Verirrung fremde Gesinnung entgegen, sei es nun in jenen entsetzlichen Scenen, von denen wir vorher sprachen, oder in seinen gedankenvollen Lebens Träumereien, und hecken Humor, der sich bisweilen hinter das ernste Gewand der poetischen Auffassung verbirgt und dann plötzlich hervorspringt mit seiner Schellenmütze und seinem buntscheckigem Gewande. —

III

Von Chamisso's Gedichten sind wohl diejenigen die gelungensten zu nennen, welche in das Gebiet der poetischen Erzählung gehören, und unter diesen, wie z. B. Woronzoff, nimmt besonders das „Salas y Gomez“ eine vorzügliche Stelle ein. — Ausser seinen Gedichten ist aber noch vor Allem sein vorerwähntes Buch „Peter Schlemihl“ anzuführen, ein Werk, das zu allgemeine Anerkennung gefunden hat, als daß noch nöthig sein sollte, etwas Weiteres darüber zu sagen.

Was die Biographie des Dichters anbetrifft, so verstattet uns der beschränkte Raum dieser Plätter nicht, ausführlicher bei den mannigfachen Schicksalen zu verweilen, aus welchen sich das Leben dieses Mannes zusammensetzt.

Aus einer alten, französischen Familie entsprossen, wurde er im Januar 1781 auf dem Schlosse zu Poncourt in der Champagne geboren. Diefelben Gründe, welche zu jener Zeit einen großen Theil des französischen Adels dazu veranlaßten, sein Vaterland mit dem Rücken anzusehen, waren die Ursache, daß der junge Chamisso bereits im Jahre 1790 ebenfalls Frankreich verließ. Ohne einen festen Wohnsitz zu finden, kam seine Familie nach mannigfachen Reisen durch die Niederlande, Holland und Deutschland endlich auch nach Berlin, wo Chamisso Edelknecht bei der Königin, der Gemalin Friedrich Wilhelm's II. wurde und endlich 1798 bei einem in Berlin garnisonirenden Regimente in preussische Kriegsdienste trat. Als den Emigrirten die Rückkehr in's Vaterland gestattet wurde und auch die Familie Chamisso's dorthin zurückging, blieb der junge Mann jedoch in seiner Garnison, und in jener Periode, wo er, ganz allein stehend, Niemanden hatte, an den er sich anschließen konnte, fing sich sein poetisches Talent an zu entwickeln; er machte Verse, erst französische, dann deutsche, die indessen noch ohne besondern Gehalt waren. In Gemeinschaft mit Varnhagen von der Ense gab er auf eigene Kosten den Musenalmanach auf das Jahr 1804 heraus, ein Unternehmen, das noch zwei andere Jahrgänge zur Folge hatte, für Chamisso aber besonders dadurch wichtig wurde, das es ihn mit jungen Leuten gleichen Strebens in Verbindung brachte.

Die unglücklichen, politischen Ereignisse, welche damals Preußen betrafen, störten indessen Chamisso's Pläne für die Zukunft. Er hatte den Entschluß gefaßt, dem Dienst zu entsagen und sich, da seine wissenschaftliche Bildung durchaus nicht sehr bedeutend war, den Studien zu widmen. Demgemäß wollte er die Universität zu Halle beziehen, aber diese wurde bekanntlich in jener verhängnißvollen Periode aufgelöst, und um seine Lage noch niederdrückender zu machen, starben auch seine Eltern zu jener Zeit.

Fast mit sich selbst und der ganzen Welt zerfallen lebte Chamisso nun in Berlin, ohne zu wissen, was er beginnen sollte, als er im Spätjahr 1809, durch die Vermittelung eines Freundes seiner Familie, den Ruf als Professor am Lyceum zu Napoleonville erhielt. Dieser Aufforderung folgend, reis'te er wirklich nach Frankreich, trat aber, obwaltender Mißverständnisse wegen, sein Amt nicht an. — In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft der geistreichen Frau v. Stael welche er auf ihrer bekannten Fahrt begleitete. — Mit einer Art von Enthusiasmus pflegte sich Chamisso an diese Tage zu erinnern, welche so zu sagen, den Glanzpunkt seines Lebens ausmachten, und nachdem er in Gesellschaft der Stael und der bedeutendsten Männer jener Tage bis zum Jahre 1812 gelebt, verließ er Coppet, und kam wieder nach Berlin, um sich auf der dortigen Universität dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen. — Im Jahre 1810, jener für ganz Europa so inhaltschweren Periode, schrieb er mit seinem nach so verschiedenen Seiten hin angezogenem Herzen das schon mehrmahls erwähnte Märchen Peter Schlemihl. — So kam das Jahr 1815 heran; noch einmal tiefen die Adler des Kaisers ganz Europa zu den Waffen, nur Chamisso mußte unthätig bleiben. „Die Zeit hat kein Schwerdt für mich;“ rief er schmerzlich aus; „aber aufreibend ist es, bei solcher waffenecudigen Volksbewegung müßiger Zuschauer bleiben zu müssen!“

In jener Zeit wurde von Seiten der russischen Regierung eine Entdeckungsexpedition nach dem Nordpol vorbereitet und durch die Empfehlung seines Freundes Julius Eduard Hitzig wurde Chamisso zum Naturforscher der Expedition an die Stelle des Professor Ledebur, den seine geschwächten Gesundheitsumstände zurücktreten ließen, ernannt.

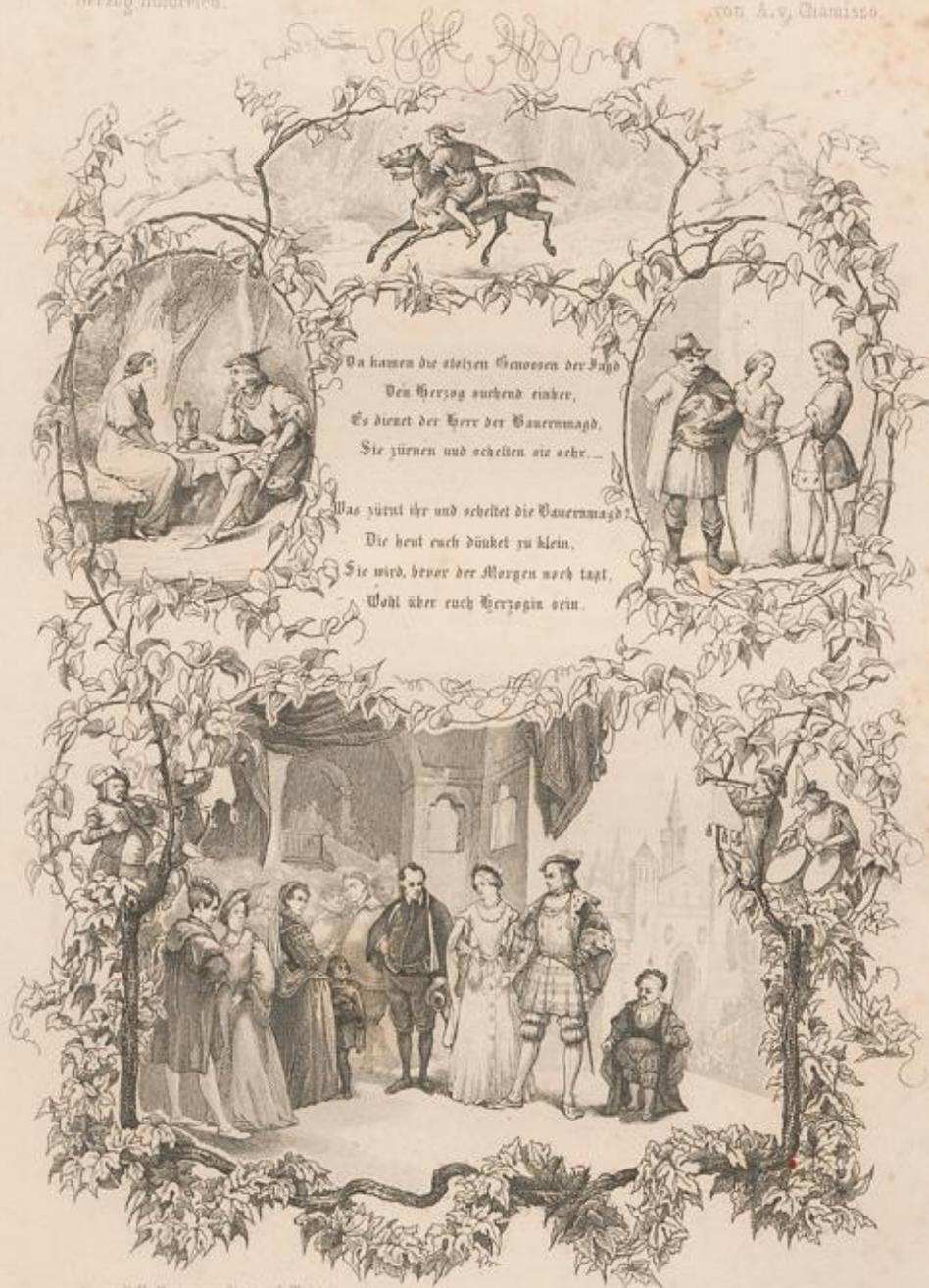
Nach den verschiedenartigen mit einer solchen Expedition verknüpften Schicksalen, wie sie uns Chamisso in seinen hinterlassenen Werken selbst mittheilt, kehrte er wieder nach Berlin zurück, und nun beginnt

IV

auch in seinem literarischen Wirken eine neue Periode. Seine erste Arbeit nach seiner Rückkehr war das ebenfalls schon genannte Gedicht: „Salas y Comej“ in Terzinen geschrieben. — Zugleich nahm er wieder an der Redaktion des inzwischen neu erstandenen Musenalmanachs Theil und zwar in Verein mit G. Schwab, mit dem er besonders Freiligrath in die deutsche Literatur einführte. Seine gesammelten Gedichte erschienen 1831, und fünf Jahre später war schon eine dritte Auflage derselben nothwendig geworden. In diesem Jahre erschienen auch seine gesammelten Werke, 4 Bände, Leipzig 1836, da er in der Vorahnung eines nahen Todes Niemandem das Sammeln seiner Arbeiten überlassen wollte.

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich indessen, abgezogen durch eigene Kränklichkeit, so wie durch den Tod seiner geliebten Gattin, weniger mit der Poesie, als mit wissenschaftlichen Studien, und diesen verdanken wir die Schrift: „Ueber die Javaiische Sprache“. Leipzig 1838. In demselben Jahre erschienen indessen eben daselbst seine „Lieder von Beranger“ die er im Verein mit seinem Freunde Franz v. Sauty übersetzt hatte. Bald nachher überraschte ihn unter seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen der Tod. — Er starb 1839, noch bis zum letzten Augenblick seine volle Geistesthätigkeit beibehaltend, wie er schon vorher von sich selbst singt:

„Ein halbes Hundert mir entauschter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.“

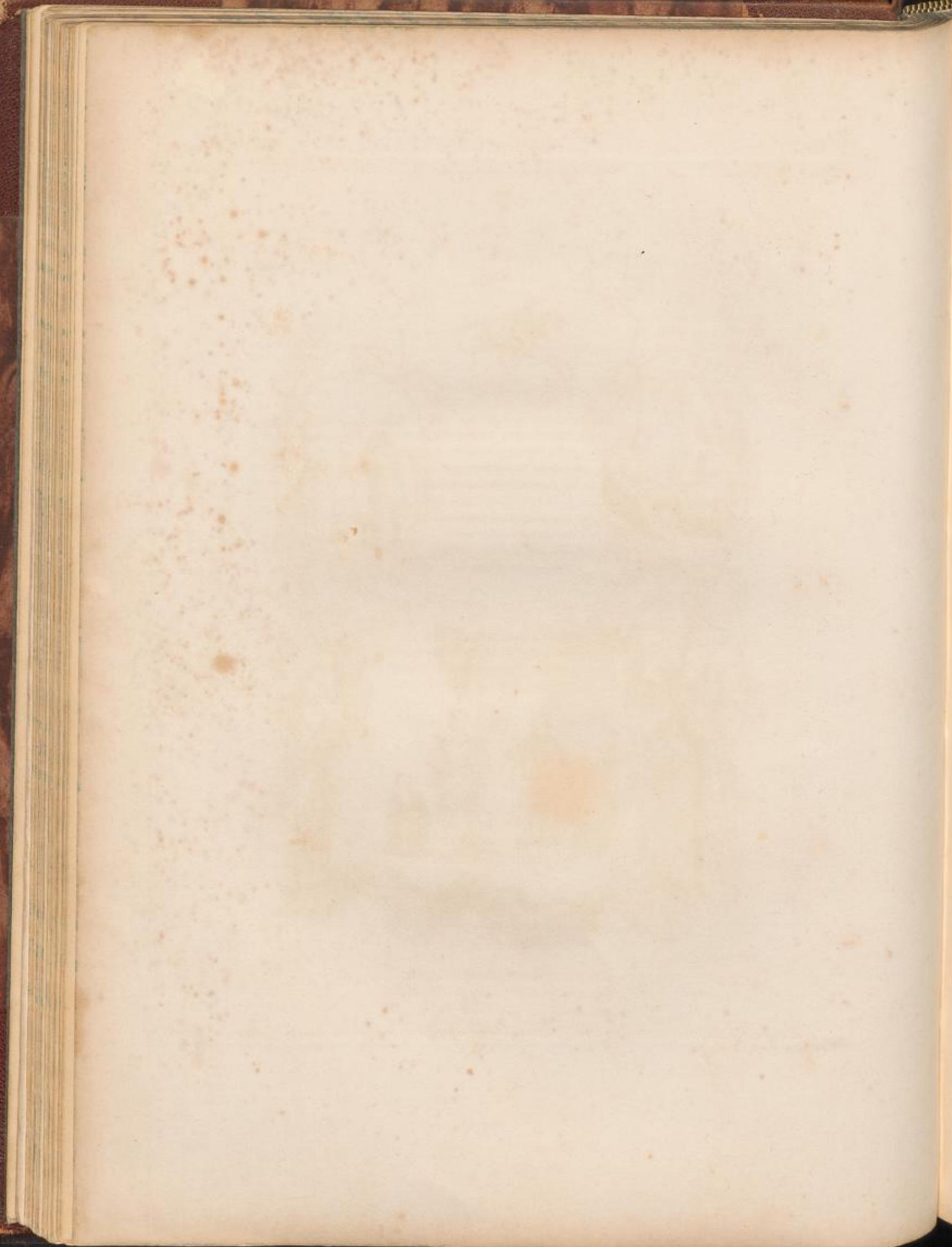


Da kamen die stolzen Genossen der Jung
 Den Herzog suchend einher,
 Es diente der Herr der Bauerin magd,
 Sie zürnen und schelten sie sehr...

Was zürnt ihr und scheltet die Bauerin magd,
 Die heut euch dünket zu klein,
 Sie wird, bevor der Morgen noch tagt,
 Wohl über euch Herzogin sein.

gez. v. E. Holbein radirt v. A. Teichel

Verlag v. Meyer & Hofmann, Berlin



Herzog Huldreich und Beatrix.



Herzog Huldreich, der Herzog im Böhmerland,
Er jagt auf den Höhen zur Stund';
Die Bäuerin wäscht die Leinwand
Am Bach im schattigen Grund.

„Bedürftig und müde verirrest du
Dich Jäger in unser Thal;
Laß hier dich nieder zu kurzer Ruh,
Und theile mit mir das Mahl.“ —

Hab' Dank, hab Dank, du freundliches Kind,
Du spendest, wo mancher raubt;
Wie mir ermattet die Glieder sind,
Sinkt sorgenschwer auch mein Haupt. —

„Und naht die Sorge bei freudiger Jagd
Dir Jäger im lustigen Wald?
Wenn nagend den alten Vater sie plagt,
Verschenket mein Lied sie bald.“ —

Kein Lied aus trauer, freudiger Brust!
So einsam inmitten der Schaar!
Kein Stern der heiteren, innigen Lust,
Kein Aug', wie das deine so klar! —

„Doch leuchtet aus kühngewölbten Bran'n
Mildfreundlich dein Augenstern;
Wer möchte nicht in den Himmel schau'n,
Wer nicht in das Auge dir gern?“

Zu mir hinauf wohl manche sah,
Frug nicht nach des Auges Licht,
Und hätte gestanden ein Anderer da
Statt meiner, sie merkt' es nicht. —

„Auf, Jäger, es mag geschieden nun sein;
Dort windet dein Pfad sich hinan.
Noch schaut' ich in's Auge dem Vater allein,
Sonst keinem anderen Mann.“ —

Mißdeute nicht ein trübes Wort,
Das nicht, du Gute, dir galt;
Und schickst du von hinnen mich zürnend fort,
Wo find' ich auf Erden noch Halt? —

„Ich zürne nicht, wie du es meinst,
Ich bin vom Bärnen, wie fern!
Gott segne dich, und die dereinst
Wird deines Himmels Stern.“ —

Gott segne dich, du liebe Maid;
Noch Eines verkünde mir mild:
Gedenk' ich dein in Freud' und Leid,
Wie nenn' ich das süße Bild? —

„Beatrice nennt der Vater mich,
Desz Hütte dort sich zeigt;
Du aber sprich, wie nenn' ich dich,
Der huldreich sich mir geneigt?“ —

Beatrice, Heilesbringerin!
Wohl wirst du als solche gekannt;
Und fragest nach mir? mit zartem Sinn
Hast selbst du mich eben genannt. —

„Du Huldreich? hab' ich's doch gedacht,
Wie unser Herzog schier,
Und kam' er daher in der Herrschaft Pracht,
Ich blickte doch nur nach dir.“ —

Ich dünkte der Freude mich fremd noch fast,
Und hab's dir, Beatrice, vertraut;
Doch wenn um Liebe du Liebe hast,
Verbinde der Ring mir die Braut. —

„Du lieber, du seltsamer Jägermann,
 So Guld: mir und Liebe-reich;
 Den Ring, den nehm' ich vom Vater nur an,
 Ich führe zum Alten dich gleich.“ —

Wohlan, wohlan, du süße Gestalt,
 Ich werb' um deine Hand;
 Der Alte findet den Bessern, halt!
 Doch nicht im böhmischen Land. —

Da kamen die stolzen Genossen der Jagd
 Den Herzog suchend einher,
 Es dienet der Herr der Bauernmagd,
 Sie zürnen und schelten sie sehr. —

Was zürnt ihr und scheltet die Bauernmagd?
 Die heut euch dünket zu klein,
 Sie wird, bevor der Morgen noch tagt,
 Wohl über euch Herzogin sein.

Die Löwenbraut.

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid
 Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
 Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
 Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
 Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
 Die Jungfrau, zart und wonnereich,
 Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
 Gar treue Gespielen wie Kind und Kind,
 Und hatten uns lieb, und hatten uns gern;
 Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
 Dein mähen-umwogtes königlich Haupt;
 Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
 Das Kind nicht mehr mit kindischen Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
 Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
 Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
 Hinans in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
 Ich wurde gefreiet, es ist nun vorbei; —
 Der Kranz im Haare, mein guter Gefell,
 Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehest du mich ganz? Schau'st grimmig dazu;
 Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du;
 Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
 So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
 Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
 Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
 Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
 Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
 Sie stehend, gebietend und drohend begehrt
 Hinans; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
 Der Jüngling ruft: „bring' Waffen herbei;
 Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
 Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unselige wagt's, sich der Thüre zu nah'n,
 Da fällt er verwandelt die Herrin an;
 Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
 Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das theure Blut,
 Er legt sich zur Leiche mit finstern Muth,
 Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
 Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

Des Geuelen Hejnhohr.

von A. v. Chamisso.



gez. v. K. Holbein, radirt v. A. Wibel.

Verlag v. Meyer & Hofmann, Berlin.

Des Gefellen Heimkehr.



er klopft so stark? wer begehrt in's Haus?
Ich schließe nicht auf, mein G'herr ist aus.

„Und sag' ich dir an, der klopft, ist dein Sohn,
„O Mutter, o Mutter! so öffnest du schon.“

Was kehrtest du heim, mein Sohn, so geschwind,
Bevor noch die Jahre verstrichen sind?

„Ich kehrte heim — ich war wohl bethört —
„Hast, Mutter, du nie von Heimweh gehört?“

Mein Mann, befürcht' ich, vernimmt's nicht gern; —
O weh', daß ich freite den anderen Herrn!

„O weh', daß dem Zweiten du hin dich warfst,
„Und nicht mit dem Sohne dich freuen mehr darfst!“

Mein Sohn, o schone der Mutter dein,
Und laß das Gerücht nur Gottes sein!

„O meine Mutter! — doch, mache mir kund,
„Wo weilt die Christel zu dieser Stund?“

Mein Mann ist streng, unfreundlich fast,
Er trieb aus dem Haus den ihm lästigen Gast.

„Des Sohnes Braut aus dem Hause gejagt! —
 „So auch den Sohn, sei Gott es geklagt!

„Das Heimweh trieb, ich kam geeilt,
 „Die Heimath hat gar bald mich geheilt.

„Und falls Frau Mutter mich länger nicht hält,
 „Mächt' weiter ich zieh'n in die weite Welt.

„Wohin? — wen kummert's? — auf gutes Glück,
 „Und käme vielleicht so bald nicht zurück.

„Ade! du giebst deinen Segen mir doch, —
 „Und Gott, vielleicht, erbarmet sich noch!“

So schied er, und wandte zu gehen sich um;
 Die Mutter verharrte zitternd und stumm.

Und wie hinab er die Straße gewallt,
 Am Thor, vor der Wache, da macht er Halt.

Stand Christel dort im Soldatenschwarm,
 Und hing verhußt dem Ginen im Arm.

Wie aber sie erst den Gefellen erschaut,
 Verhüllt' sie ihr Antlitz und weinte laut.

Da haben umher die Soldaten der Wacht
 Mit lärmendem Jubel sie ausgelacht.

Er hat nicht gelacht, er hat nicht geweint,
 Er starrte sie an und war wie versteinet.

Er raffte sich endlich, endlich auf,
 Und stürzte hinaus mit schnellerem Lauf.

Wohin? wen kummert's? man weiß es nicht,
 Erzählt sich zur Kurzweil nur manche Geschichte'.

Er war hienieden so ganz verarmt,
 Hat Gott vielleicht sich seiner erbarmt?

Sein Nam', als eines Verschollenen, hat
 Zu drei Mal gestanden im Wochenblatt.

Das Gebet der Wittwe.

Die Alte wacht und betet allein
 In später Nacht bei der Lampe Schein:
 Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
 Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
 Die Noth lehrt beten.

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
 Vermeint nicht anders, sie sei berauscht;
 Er tritt höchst selbst in das ärmliche Haus
 Und fragt gemüthlich das Mütterchen aus:
 Wie lehrt Noth beten?

Nicht Kühe, Herr, die waren mein Gut,
 Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
 Der nahm die beste der Kühe für sich
 Und kümmerte sich nicht weiter um mich.
 Die Noth lehrt beten.

Ich such' ihm, Herr, so war ich bethört,
 Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört,
 Er starb, zum Regimente kam
 Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
 Die Noth lehrt beten.

Dem such' ich arg auch ebenfalls,
 Und wie mein Fluch war, brach er den Hals;
 Da kamen höchst Sie selbst an das Reich
 Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
 Die Noth lehrt beten.

Kommt Dero Sohn noch erst dazu,
 Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh —
 Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
 Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
 Die Noth lehrt beten.

Der Invalid im Irrenhaus.

Leipzig, Leipzig! arger Boden,
Schmach für Unbill schafftest du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
Trankst mein rothes Blut; wozu?

Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
Was ein Thor nicht alles glaubt!
Und von schwerem Säbelstreiche
Ward gespalten mir das Haupt.

Und ich lag, und abwärts wälzte
Unheilsschwanger sich die Schlacht,
Ueber mich und über Leichen
Sank die kalte, finst're Nacht.

Aufgewacht zu grausen Schmerzen,
Brennt die Wunde mehr und mehr;
Und ich liege hier gebunden,
Grimm'ge Wächter um mich her.

Schrei' ich wüthend noch nach Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitscht der Wächter mit der Peitsche
Mich in schnelle Ruh' zurück.

Matteo Falcone, der Corse.

Von weissen Rufe hört man wiederhallen,
Die her zu diesen Höhen führt, die Schlucht
Von Porto-vecchio? Flintenschüsse fallen.
Die Gelben sind's, die Jäger, und es sucht'
Vor ihnen her den Buschwald zu erreichen
Ein schwer Verwundeter in scharer Flucht.
Aus dem Gehöfte will ein Kind sich schleichen,
Zu spähen, was bedeute solcher Ton;
Er siehet vor sich steh'n den Blut'gen, Bleichen. —

„Du bist, ich kenne Dich, Falcone's Sohn;
 Ich bin Sampiero; hilf mir, seines Kind,
 Verstecken mich, die Gelben nahen schon.“ —

„Ich bin allein, die beiden Aeltern sind
 Hinausgegangen.“ — „Schnell denn und verschlagen!
 Wohin vertrieh' ich mich? sag' an, geschwind.“ —

„Was aber wird dazu der Vater sagen?“ —

„Der Vater sagt, Du habest recht gethan;
 Und Du zum Dank sollst diese Münze tragen.“
 Die Münze nahm der Knabe willig an.
 Ein Haufen Heu, der sich im Hofe fand,
 Verberg den blutigen, zerlumpten Mann.
 Dann ging das Kind, des Blutes Spur im Sand
 Austretend, nach dem äußern Thor besonnen,
 Bevor schon lärmend der Verfolger stand.

Es war der Vetter Gamba. — „Wo entronnen,
 Sprich, Vetter Fortunato, ist der Wicht,
 Dem wir die Fährte hierher abgewonnen?“ —

„Ich schlief.“ — „Ein Lügner, der vom Schlafe spricht!
 Dich hat zu wecken mein Gewehr geknallt.“ —

„Noch knallt es wie des Vaters Büchse nicht.“ —

„Antworte, Bursche, wie die Frage schallt;
 Und führst Du solche Reden mir zum Hohne,
 So schlepp' ich Dich nach Corta mit Gewalt.“ —

„Versuch' es nur, mein Vater heißt Falcone.“ —

„Ich aber werde Deinem Vater sagen,
 Daß er mit Schlägen Dir die Lüge lohne.“ —

„Ob er es thut, das möchte noch sich fragen.“

„Wo ist Dein Vater? sprich!“ — „Ich bin allein,
 Im Buschwald wird er sein, ein Wild zu jagen.“

Und Gamba zu den Untergeh'nen sein:
 „Hier führt, ich traf ihn gut, die Spur des Blutes;
 Durchsucht das Haus, er wird zu finden sein.“

Ein Jäger d'rauf: „So Ihr es wollt, so thut es:
 Doch solltet Ihr's erwägen, Adjutant,
 Uns bringt Falcone's Feindschaft nimmer Gutes.“

Er aber stand ungeschlüssig, abgewandt,
 Und stach in's Heu, nachlässig in Gedanken,
 Wie Giner, der das Rechte nicht erkannt.

Der Knab' indeffen spielte mit dem blanken
 Gesenke seiner Uhr, und schob gelinde
 Ihn vom Versteck zurück des armen Kranken,
 Und wieder freundlich sprach er zu dem Kinde:
 „Du spielst mit meiner Uhr und hast noch keine:

Die hatt' ich Dir bestimmt zum Angebinde. —
 „In meinem zwölften Jahr' bekomm' ich eine.“ —
 „Bist zehn erst alt, betrachte diese nur.“
 Und blinkend hielt er sie im Sonnenscheine.
 Gar argen Glanzes funkelte die Uhr;
 Das zierliche Gehäus so blank und klar,
 Die Rad'n Gold, das Zifferblatt Lasur. —
 „Wo steckt Sampiero?“ — „Wird Dein Wort auch wahr?“
 Dem Knaben schwur er zu mit theuerm Eide,
 Daß sie der schöne Preis des Blutes war.
 Des Knaben Rechte hob nach dem Geschmeide
 Sich langsam zitternd; niedwärts sich neigend
 Berührt' es sie; ihm brannt' das Eingeweide.
 Da hob sich auch die Linse, rückwärts zeigend,
 Und gab den Schügling dem Verfolger bloß;
 Geschlossen war der Kauf, der arge, schweigend.
 Da ließ der Adjutant die Kette los;
 Das Kind, vom köstlichen Besitz befangen,
 Vergaß sich selbst und des Verrath'nen Loos.
 Und Gamba ließ hervor den Flüchtling langem,
 Der blickte stumm verächtlich auf den Knaben
 Und gab dem Jäger willig sich gefangen. —
 „Ihr müßt, Freund Gamba, schon die Güte haben,
 Schafft eine Wahre her, ich kann nicht gehen;
 Verblutet hab' ich mich, im Heu vergraben.
 Ihr seid ein Schüz, man muß es Euch gestehen;
 's ist aus mit mir; Ihr habt mich gut gefaßt,
 Doch habt Ihr auch, was ich vermag, gesehen.“
 Und menschlich sorgte man und freundlich fast
 Für Einen, den man doch als tapfer pries
 Und, wo es galt, als Gegner nur gehaßt.
 Die Münze reicht ihm Fortunat, er stieß
 Zurück den Knaben, welcher voller Scham
 Entwich und jenen Thaler fallen ließ.
 Falcone jetzt mit seinem Weibe kam
 Vom Walde her; um sein Gehöfte sah
 Ge Jäger schwärmen, was ihn Wunder nahm.
 Schüßertig, kühn, vorsichtig nah' er da,
 Und hieß das Weib der zweiten Wüchse pflegen,
 Wie's Brauch ist, wo der Schüz dem Feinde nah'.
 Ihn kennend, ging ihm Gamba schnell entgegen. —
 „Verkennt den Freund nicht!“ — Langsam stieg der Lauf
 Der Wüchse, die im Anschlag schon gelegen. —
 „Wir hatten, Wetter, einen weiten Lauf,

Der Tag war heiß, wir haben ihn erjagt,
 Doch gingen auch der Unsern zwei darauf;
 Ich meine den Sampiero." — „Was Ihr sagt!
 Sampiero, der die Biege mir geraubt,
 Vom Hunger freilich wohl, und scharf geblagt." —
 „Er hat gefochten, wie es Keiner glaubt;
 Wir haben ihn und danken's Fortunato,
 Der uns geliefert sein geächtet Haupt."
 Der Vater rief entrüstet: „Fortunato?" —
 Die Mutter sank zusammen, wie gebrochen,
 Und wiederholte schaurig: „Fortunato?" —
 „Er hatte dort sich in das Heu verkrochen,
 Der Vetter zeigt ihn an; man soll's erfahren,
 Und ihm und Euch wird hohes Lob gesprochen." —
 Sie treten an das Haus; die Jäger waren
 Geschäftig und bemühet um den Alten,
 Die Bahre wohl mit Mänteln zu verwahren.
 Und wie zu seinem Ohr die Schritte schallten,
 Und er sich umgesehen, wer genahet;
 Da konnt' er nicht zu lachen sich enthalten;
 Ein Lachen, gar entseßlich in der That.
 Das Haus anspeidend schrie er: „Lug und Trug!
 In diesen Mauern hauset der Verrath!" —
 Erbleichend, zitternd hört's Falcone, schlug
 Vor's Haupt sich die geballte Faust, und stumm
 Verharr't er, bis man fort den Alten trug.
 Es sah sich Gamba grüßend nach ihm um;
 Er merkt es nicht; er ließ die Truppe ziehen,
 Er starrte zu dem Knaben taub und stumm
 Es will vor ihm das Kind erzitternd knien,
 Er schreit es an: „Dein erstes Stück war gut!
 Zurück von mir!" — Es hat nicht Kraft zu stehen. —
 Und zu der Frau gewandt: „Ist der mein Blut?" —
 „Ich bin Dein Weib!" — und ihre bleichen Wangen
 Erglühn schnell von wunderfamer Gluth. —
 „Und ein Verräther!" — Ihre Blicke hängen
 An ihrem Kinde, sie erspäht die Uhr:
 „Von wem hast dieses Kleinod Du empfangen?" —
 „Vom Vetter Gamba." Hestig an der Schnur
 Sie reißend, schleudert und zerschellt Falcone
 An einem Stein der That verhaßte Spur;
 Dann starrt er vor sich hin und scharrt, wie ohne
 Gedanken, mit dem Kolben in den Sand,
 Und rafft sich endlich auf und ruft dem Sohne:

„Mir nach!“ Das Kind gehorcht. Er selbst, zur Hand
 Sein trautes Feuerrohr, nimmt durch die Haide
 Den Nichtpfad nach dem nächsten Waldestrand.
 Ihn hält die Mutter schreckhaft an dem Kleide:
 „Dein Sohn, Dein einziger Sohn, den Gott Dir gab,
 Den mit Gelübden wir ersetzten Beide!“
 Und er: „ich bin sein Vater, d'rum, laß ab!“
 Da küßet sie verzweiflungsvoll den Kleinen
 Und schaut ihm nach bis in den Wald hinab,
 Dann geht sie, vor das Heil'genbild der reinen,
 Gebenedeiten Mutter sich allein
 Zu werfen, und zu beten und zu weinen.
 Falcone hält im Wald am schwarzen Stein,
 Versucht den Boden und erwählt die Stätte;
 Hier ist die Erde leicht, hier wird es sein.
 „Knie nieder, Fortunato, knie und bete.“
 Der Knabe kniet und winselt: „Vater, Vater!
 Du willst mich tödten?“ — Und der Vater: „bete!“
 Und weinend, schluchzend stammelt er das Vater;
 Mit fester Stimme spricht der Vater: „Amen!“
 Und weiter stammelt er das Ave Vater. —
 „Bist Du nun fertig?“ — „Von den Klosterdamen
 Erleert' ich noch die Vitanei so eben.“ —
 „Sehr lang ist die; jedoch, in Gottes Namen!“
 Er hat gebetet. — „Vater, laß mich leben,
 D tödte mich noch nicht!“ — „Bist Du am Schluß?“
 „Vergieb mir —“ „Gott, der möge Dir vergeben!“
 Die Hände streckt er aus — da fällt der Schuß.
 Vom Leichnam wendet sich der Vater ab,
 Und heimwärts schreitend wanket nicht sein Fuß.
 Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab
 Sein Herz gebrochen. Also holt der Mann
 Den Spaten, um zu graben dort das Grab.
 Die Mutter stürzt bei'm Schuß entsetzt heran,
 Sie stürmet händeringend auf ihn ein:
 „Mein Kind! mein Blut! Was hast Du nun gethan?“ —
 „Gerechtigkeit. — — Er liegt am schwarzen Stein.
 Ich laß ihm Messen lesen, der als Christ
 Gestorben ist, und also muß' es sein.
 Sobald Du aber selbst gefäster bist,
 Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
 Daß meine wohlervog'ne Meinung ist,
 Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne.“

Anastafius Grün.



gleich eine gewisse Klasse kritischer Propheten, oder besser prophetischer Kritiker, Ach und Weh schreit über die Richtung der jetzigen, lyrischen Poesie; wenn diese gestrengen Herren auch mit unumstößlicher Gewißheit den gänzlichen Untergang derselben weisfagen und sich mit freudiger Emsigkeit eine wasserdichte Arche zusammenkleistern aus Predikationen und Festgedichten zu Geburtstagen hoher und höchster Personen, wenn diese braven Männer schon im Geiste die Briestaube heranklattern sehen, statt des Oelblatts ein Hofrathspatent im Schnabel, so mag das glauben, wer's will; ich aber meine, der sonnige Regenbogen der Versöhnung wird sich über uns wölben auch ohne diese Sündfluth, Friede breitend, Heil bringend, Haß und Zwietracht versöhnend.

Auch Anastafius Grün ist oft genug für einen Dichter ausgeschrieen worden, der in dieser verderbten Zeit poetischer Sünde und Schande weidlich das Seinige dazu beitrüge, jene schreckliche Katastrophe zu beschleunigen. — „Anstatt eine neue Welt zu schaffen, wie es der Dichter soll, reproducirt er nur etwas längst Dagewesenes, einförmig Begrenztes, die Empfindungen seines eigenen, leidenden Innern, und um diese Leere zu verdecken, zieht er Gegenstände und Gedanken in den Kreis der Poesie, welche der Natur derselben fern liegen.“

So ungelähr lautet das Urtheil, mit welchem Grün's Gegner dem reich begabten Dichter bei jeder Gelegenheit gegenübertreten, und es ist in der That sehr zu bedauern, daß diese Herren, anstatt sich in diesen und ähnlichen, allgemeinen Redensarten zu erschöpfen, uns nicht eine mehr detaillierte Definition dessen geben, was sie eigentlich unter lyrischer Poesie verstehen.

Daß die Lyrik sich grade nur in der poetischen Subjectivität des Dichters begründet, und diese subjectiven Empfindungen desselben sich mit den objectiven, von Außen her aufgenommenen Einwirkungen zu einem Ganzen amalgamiren, welches dann als poetische Schöpfung an's Licht tritt, wenn eben die Basis dieser Schöpfung, das Gefühl des Dichters, poetisch zu nennen ist, das ist ein zu allgemein bekannter und seit dem Bestehen deutscher Lyrik feststehender Punkt, als daß es nöthig wäre, etwas darüber zu sagen. — War nun die lyrische Poesie einer früheren Periode daran gewöhnt, Abends in mondlichtiger Verzückung spazieren zu gehen, und Luna's hellen Silberschein, oder Selenen, die durch trübe Wolken blickt, zu besingen, auch wohl Liebchens Augen mit dem Morgenstern zu vergleichen, so ist doch die Poesie unserer Zeit in einer zu kräftigen Epoche herangewachsen, als daß dieselbe nicht andere, gewichtigere Interessen haben und fühlen sollte.

Anstatt sich in jenen mondbehlänzten Träumereien zu ergehen, ringt unsere heutige Lyrik mit aller Kraft danach, eine Poesie der Menschheit zu werden, aber nicht jener harmlos unglücklichen Subjecte mit Schäferstab und Panspfeife, wie Damon und Consorten, sondern die Poesie der Menschheit mit all' ihren gewaltigen Interessen der Gegenwart und der Zukunft.

Das ist das Streben unserer heutigen Lyrik; daß sie indessen ihr Ziel bereits erreicht hätte, wäre eine thörichte Behauptung. „Was nun die Lyrik als solche anbetrifft“, sagt Ch. Mundt in seiner Literaturgeschichte der neuesten Zeit; „so kann wohl ihrer ursprünglichen Aufgabe nichts mehr entgegen sein, als die, sich zu einem prickelnden Element in der Zeitbewegung zu machen, und diese sogenannte Zeitlyrik oder Oppositionspoese, wie überreichliche Gunst man auch ihren, zum Theil unpoe-tischen Ergießungen geschenkt, und wie sehr sie auch andertheils die ihr gezollte Anerkennung verdienen mag, wird doch, so lange sie noch mehr Zeitungs-poese als Volkspoese bleibt, nur für eine untergeordnete Gattung erklärt werden müssen. Ihre wahre Aufgabe ist, sich aus der bloßen Oppositionspoese zur wahren Volkspoese zu erheben.“

Anastasius Grün ist nun gewiß unter allen deutschen Lyrikern dieser Richtung einer von denen, die am Nächsten daran sind, diese Aufgabe zu lösen. — Unter allen Sängern der Oesterreicher war er der Erste, welcher seine Lieder zu diesen wehmüthig-kräftigen Liedern stimmte, die an das innerste Mark des Gefühls rütteln, und grade diese unabweisbare Kraft und Gewalt, welche auch von seinen Gegnern anerkannt und gefürchtet wird, hat ihm jene Feinde erweckt. Karl Beck, ein junger talent-voller Dichter, der sich ebenfalls in neuerer Zeit einen nicht unverdienten Ruhm erworben hat und auch den von Grün eingeschlagenen Weg verfolgt, ist häufig viel weniger streng beurtheilt worden, und dennoch tritt er oft mit weit größerer Keckheit auf, als Jener. Aber die Wirkung seiner Poese läßt auch keinen so nachhaltigen Eindruck zurück, sie ist häufig genug nur auf den rhetorischen Glanz berechnet, während Grün sich tief und fest in unseren Gefühlen heimisch zu machen weiß.

So sehen wir ihn ruhig und ernst auf der einmal sich vorgezeichneten Bahn vorwärts schreiten. — Während die Andern, welche mit ihm das gleiche Ziel verfolgen, oft ungestüm, im jugendlichen Uebermuth, ihrer Phantasie den Dügel schießen lassen, ist er stets ruhig, besonnen, gemäßig, als sei er sich seines Sieges vollkommen bewußt. — Man hat es indessen in neuerer Zeit sogar gewagt — was sollten Uevid und Mißgunst nicht wagen — den Dichter zu verdächtigen, daß sein Eifer für den Dienst der Fahne, zu welcher er geschworen, erkalte sei; aber auch diese verleumderische Behauptung hat sich ohne allen Grund und als völlig unhaltbar bewiesen. Die Gedichte Grün's sind keine Poesen der Lüge, sie sind tief und warm aus dem vollen Busen des Sängers gedrungen; die Gefühle, die aus ihnen sprechen, können nicht angenommen, oder weggeworfen werden, sie sind das bleibende Eigenthum des Dichters. Aber Grün's Dichtungen knüpfen sich auch nicht engherzig an die Grenzen seines Vaterlandes, nein, sie umfassen mit gleicher Liebe alle Nationen, und der Dichter ist Weltbürger im eigent-lichsten, weitesten Sinne des Wortes. So ruft er dem Kaiser Franz zu:

Herr, gib frei uns die Gefangnen: den Gedanken und das Wort!
Sieh, es gleicht der Mensch dem Baume, schlicht und schmucklos grünt er fort;
Doch wie schön, wenn der Gedanke d'ran als bunte Blüthe hängt,
Und hervor das Wort, das freie, reif als goldne Frucht sich drängt.

Dann singt er weiter von Oesterreichs Macht und Herrlichkeit, wie es gewaltig und groß dasteht im deutschen Lande; aber er prahlt nicht übermüthig mit den Eroberungen des doppelten Adlers, er weicht vielmehr ein trübes, wehmüthiges Wort der versunkenen Herrlichkeit jener Lande, durch welche das alte Kaiserreich so groß und mächtig geworden.

Auf das Verdeck des Schiffes zusammengedrängt, von allen Himmelsgegenden her, preist ein Jeder der Männer sein Vaterland, nur Einer schweigt düster und gießt endlich das gefüllte Glas in den weiten Ocean aus. Es ist ein Venetianer, der mit schmerzlich bitterem Weh in die Worte ausbricht:

Mein Vaterland, o Heimath,
Du bist nur Wasser und Stein!

Einst glomm der Freiheit Sonne,
Da lebt' und sprach der Stein,
Und röhnte, wie Memnon's Säule
In's Morgenroth hinein.

III

Da wogte glühend das Wasser,
Mit Purpur gürtend die Welt,
Und Regenbogen schleudernd
Sinauf in's Himmelszelt!

Warum bist du erloschen,
Du schöner Sonnenschein?
Warum bist du o Heimath
Lezt Wasser nur und Stein?

Diese Tiefe und Wärme des Gefühls, welches nicht, in krankhafter Zerrissenheit zur Verzweiflung getrieben, nach Dolch und Pistole greift, sondern vielmehr Trost und Beruhigung in stiller, freudiger Hoffnung und in seinem Schatze unermesslicher Liebe findet, taucht überall in Grün's Dichtungen hervor. Selbst da, wo sein oft beißender Spott erbarmungslos die Geißel schwingt, sucht er doch wieder das zu versöhnen und mit einander auszugleichen, was er zerrissen.

Mit dieser Tiefe des Gefühls verbindet der Dichter nun auch jene Anmuth der Piction, jene Vollendung der Form, diese Musik der Rede, die von Vielen eine Coquetterie der Sprache genannt wird, die aber bei Grün nichts weniger als dies, seinen Gedichten einen unendlichen Zauber verleiht.

In seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ (Hamburg, 1831) und in den Dichtungen, welche er „Schutt“ betitelte (Leipzig, 1836), tritt unbestreitbar sein hohes Talent am Deutlichsten hervor. Besonders erinnern die ersteren Gedichte an jene glückliche, naive Volksthümlichkeit, in welcher Béranger für Frankreich so Ausgezeichnetes leistete. Hier bespricht er mit kräftiger Freimüthigkeit die Institutionen seines Vaterlandes; weltliche und geistliche Gesezte, die dem kühnen, frei emporstrebenden Gedanken hinderlich sind, Priesterherrschaft, Censurzwang; er weist auf die Interessen des Volkes hin, auf dessen Berechtigungen; aber will nicht etwa den geheiligten Thron der Uraknen durch tollen, frechen Uebermuth angetastet sehen, nein, er will nur Versöhnung, eine Welt voll Liebe umfassende Versöhnung:

„Deiner Kaiserstadt nicht ferne liegt ein Schlachtfeld, weit und groß,
Wo für Dich, für Land und Freiheit Deines Volkes Blut einst floß;
O bel'm Himmel, wessen Herzen für Dich bluten Du gesehn,
Dessen Geist wird wahrlich nimmer gegen Dich in Waffen stehn!“

So ruft er dem Kaiser zu, eine kräftige, deutungsreiche Wahrheit, die er noch weiter ausführt, wenn er nachher auf die einzige Fessel hinweist, welche das Volk mit dem Fürsten verbinden soll und kann, auf das Vertrauen. — Eben so schön, wenn auch weniger im Volkston anklingend, aber desto reicher an poetischer Schönheit ist die vierte Dichtung im „Schutt“, die fünf Ostern, zu welcher ihm die orientalische Sage, daß Christus an jedem Ostermorgen auf dem Oelberg erscheine, um die Gegend zu besuchen, wo er als Mensch gewandelt, den Stoff gegeben hat. Der erste Ostermorgen ist der nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer; am zweiten befindet sich das heilige Grab in den Händen der Kreuzfahrer, während sie am dritten wieder vertrieben und nur psalmensingende Mönche als Hüter des Heiligthums zurückgeblieben sind. Aber diese Mönche, die bei'm vierten Besuch des Heilands zwar nicht gewichen sind, leben voll Haß und Zwietracht mit einander, nur durch die Türken selbst in Ordnung gehalten. Da nahen die Heere Frankreichs; aber der Welteneroberer kümmert sich nicht um das Kreuz auf der geweihten Stätte; die Adler Frankreichs haben andere Interessen, und

folgen Fluges
Im Siegesglanz ziehn sie vorbei, vorbei!

Der fünfte Ostermorgen schildert die Zukunft, jene glückliche Zeit der Versöhnung. Die Liebe hat mit ihrer Unermesslichkeit diese streitenden Partheien gecint. Weder Halbmond noch Kreuz ist zu sehen, Niemand erinnert sich derselben mehr, und als zufällig das Symbol der Christenheit aufgefunden wird, sagt der Dichter:

„Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,
Ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum,
Draun Rosen rings und Blumen aller Arten
Empor sich ranken, Kletternd um und um.“

IV

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Hülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer:
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr."

Eine andere Dichtung im „Schutt“, welche gleichfalls den Drang nach Freiheit auf eine tief ergreifende Weise ausspricht, ist der Thurm am Strande. Die Phantasie des Dichters hört aus dem halb verfallenen Gemäuer die Klagen des Gefangenen zu sich herübertönen; es ist ein venetianischer Dichter, welcher wegen eines hecken Wortes hier eingekerkert sitzt; nachher erfahren wir aber, daß dieser Thurm nie zum Gefängniß, sondern als Leuchtturm gedient hat, und nun ruft der Dichter halb froh, halb schmerzlich aus:

So war der Hain des Friedens und der Liebe
Wir überschattet von dem Baum der Schmerzen!
Nicht dünk't's wohl gar, des dunklen Stammes Triebe,
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.

Der Raum erlaubt uns nicht, länger bei diesen einzelnen, durchweg gediegenen Dichtungen ausführlicher zu verweilen; wir wenden uns daher noch zu einer anderen, gleichfalls nicht unbedeutenden Arbeit Grün's, und dies ist „der letzte Bitter“, ein Romanzenkranz (Stuttgart, 1830). Der Held dieser Gesänge ist der Kaiser Maximilian; doch fehlt dem Ganzen eigentlich die Einheit, die nur dadurch, daß der Kaiser überall darin vorkommt, locker unterhalten wird. Aber auch in diesen Gedichten spricht sich der kräftige Freiheitsdrang des Dichters gewaltig aus. Er schildert die Schweiz, uneingedenk der schimpflichen Niederlagen, welche Oesterreich durch die Eidgenossen erlitten, in ihrer kräftigen Freiheit, und als Maximilian den Bündnern den Krieg erklärt, überträgt er dem Herrn v. Fürstenberg die Anführung seines Heeres, und seines Ahnherrn Leopold eingedenk, der bei Sempach gefallen, ruft er aus:

Wohl könnt' ich kämpfen und sterben, wie Du so kühn und gut,
Doch will mein Schwert ich färben nie mit der Freiheit Blut.

Als bemerkenswerth fügen wir bei dieser Gelegenheit die Noth hinzu, das die dritte Auflage dieses Werkes gegenwärtig in den österreichischen Staaten verboten worden ist.

Die Gedichte Grün's (Leipzig 1837 in der Weidmann'schen Buchhandlung 4te Auflage 1843) aus denen wir die auf den folgenden Seiten enthaltenen Proben entnehmen, tragen denselben Charakter, wie die bereits erwähnten Arbeiten. Weniger glücklich gelungen sind einzelne Dichtungen, deren Inhalt die Liebe; während in seinen Balladen sich um so tiefer das echt poetische Gemüth des Sängers ausspricht. — Man vergleiche z. B. „Der sterbende Comödiant“, „die Sünderin“ und Andere. —

So ist Anastasius Grün. Ueberall kämpfend für Recht und Freiheit, mit warmem vollen Herzen in den Feldruf einstimmend:

„Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt!“

Aber seine Poesie ist nicht die erbarmungslose Waffe, bluttriefend in der Hand des rohen Kriegers, sie ist das leuchtende Schwert des Cherubs, das anvertraute Gut hütend, und in die friedliche Scheide zurückkehrend, wenn die Gefahr vorüber. —

Ueber die Persönlichkeit des Dichters können wir nicht viel sagen. Der Name Anastasius Grün ist nur pseudonym, und mit ziemlicher Gewisheit nennt man als den wahren Namen des Verfassers jener schönen Dichtungen den Grafen Alexander von Auersberg, am 11. April 1806 zu Churn am Hart in Krain geboren, und abwechselnd auf seinen Gütern, oder in Wien lebend. Mag er aber heißen, wie er will, sein Dichtername wird ewig unvergesslich sein,

So lang' noch walt' auf Erden
Die Göttin Poesie.

Der Weidenbaum

v. Anast. Grün.



Da zu Ihr zu lagern
wagte
Sich schon Lanzelot
im Moose!

gen. u. radirt v. A. Meissel

Verlag v. Meyer & Hoffmann, Berlin.

Der Weidenbaum.



esich ein Blühen, Dufsten, Quellen
In des Königs Artus Garten!
Früchte aller Zonen schwellen
Zwischen Blüthen aller Arten.

Nur am Teiche eine Weide
Steht gebengt in stummer Klage,
Wie versenkt in tiefem Leide,
Das sie nicht auch Früchte trage.

Die gelösten Haare fallen
Nieder ihr, ein grün Versteck,
Dran die Kön'gin fand Gefallen
Und auch Lanzelot, der Keck.

Auf dem Baum sitzt jetzt der König,
Im Gezweig sich wohl versteckend,
Sein gesalbtes Haupt ein wenig
Allzuweit hervor nur streckend.

Traun, das hat er sein eronnen!
Hier will er das Paar belauschen,
Hier, wie Kund' er des gewonnen,
Pfllegt er Kuß um Kuß zu tauschen.

Sieh, die Kön'gin naht der Stelle!
Doch sie steht die Weide prangen
In dem Widerschein der Welle,
Und die seltne Frucht dran hangen.

Ha, zu ihr zu lagern wagte
Sich schon Lanzelot im Moose!
Aber schlau zum Ritter sagte
Laut Ginevra jetzt, die Loose!

„Seht die Weid' im Teiche strahlen,
Lenkt das Aug' drauf, doch genaue;
Ob euch's nennt der Blätter Zahlen?
Ob es Früchte dran erschäue?“

„Oher trägt wohl Frucht die Weide,
Oh' zählt ihr der Blätter Masse,
Als ich breche Lieb' und Eide,
Meinen Herrn und Gatten lasse.

„Wie die Weid' auf Wellentänzen,
Ruht sein Bild in meinem Herzen,
Und ich wills mit Liebe kränzen,
Wie ihes schirmt mit Stahl und Erzen!“

Drauf der Ritter: „Oa, wie zeigen
Wellenspiegel doch genaue,
Daß sogar ich in den Zweigen
Hoch ein nistend Vöglein schaue!“

„Oh' wird Mensch dieß Vöglein werden
Und in Menschenworten sprechen,
Als dem König je auf Erden
Pflicht und Treu' ich könnte brechen.

„So ist unserm Bund die Weihe
Für des Königs Heil beschieden;
Schützt im Kampf ihn meine Treue,
Schmückt ihn eure Lieb' im Frieden.“

Artus nickt als wangenrother
Apfel froh aus Zweigeshallen
Und süß vor Entzücken droht er
Ueberreif vom Baum zu fallen.

Erät im Zwielicht, müden Leibes,
Schleicht er stille sich nach Hause;
Die Verläumber seines Weibes
Sperret er tief in Thurmesklause.

Und du darfst nun nimmer klagen,
Schöne Weide, da du heute
Frucht von feltner Art getragen,
Dran gar Mancher sich erfreute.

Die Sünderin.

Sinsam liegt ein Häuschen, abgelegen,
Hart am Meer, das an die Wände braust,
Daß sie ewig zitternd sich bewegen,
Wie so manches Herz, das drinnen haust.

Dieses niedre Pferlein, wills nicht deuten,
Daß nur Niedres ungehemmt hier zieht,
Doch der Reinheit Kranz, beim Drübenschreiten,
Leicht vom Haupt sich abstreift und verblüht?

Denn ein Tempel ist, der Sünd' erschlossen! —
Und doch seht, wie glänzt das Frühroth drauf,
Daß er, wie aus reinem Gold gegossen,
Lagt als heil'ger Sonnentempel auf!

Horch, des schmalen Fensters Flügel klingen!
Und es blickt mit welchem Busenstrauß,
Fahlem Kranz und schlaffen Lockenringen
Eine Prieststin dieses Doms heraus.

Bläß sind ihrer Wangen kalte Flächen,
Wie des Richters weißes Pergament,
Das des Schuldigen geheimst' Verbrechen
Und zugleich sein strenges Urtheil nennt.

Wie so matt die trüben Augen schimmern
Fast wie Kerzen, über Nacht gebrannt,
Die nun karglich sahl und müde flimmern,
Seit der goldgelockte Tag erstand.

Blumen prangen dort in bunten Farben,
Die begiebt sie jetzt, daß fort sie blüht; —
Wenn im Herzen schon die Blumen starben,
Läßt man gern sie vor den Fenstern glüht.

Zwischen Rosen, Ampeln, Engelschören
Steht ein Bild der Himmelskönigin;
Dort der ewigen Lampe Oluth zu nähren
Bringt sie Del, wie Vesta's Priesterin!

Neue Blumen geht sie jetzt zu pflücken,
Zwei Gewinde fügt sie kandelnd draus,
Einen Kranz, Mariens Haupt zu schmücken,
Für sich selbst dann einen Blumenstrauß.

Scheints nicht reinstes Hochgefühl des Weibes,
 Das so arglos hier mit Kränzen spielt,
 Weil es selbst den Schooß des eignen Leibes
 Einen Heiland werth zu tragen fühl't?!

Künstlich schminkt sie nun die blassen Wangen,
 Und doch nenn' ich Schamroth dieses Roth,
 Denn sie läßt es auf dem Antlitz prangen
 Ach aus Scham, daß es so blaß und todt!

Nun das rosge Haupt sie laß und lose
 In die weißen Hände niederknegt,
 Scheints nicht eine müde Purpurrose,
 Auf zwei Nachbarlilien hingeneigt?

Und so starr sie schweigend in die Welle,
 Unter ihr schlägt wild die Brandung an,
 Aber fern ist Frieden, Tageshelle,
 Selte Ruhe, ebne Spiegelbahn.

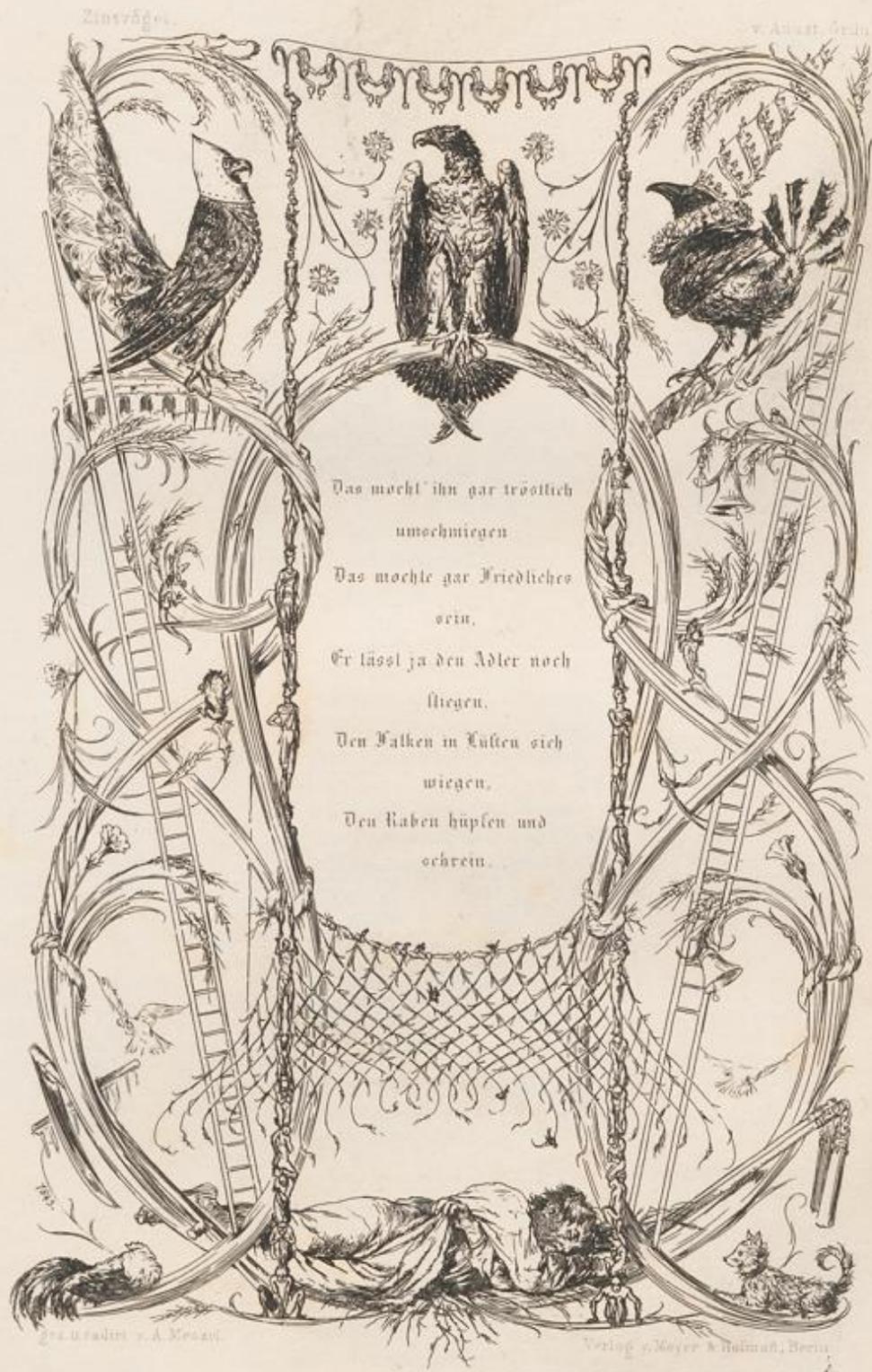
Und so späht sie starr durch Lust und Wogen
 Nach dem längstverlorenen Morgenstern,
 Fernhin, wo die weißen Segel zogen,
 Ihrer Unschuld Bild, so weiß, — so fern!

Weint sie nicht? — Kind wein' ins Meer nur nieder
 Dieser Perlen Schrein wird doch nie leer,
 Deine Augen füllen bald sich wieder,
 Und an Perlen reicher wird das Meer.

Schimmre fort, du rosge Morgenröthe,
 O verklär' ihr fort das Angesicht! —
 Ha, inmitten ihrer Blumenbeete
 Wie verklär't sie steht, wie rein, wie licht!

Und sie ist nur eine welcke Blume
 Von der Paradiesrose: Weib,
 Trümmer nur vom schönsten Heiligthume,
 Ach, ein tiefgefallen, sündig Weib!

Und doch könnt' ich knien hier und beten,
 Beten, weinen, wie vor Heil'gen schier!
 Eine Rose liegt am Weg zertreten,
 Und ein ganzer Himmel wohl mit ihr.



Zinsvögel.

v. August Grün.

Das mocht' ihn gar tröstlich
umochmiegen
Das mochte gar Friedliches
sein.
Er lässt ja den Adler noch
liegen.
Den Falken in Kisten sich
wiegen.
Den Raben hüpfen und
schreien.

ges. u. radirt v. A. Meissel

Verlag v. Meyer & Neumann, Berlin.

Z i n s v ö g e l.



Im vollen Getreuwagen
Froh wallte der Bauer einher,
Die Getreifränze, sie lagen
Auf garbenbeladenen Wagen,
Die Köpfelein zogen gar schwer.

Ein Adler flog an den Wagen:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Daß Füchse dein Huhn nicht nagen,
Verborg ich's in meinem Magen;
Lab' ab mir den Schußherruzins!“

Ein Falke flog in den Räumen:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Ich lasse dein Saatsfeld keimen,
Die Sonn' und Hagel es reimen:
Lab' ab mir den Bodenzins!“

Gehüpft kam auch ein Rabe:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's
Daß ich, der einst dich begrabe,
Zu überleben dich habe,
Lab' ab mir den Sterbezins!“

Zur Scheuer rollte der Wagen,
Die Köpfelein zogen nicht schwer;
Die Getreifränze nur lagen
Und soviel Garben am Wagen,
Daß Einer drauf schlafe, nicht mehr!

Der Bauer betet gen oben:
„Es soll, hilf Herre des Alls,
Der Adler mein Blei noch erproben
Der Falk' in den Schlingen mir toben,
Umdreh' ich dem Raben den Hals!“

Hui sank er auf's Stroh, ein Räder,
 Und an ein Schnarchen gieng;
 Da schwebten vom Himmel hernieder
 Zwei Täublein im Silbergefieder,
 Eins rechts zu ihm, eins links.

Sie fächeln ihm mit den Schwingen
 Den Schweiß vom Stirnenrund,
 Die goldnen Schnäblein klingen.
 Was sie ins Ohr ihm wohl singen?
 Süß lächelt und lispelt sein Mund.

Das mocht' ihn gar freßlich umschmiegen,
 Das mochte gar Friedliches sein,
 Er läßt ja den Adler noch fliegen,
 Den Falken in Lüften sich wiegen,
 Den Raben hüpfen und schrein.

Dieß Viedlein, in blühenden Hagen
 Sangs Einer vom Falkengeschlecht,
 Hat oft von den Gertewagen
 Sein Futter sich heimgetragen,
 Weiß Gott, es schmeckt ihm nicht recht.

Der Invalide.

Im Gartenplan vor der Schenke
 Sigt der alte Invalide,
 Erzählt von Schlachten und Siegen
 Und singt manch flammend Lied.

Des Dorfes blühende Jugend
 Umlagert ihn rings im Gras,
 Die rosigen Mädchen füllen
 Gar fleißig ihm das Glas.

Ein Kindlein auf seinem Schooße
 Spielt ihm in Bart und Haar;
 Mit seinem Stock und Säbel
 Steht Wacht ein Knabenpaar.

Des Dorfes Schulmagister,
 Der Kinder grimmer Tyrann,
 Sein alter Spielfamerade,
 Sigt neben dem Krückenmann.

Jetzt streift der Invalide
 Den einen Ärmel hinauf:
 „Nun will ich euch was erzählen,
 Nun, Kinder, horchet auf!“

Und näher rückt dem Greise
 Aufhorchend der Knaben Schwarm:
 Weh, was für böse Schnörkel
 Trägt eingebrannt dein Arm?

„Ich will die Zeichen euch lesen,
Schlimm sind die Züge nicht!
Denn wer sie versteht, dem deuten
Sie die halbe Weltgeschichte!“

„Am blühenden Strand der Loire
Wuchs ich zum Jüngling heran,
Da lächelte wie ein Bräutchen
Goldselig das Glück mich an.

„Am blühenden Strand der Loire
Ward ein herrliches Mädchen mein;
Da schnitt in den Arm dies Herzlein
Und unsere Namen ich ein.

„Da schien zu Paris der König
Mir gegen mich nur ein Wicht;
Zwar kannt' ich nur aus den Münzen
Sein gutes, rundes Gesicht.

„Ost fragt' ich, warum auf den blauen
Sein Kopf allein wohl steht?
Wie hätt' ichs damals errathen,
Daß ich nun gar ein Prophet!

„Kinst Klang's und flammt' es im Thale
Von Feldruf und Waffenschein,
Und jubelnde Schaaren brachen
Halbnackt und wild herein.

„Sie schwangen blutrothe Mützen
Auf hohen Lanzen empor,
Sie jauchzten: Freiheit, Freiheit!
In vollem rauhen Chor.

„Der Klang thät mir gefallen,
Ich trat in ihre Reihen,
Sie brannten die flammende Mütze
Als Bundeszeichen mir ein.

„Kinst trat vor unsre Schaaren
Ein Mann gar ernst und bleich;
Er frug nicht, ob wir gehorchten?
Er gebot, wir folgten sogleich!

„Er hielt einen stolzen Adler
In seiner kräftigen Hand,
Er rief mit donnernder Stimme:
Für Ruhm und Vaterland!

„Sein Ruf thät uns gefallen,
Wir folgten mit Jubelgeschrei;
Ost mocht' uns dünken, als ob er
Wohl selbst der Adler sei.

„Der Har that gute Flüge,
Er hielt nur kurze Raß
Auf Afrika's Pyramiden,
Auf Moskau's Zarenpallaß;

„Zu Wien auf dem Stephansthurme,
Auf dem Vatikan zu Rom;
Am liebsten von Notre Dame
Sah er auf der Völker Strom.

„Bei Mörserklang und Feldruf
Und Siegesflammenschein
Brannt' auf den Arm den Adler
Mit glühendem Stahl ich ein.

„Der Har that gute Flüge,
Zulezt entschwand er dem Blick,
Und ach wir sah'n ihn nimmer,
Und nimmer kam er zurück!

„Drauf drängten uns fremde Schaaren,
Sie strömten Hord' auf Hord',
O, alte Bekannte aus Feldern
Von Süd und Ost und Nord!

„Sie riefen: Frieden, Frieden!
So riefen seit Jahren sie schon.
Doch wie sie sonst es riefen,
Klang's einen ganz andern Ton.

„Rechtmäßigkeit und Frieden!
So riefen sie alle im Verein,
Und brannten die Städte uns nieder
Und stampften die Saaten uns ein.

„Sie schleuderten Friedenspalmen
Mit blutigen Schwertern empor,
Und krachende Kanonen
Sprengen weiße Liljen hervor!

„Solch eine glühende Blume
Ziel auf den Arm auch mir,
Und eingebrannt blieb seither
Das Zeichen der Lilje hier.

„So trag' ich auf meinem Arme
Die halbe Weltgeschichte;
Herz, Mühe, Adler und Lilje,
Die geben mir treuen Bericht!

„Die Mühe ist längst zerrissen,
Der Adler flog ins Sonnenlicht,
Einst welken auch die Liljen,
So wie dieß Herz einst bricht.

„Ich setze meinen König
In meinem Erben ein,
Und dieser Arm mit den Schindeln
Der soll sein Erbstück sein.

„In ein verguldetes Kästlein
Leg' er den Arm sodann,
Wie jener alte König
Mit den Liedern Homers gethan.

„Der las des Tages mindestens
Ein Verslein, einen Spruch;
So lese mein König fleißig
In meinem Historienbuch.

„Nun, Pädagog, was sagt ihr
Zu meiner Weltgeschichte?“ —
Der meint: In usum Delphini
Wär' sie so übel nicht!

Elfenkönig O'Donoghue.

Die Malensonn' kommt aus dem See gezogen
Wie eine Königin aus des Bades Fluth,
Noch schwimmt der Purpurmantel auf den Wogen,
Sinds glüh'nde Bluthen, ist es flüß'ge Bluth?
Weißbärtige Diener dort: die alten Berge,
Sie bringen Goldgeschmeid', der Schönheit Zoll;
Die jungen Hügel hier: dienstfertige Zwerge,
Sie sehn, mit Blumen alle Hände voll.

Seht nun, wie's kocht im schäumenden See!
Ausprüht's, wie fläubende Flocken von Schnee,
Und wühlt, wie mit Kosschuf, sich hervor,
Und glisert, wie flammende Panzer, empor.

Auf weißem Rosse steigt, im Waffenglanze,
Ein junger Held aus der gewalt'nen Fluth;
Ob auch das Schlachtschwert an den Lenden ruht,
Schlingt doch ums Haupt der Delzweig sich zum Kranze.

Ob Schild und Panzer sich zum Kriegsschmuck eine,
 Spricht Frieden doch die milde Gluth des Blicks,
 Und ob er auch der rauhe Kriegsgott scheine,
 Ist Schutzgeist er des Friedens doch und Glücks.

In süßen Blüthen, da blüht sein Reich,
 An Fried' und Segen ist keines ihm gleich
 Und daß er auch segn' und beglücke die Welt,
 Erscheint mit dem Lenz alljährlich der Held.

Vor Allen doch will er die Menschen segnen,
 Die seiner stillen Friedensbahn begegnen;
 Beglückt wer ihm ins Auge schauen kann!
 Da zündet Lieb' ihr mildes Licht sich an,
 Der goldne Friede blickt aus seinen Augen,
 Und Glend wandelt sich in blühend Glück,
 Der blasse Tod selbst könnte Leben saugen,
 Und Siechheit Kraft aus seinem Wunderblick.

Hierher, o Freundschaft, den welkenden Kranz!
 Rasch sprüh'n die Blumen im Frühlingsglanz.
 O Wehmuth, hieher dein gebrochenes Herz!
 Bald schlägt es entfestelt von Sorg' und Schmerz.

Seht seine Schaar in Schneegewändern glänzen,
 Von Perlen trieft das weiche Lockenhaar,
 Hier bieten Jungfrau goldne Früchte dar,
 Dort winken Jünglinge mit Blüthenkränzen.
 Und über'm Wasser singt's wie junge Quellen,
 Wenn Rosen singen könnten, wär's ihr Klang;
 Ist das ein Frühlingspsalm der jungen Wellen?
 Ist's liebestrunken Elfen Zauberlang?

„Hieher all ihr Menschen und hieher den Blick!
 Glücklich naht und spendet euch Glück;
 Die Sonn' ist erglückt, o seht, wie sie blinkt!
 Das Glück ist erblüht, o seht, wie es winkt!“

Da hüpfet der Gießbach froh in schnellerm Drange,
 Fromm blickt das Weilschen blauen Aug's empor,
 Zur Sonne steigt ein junger Lerchenchor,
 Und Ros' an Rose lehnt die glühnde Wange;
 In Morgenwolken taucht die Fichte kühn,
 In Lilienkronen Diamanten blinken,

Die Freudenfeuer glüh'n der Berge Zinken.
Und Gräber kleiden sich in Hoffnungsgrün.

Und was sich noch regen und fingen kann,
Laut schwebt's im Liederstürme heran:
Ach, aber kein Mensch vernahm den Gesang,
Kein Mensch die weiten Gesild' entlang! —

Schon will mit seiner Schaar hinab der Held
Ins Reich des Friedens, in die Heimathwelt;
Noch einmal flammt der Schild, die Panzer glänzen,
Noch einmal scharret der Kofse Silberhuf,
Noch einmal winkt es mit des Segens Kränzen,
Noch einmal freundlich lockt des Liedes Ruf;
Sieh da, jetzt kann's sein forschend Aug' erspähn:
Ein Menschenpaar auf blum'gen Uferbösch'n!

Im Grünen, da ruht ein Liebenbes Paar,
Das blickt sich ins Antlig, so innig und klar,
Das blickt sich ins funkelnde Aug' hinein
Und sieht nicht die Welt, sieht sich nur allein.

Der Kranz winkt wieder, ach, sie sehen nicht!
Gesang ertönt, umsonst, — sie hören nicht!
Der Held blickt segnend auf die Fluren wieder,
Jetzt aber fährt er in die Fluthen nieder,
Die lust'ge Elfschaar sinkt tönend ein,
Und ruhig drüber rauscht der Wogen Rhein.
Doch, wo versunken sie, an jener Stelle
Taucht nun ein Blumenekland aus der Welle.

Die Liebenden ruhn umschlungen, wie vor,
Nur seliger vochen die Herzen empor,
Der Himmel ist doppelt goldig und licht:
Doch wie es so kam? — sie wissen es nicht.

Aus: „den Spaziergängen eines Wiener Poeten“.

Sein Bild.



icht umwoigt von Volkemenge ragt ein lustig, farbig Belt:
Si, was doch die bunte Hülle wohl für einen Schatz enthält?
Virgt sie nicht die schönste Perle, Muscheln gleich, im schlechten Schrein?
Hält sie nicht das schönste Antlig, wie ein neid'scher Schleier ein?

Glockenklang, Kanonendonner! — Sieh, die Zeltens-Hülle sank,
Und enthüllt ein riesig Standbild, erzgegossen, hell und blank!
Wie zur Huld'gung trat die Sonne jetzt auch aus dem Nebelvor!
Jauchzend, daß die Sterne lebten, schlug des Volkes Ruf empor!

Nuhig auf granitnem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Um die Schläfe keine Krone, nur den selbst errungenen Kranz!
Hoch zu Ross, das Antlitz lächelnd, und empor die rechte Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen, über sein geliebtes Land.

Ja, du bist es, weiser Joseph! — Voll von Kraft, und Muth und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie dein Leben all' entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel du erkannt,
Und an deinem großen Werke bauend fest mit eherner Hand!

Ein Despot bist du gewesen! doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunklen Diebeschluchten die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! doch, fürwahr, ein solcher bloß,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit seinen Festesträngen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Drum mit Recht gab dir der Bildner Brust und Stirn und Hand von Erz!
Aber küssen, brünstig küssen möchte ich diese Hand von Erz! —
Doch, ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand!
Aber eine Rose gerne säh' ich in der ehernen Hand!

All' dein Ringen nach dem Lichte, all' dein Thun in ernster Zeit,
Gleichs nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose heut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen, um ein morgenrothes Land!
Drum, o leg' ihm weich die Rose in die harte, ehrene Hand!

Was er seinem Volk geboten, war's des Frühlings Vöte nicht?
Drum im Kampfe er ausgedauert, stammt es nicht aus Morgenlicht?
Drauf einst unverrückt sein Auge, war's nicht roß'ger Freiheit Pfand?
Drum die Rose allzugerne säh' ich in der ehernen Hand!

Ach, es will der Freiheit Rose uns im Garten nicht gedeih'n;
Ohne Rose doch kannst nimmer, Erzsolos, sein Bild du sein!
Nur ein Bildniß unsrer Zeiten bänkst du mir zu dieser Frist,
Dem die ehrene Hand geblieben, doch die Ros' entfallen ist.

Unsere Zeit.

Auf dem grünen Tische prangen Kreuzifix und Kerzenlicht,
Schöffe und Rätthe, schwarz gekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht,
Denn sie luden vor die Schranken, unsre Zeit, die Frevlerin,
Weil sie trüb' und unheildrohend und von sturmbewegtem Sinn!

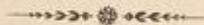
Doch es kommt nicht die Verurthe, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
Kann nicht stille sehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit,
Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern;
Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu dem Herrn:

„Läßert nicht die Zeit die reine! schmäh't ihr sie, so schmäh't ihr Euch!
Denn es ist die Zeit dem weißen unbeschrieb'nen Blatte gleich.
Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid Ihr!
Wenn die Schrift just nicht erbaulich, nun was kann das Blatt dafür?“

Ein Pokal durchsicht'gen Glases, ist die Zeit so hell und rein;
Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gießt nicht eure Hefen drein!
Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus;
Freilich seid ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

Seht, es ist die Zeit ein Saatkfeld; — da ihr dies drin ausgesä't
Hi, wie könnt Ihr Euch drob wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
Gäsar sicht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,
Doch auch Memmen zum Entlaufen ist es sattfam, groß und breit.

Die Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stämber ihre Kraft
Heulen jammernd Hund' und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
Nun wohlthun, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
Daß auch Stern und Wald Euch lausche, Leben fahre in den Stein.



Johann Wolfgang v. Goethe.



enn es wahr ist, daß eine Art von Charakteren existirt, die sich, vermöge der gewaltigen Kraft ihres Willens und der Elasticität ihres Genies, in jeder Sphäre des geistigen und materiellen Lebens zu einer Stufe emporarbeiten können, die weit über die von den Alltagsmenschen eingenommene erhaben ist, Charaktere, welchen das einzige Wort „ich will“ hinreichend ist, um tausend Schwierigkeiten zu überwinden, von denen man nicht sagen kann, daß sie zum Staatsmann, zum Soldaten, zum Gelehrten, zum Künstler geboren sind, und welche dennoch in jeder dieser verschiedenen Richtungen unsres socialen Lebens gleich Ausgezeichnetes geleistet haben würden, so gehört Goethe gewiß zu diesen seltenen, reichbegabten Menschen. Wie einst Demosthenes sich vornahm, ein Redner zu werden, und mit der Gewalt des eisernen Willens alle jene Hindernisse überwand, die ihm die Natur bei der Organisation seines Körpers in den Weg gelegt hatte, so auch Goethe. — Es war an einem schönen Tage — um mit den Worten eines französischen Schriftstellers zu reden — wo die Sonne heiter und lustig schien, und die Blumen so heiß und duftig mit dem küßenden Winde buhlten, wo die Vögel leis und verstohlen zwischen den grünen Zweigen zwitscherten und sangen, und die Trauerweide die langen grünen Blätter im Wasser des flüsternden Quells wusch, horchend auf die alten Märchen, die ihr die murmelnden Wellen erzählten, als Goethe zu sich sagte, ich will ein Dichter werden; — und er ward es. Doch er hätte eben so wohl sagen können, ich will ein Maler, ein Conkünstler werden, er würde auch in dieser Richtung der Kunst die Stufe der höchsten Meisterschaft erlangt haben. — Daher überall die Objectivität in seinen größten, wie in seinen kleinsten Arbeiten.

Wenn ein anderer Dichter, vom Prange seiner tiefinnersten Gefühle getrieben, denselben Worte gab, oder von Leidenschaft oder äußerem Eindruck aufgeregt, die Feder ergriff, und unter solchem Einflusse vielleicht die glücklichste, gelungenste Arbeit förderte, so setzte sich Goethe kalt und nüchtern an seinen Schreibtisch, und mit klarer Besonnenheit die Exposition seiner Gedanken durchschauend, schnitt er sich die Feder, deren Kiel die Unsterblichkeit seines Namens ausprägen sollte, und er ist gewiß nie in die Verlegenheit gekommen, statt Streusand das Pintenfaß zu ergreifen. — Ob diese stete Klarheit des Gedankens, diese nüchterne, aber kräftige Herrschaft über sein ganzes Selbst zu tadeln oder zu loben sein dürfte, ist jedoch eine Frage, die nur unsre Subjectivität beantwortet; in ihr begründet sich auch der Goethen oft gemachte Vorwurf, daß er kein schöpferisches Genie besessen, sondern nur das schon Vorhandene, wenngleich in höchster Vervollkommnung, reproducirt habe; jedenfalls ist sie aber das Attribut eines kräftigen, willensstarken Geistes, sobald wir sie nicht aus dem einzelnen Product hervorgehen sehen, sondern nur aus dem Ueberblick der Gesamtmasse diesen Eindruck in uns aufnehmen. — Goethe's ganzes Leben weist auf diese Tendenz hin, sie wird in allen seinen Handlungen bemerkbar. Er wollte ein Dichter werden, und wenn er auch nicht Hitzig's Schrift über belletristische Schriftstellerei gelesen, so war er doch so klug, um sich sagen zu können, daß es bequemer und besser sei, Verse zu

machen, wenn man Austern gegessen und Burgunder getrunken, als wenn man ein Stückchen Brod im Magen und den Wasserkrug neben sich stehen hat.

Jeder, der Goethe lieb und werth gewonnen hat, wird auch seine Autobiographie „Aus meinem Leben, Pichtung und Wahrheit“ gelesen haben, worin er die Verhältnisse seines Jugendlebens schildert; daher verweilen wir nur kurz bei diesem Gegenstande. — Er wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt a. M. geboren, wo sein Vater, mit dem Character eines kaiserlichen Rathes, ein eben so gebildeter als wohlhabender Mann lebte, der um so mehr Sorgfalt auf des Knaben Erziehung verwenden konnte, als dieser der einzige Sohn des Hauses war. — Goethe war acht Jahre alt, als der siebenjährige Krieg ausbrach, und als einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten, diente das aus der Annäherung des Kriegsschauplatzes entspringende, bewegte Leben allerdings mit dazu, des Knaben erwachenden Geist auf mannichfache Weise zu bilden. — Ueberhaupt war Frankfurt a. M. ein Aufenthaltsort, der in jeder Beziehung geeignet war, in Goethe jene verschiedenen Eindrücke hervor zu rufen, die ihm für sein ganzes Leben geblieben sind. Man muß diese Stadt selbst gesehen haben in ihrer schweigenden, ehrwürdigen Alterthümlichkeit, um ein Urtheil darüber fällen zu können; diese ummauerten Klöster in ihrer düster gothischen Bauart, das alte Rathhaus, wo die goldene Bulle verwahrt wird, den Kaisersaal mit den Bildnissen sämtlicher deutscher Kaiser, die einst hier Hof gehalten, als es noch ein deutsches Reich gab; bei jedem Schritt eine historische Erinnerung. — Dann wieder das rege Leben und Treiben in diesen engen Straßen zur Zeit der Messe; dies Zusammenströmen von Fremden aus allen Weltgegenden; — in der That ein merkwürdiger Wechsel der Contraste.

Auf solche Weise wurde Goethe's Geist nach allen Richtungen hin angezogen und er fand Gelegenheit, sich sowohl in die romantische Weltanschauung des Mittelalters zu versetzen, als auch die Eindrücke des modernen, praktischen Lebens in sich aufzunehmen und zu amalgamiren. Dennoch fand er, daß weder das Eine noch das Andere hinlänglich sei, um seinem Systeme eine feste, sichere Grundlage zu geben. Diese Basis suchte und fand er in der Antike. „Goethe's großmächtige Natur“, sagt Th. Mundt in seiner Literaturgeschichte; „hatte auch zu ihrer eigensten Grundlage den Lebensgenuß der romantischen Schule, aber er ließ sich damit auf einer ganz andern, aller Romantik durchaus entgegengesetzten Basis nieder, nämlich auf der einer völlig antiken Weltanschauung, auf der er in hoher Gemächlichkeit ruhte, und Alles, was seine Individualität nur vertrat, als ein durchaus Berechtigter und Geheiliger verbrauchte.“ Dieser Satz gewinnt indessen erst bei dem älteren Goethe seine vollgültige Kraft, denn die erste bedeutendere Arbeit des unendlichen Dichters „Götz von Berlichingen“, Hamburg 1773, durchweht noch der Geist der Romantik so feisch und lebenskräftig, als man von dem vier und zwanzigjährigen Jüngling nur immer erwarten konnte; nehmen wir dann aber noch, jedoch nur theilweise, seine modernen Romane und wissenschaftlichen Arbeiten aus, so ist in keiner seiner Productionen der antike klassische Boden zu verkennen, auf welchem der Dichter mit der Pflugschaar seines Genies die Forbrenen gepflanzt, in deren Schatten der Minister so bequem und behaglich auf Freund und Feind herab blickte.

Hatte also Goethe sich vorgenommen, ein Dichter zu werden, so sagte ihm seine Lebens-Philosophie, daß das zu seiner Existenz nicht genug sei, und deshalb faßte er den Entschluß die Rechts-Wissenschaften zu studiren und Minister zu werden. Demgemäß ging er, nachdem er sich für die Akademie vorbereitet, nach Leipzig, wo indessen seine Bekanntschaft, mit Sellert und Crenesi, ihn von dem zweiten Studium bedeutend zurückhielt. In Folge seiner etwas unregelmäßigen Lebensweise wurde er außerdem krank und sah sich genöthigt, 1768 in das väterliche Haus zurück zu kehren. Nachdem er durch längeren Aufenthalt daselbst seine Gesundheit wieder hergestellt, begab er sich nach Straßburg, um dort seine Studien fortzusetzen und erlangte 1771 die juristische Doctorwürde. — In Straßburg machte er außerdem die Bekanntschaft Herders, die von der größten Wichtigkeit für ihn ward, da er unter dessen Leitung in den tiefen Geist der Poesie, besonders der italienischen und hebräischen eindreang, und darauf begann, ein Studium aus dem zu machen, was er bisher nur oberflächlich behandelt hatte.

Von Straßburg aus nach Frankfurt in's Vaterhaus zurückgekehrt, lebte er abwechselnd bald dort bald in Weylar und Offenbach, während er einzelne Gedichte und kleinere Aufsätze für Journale und

Almanach schrieb, bis endlich 1773 sein „Söz von Berlichingen“ und sein „Werther“ (1774) erschien und die Augen Deutschlands sich auf den jugendlichen Autor richteten. In Folge dieser Arbeiten nahm auch der Erbprinz von Weimar auf einer Reise nach Frankfurt Gelegenheit, den Dichter kennen zu lernen, und dieser Prinz lud, als er 1775 die Regierung angetreten, Goethe ein, nach Weimar zu kommen, wo wir denselben bereits im folgenden Jahre als geheimen Legationsrath wieder finden.

Bald darauf zum wirklichen Geheimrath ernannt, begleitete er 1777 die Herzogin von Weimar auf ihrer Reise nach der Schweiz und wurde endlich 1782 zum Kammer-Präsidenten ernannt und in den Adelstand erhoben. 1786 ging er nach Italien, wo er zwei Jahre mit besonderer Vorliebe in Rom verweilte und auch Sicilien besuchte.

Dass bei allen diesen glänzenden Erfolgen indessen auch die Liebe nicht ohne Einfluss auf das Herz des Dichters blieb, ist wohl nicht zu erwähnen nöthig. Bereits während seines Aufenthaltes in Frankfurt hatte er eine heftige Leidenschaft für ein junges Mädchen gefasst. „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend“ so sagt er selbst von dieser Liebe, „nehmen eine durchaus günstige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahrt werde. Und so war auch mir, durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine andere Welt des Schönen und Vortreflichen aufgegangen“. — Er mag indessen nicht immer so unglücklich in der Liebe gewesen sein, als bei diesem ersten Mal; wenigstens erinnert er sich in dem folgenden, nicht sehr bekannten Impromptu an diese glücklichen Zeiten der Jugend, die uns Nichts zu ersetzen vermag:

Als ich noch junger Geselle war,
Lustig und guter Dinge,
Da hielten die Maler offenbar
Mein Gesicht für sehr geringe,
Doch dafür war mir auch manch' schönes Kind
Von Herzen gar lieb und treu gesinnt. —
Nun da ich hier als Altmeister sitz'
Rufen sie mich aus auf allen Gassen,
Zu haben bin ich, wie der alte Frits,
Auf Pfaffenköpfen und Tassen,
Doch die schönen Kinder, die bleiben fern;
O Traum der Jugend, o goldener Stern.

Biemlich spät, erst in seinem siebenundfunfzigsten Lebensjahre, verheirathete er sich mit einer Demoiselle Vulpius, mit welcher er schon während einer Reihe von Jahren im vertrauten Umgange gelebt; von den Kindern, die aus diesem Verhältniß hervorgegangen, überlebte keines seinen Vater.

Während der wichtigen Zeitereignisse, die in der französischen Revolution ihren Anfang hatten, befand sich Goethe abermals in Rom, und machte 1792 den Feldzug in der Champagne im Gefolge seines Fürsten mit. Seine Gegner haben ihm deshalb oft den Vorwurf der Selbstsucht und der Herzlosigkeit gegen die Zeitinteressen gemacht, und wenn dieser Tadel ihn als Mensch auch mit Recht trifft, so bleibt er doch ohne Wichtigkeit für die Leistungen des Dichters.

Nach seiner letzten Reise in Italien, verließ indessen Goethe Weimar nur für kürzere Reisen, und beschäftigte sich mit anerkennenswerthem Eifer damit, die dortige Hofbühne zur Stufe der möglichsten Vollkommenheit heran zu bilden; außerdem aber erwarb er sich in seiner amtlichen Stellung die größten Verdienste um die Belebung der Künste und Wissenschaften. — Im Jahre 1815 wurde er erster Weimarer Staatsminister und wirkte in dieser Stellung bis zum Jahre 1828, wo er sich nach dem Tode seines Fürsten gänzlich von den Staats-Geschäften zurückzog. Noch immer war er indessen bei der Verwaltung der Kunst-Anstalten und der wissenschaftlichen Institute thätig, bis er endlich nach kurzer Krankheit am 22. März 1833 zu Weimar starb, wo seine Leiche in der dortigen Fürstengruft, neben den Gebeinen seines fürstlichen Freundes und dem Sarge des ihm vorangegangenen Schiller beigesetzt wurde.

Eben so wenig, wie indessen der beschränkte Raum dieser Plätter es gestattet, die einzelnen Scherflein des Dichters der Reihenfolge nach aufzuzählen, da das Register derselben eine ganze Seite füllen

IV

würde, eben so wenig darf der Leser in dieser Skizze eine umfassendere Kritik eines Mannes suchen, über dessen Leistungen bereits so unendlich viel geschrieben worden. — Daß man bei den Beurtheilungen Goethe's, und besonders ist dies bei „seiner Gegner“ der Fall, durchaus nicht immer vorsichtig genug gewesen ist, den Dichter von dem Menschen zu sondern, ist eine sich noch täglich in der Kritik wiederholende Thatsache und man wird vielleicht erst nach einem Jahrhundert die Stellung richtig zu würdigen wissen, welche Goethe in der Literatur einnimmt. Der Mangel an Originalität der Erfindung wird ihm indessen nicht mit so völligem Unrecht zum Vorwurf gemacht, als seine Verehrer behaupten; wir finden z. B. in seinem „Götz von Berlichingen“ die Selbstbiographie dieses ritterlichen Geschichtschreibers auf eine ziemlich hervorragende Art benutzt, und in „Clavigo“ stoßen wir auf ganze Stellen der bekannten Memoiren von Beaumarchais.

Aber gerade diese Fähigkeit Goethe's, die verborgensten Eigenheiten der verschiedenen Individualitäten in sich aufzunehmen, sie gleichsam in sich auszubilden, und dann wieder in der von ihm nach allen Regeln der Schönheit geschaffenen Gestalt dar zu stellen, gerade diese Objectivität macht ihn zu der großen, Alles umfassenden Erscheinung, die wir in ihm bewundern. So vermochte es Goethe, in jeder Gattung der Poesie Bedeutendes zu leisten. Gleich groß als lyrischer wie als dramatischer Dichter, sind seine Romane zu den vorzüglichsten Arbeiten in diesem Genre zu zählen, und sein Gedicht „Hermann und Dorothea“ obgleich es der Form nach ein Epos, zeigt uns den Dichter auch in dieser Dichtungsart als den Meister.

Schon vor Goethe hatte Lessing männlich für die Reinheit der deutschen Sprache und Poesie gekämpft, und aus vollen Kräften dahin gestrebt, sie von den Abwegen, auf denen sie sich befand, zurück zu führen. Goethe stellte sich nach ihm an die Spitze dieser Opposition und zog gegen diese, mit bunten Setzen ausländischen Wesens bekleidete Poesie, zu Felde und erfocht den glänzendsten, für deutsche Literatur ewig denkwürdigen Sieg. — So viel noch über Goethe den Dichter; was den Menschen in ihm anbetrifft, so mag er allerdings nicht ohne jene Mängel und Fehler gewesen sein, die man ihm vorwirft, dennoch darf man es aber auch in dieser Beziehung hin nicht vergessen, welche segensreichen Früchte sein Streben von Weimar und Jena aus für die Bildungsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts getragen hat.

Die nachstehenden Gedichte entlehnen wir aus Goethe's gesammelten Werken, Stuttgart, Verlag der Cotta'schen Buchhandlung.



Des v. Rosenfelders - rad. v. Trübner

Verlag v. Meyer & Hofmann, Berlin.

Der Gott und die Bajadere.

Judische Legende.



Ahaddôh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum schönstenmal,
Daß er unsers Gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich hier zu wohnen,
Läßt sich alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wanderer betrachtet,
Die Großen belanert, die Kleinen geachtet,
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlor'nes schönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dieß ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
Schöner Fremdling, Lampenhelle
Soll sogleich die Hütte sein.

Bist du müd', ich will dich laben,
 Lindern deiner Füße Schmerz.
 Was du willst, das sollst du haben,
 Ruhe, Freuden oder Scherz.
 Sie lindert geschäftig geseuchelte Leiden.
 Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
 Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
 Immer heitrer wird sie nur,
 Und des Mädchens frühe Künste
 Werden nach und nach Natur.
 Und so stellet auf die Blüthe
 Bald und bald die Frucht sich ein;
 Ist Gehorsam im Gemüthe,
 Wird nicht fern die Liebe sein.
 Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
 Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
 Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
 Und sie fühlt der Liebe Qual,
 Und das Mädchen steht gefangen,
 Und sie weint zum erstenmal;
 Sinkt zu seinen Füßen nieder,
 Nicht um Wollust noch Gewinnß,
 Ach! und die gelenken Glieder
 Sie versagen allen Dienst.
 Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
 Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
 Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnß.

Spät entschlummert unter Scherzen,
 Früh erwacht nach kurzer Rast,
 Findet sie an ihrem Herzen
 Todt den vielgeliebten Gast.
 Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
 Aber nicht erweckt sie ihn,
 Und man trägt die starren Glieder
 Bald zur Flammengrube hin.
 Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
 Sie raset und rennet und theilet die Menge.
 Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Wahn' stürzt sie nieder,
 Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
 Meinen Gatten will ich wieder!
 Und ich such' ihn in der Gruft.
 Soll zu Asche mir zerfallen
 Dieser Glieder Götterpracht?
 Mein! er war es, mein vor allen!
 Ach, nur Eine süße Nacht!

Es singen die Priester: wir tragen die Alten,
 Nach langem Ermatten und spätem Erfallen,
 Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
 Dieser war dein Gatte nicht.
 Lebst du doch als Wajadere,
 Und so hast du keine Pflicht.
 Nur dem Körper folgt der Schatten
 In das stille Todtenreich;
 Nur die Gattin folgt dem Gatten:
 Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.

Ertöne, O ommete, zu heiliger Klage!
 O nehmet, ihr Götter! die Herde der Lüge,
 O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
 Mehrt ihres Herzens Noth;
 Und mit ausgestreckten Armen
 Springt sie in den heißen Tod.
 Doch der Götter-Jüngling hebet,
 Aus der Flamme sich empor,
 Und in seinen Armen schwebet
 Die Geliebte mit hervor.

Es freut sich die Gottheit der reinigen Sünder;
 Unsterbliche heben verlorene Kinder
 Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Der Fischer.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
 Ein Fischer saß daran,
 Sah nach der Angel ruhevoll,
 Kühl bis ans Herz hinan.
 Und wie er sieht und wie er lauscht,
 Theilt sich die Bluth empor;
 Aus dem bewegten Wasser rauscht
 Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
 Was lockst du meine Brut
 Mit Menschenwitz und Menschenlist
 Hinauf in Todesgluth?
 Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
 So wohllich auf dem Grund,
 Du steigst herunter wie du bist
 Und würdest erst gesund.

Lacht sich die liebe Sonne nicht,
 Der Mond sich nicht im Meer?
 Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
 Nicht doppelt schöner her?
 Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
 Das feuchtverklärte Blau?
 Lockt dich dein eigen Angesicht
 Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
 Regt' ihm den nackten Fuß;
 Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtvoll,
 Wie bei der Liebsten Gruß.
 Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
 Da war's um ihn gesehn:
 Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
 Und ward nicht mehr gesehn.

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
 Da steh' ich tausendmal,
 An meinem Stabe gebogen,
 Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
 Mein Hündchen bewahret mir sie;
 Ich bin herunter gekommen
 Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
 Die ganze Wiese so voll;
 Ich breche sie, ohne zu wissen
 Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
 Verpass' ich unter dem Baum.
 Die Thüre dort bleibet verschlossen;
 Doch alles ist leider ein Traum.

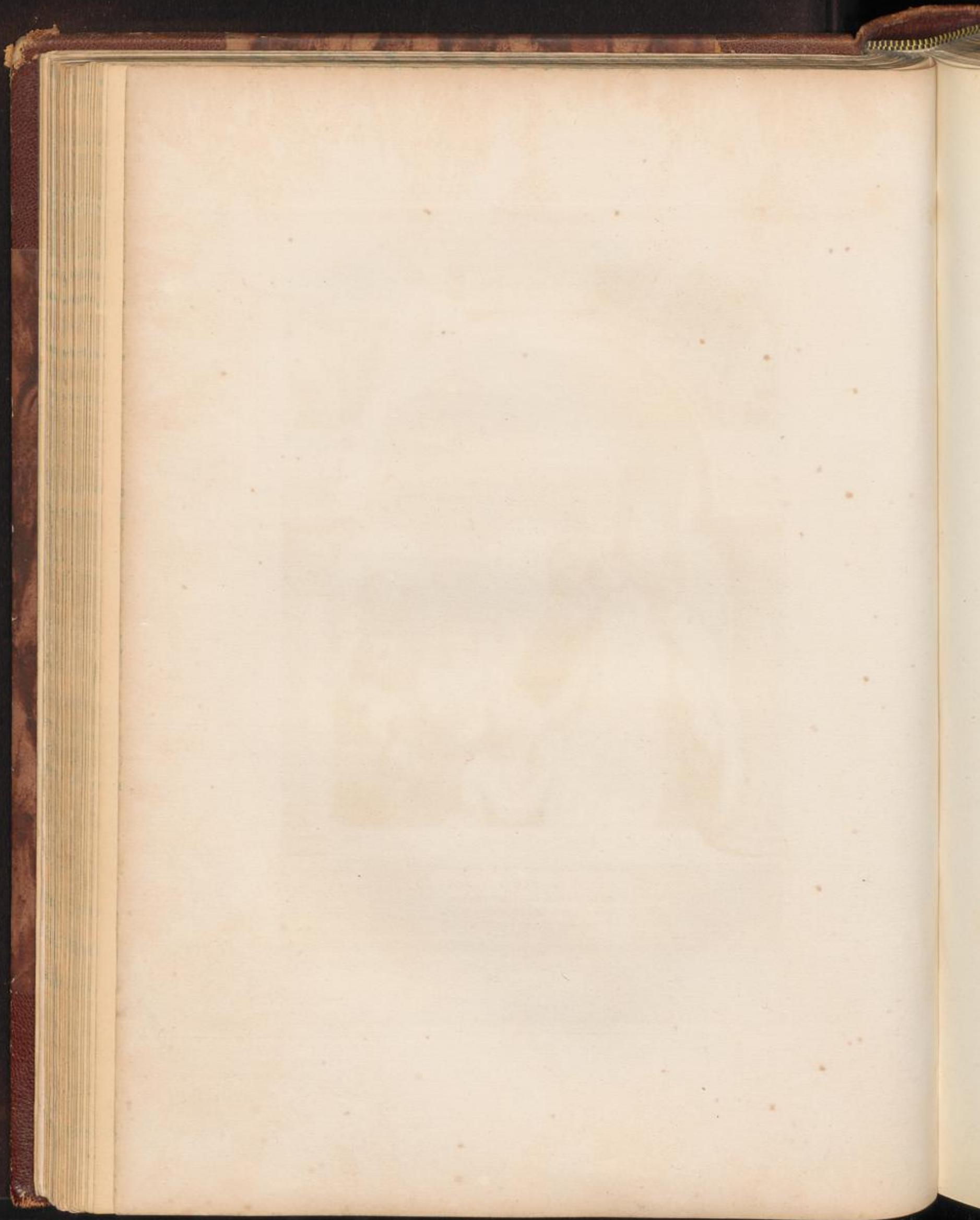
Es stehet ein Regendogen
 Wohl über jenem Haus!
 Sie aber ist weggezogen,
 Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
 Vielleicht gar über die See.
 Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
 Dem Schäfer ist gar so weh.



Gez. v. Rosenfeldt, rad. v. Teichel.

Verlag v. Meyer & Hofmann in Berlin.



Der König in Thule.



Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Wuhle
Einen goldenen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Becher,
Trank letzte Lebendgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm sinken:
Trank nie einen Tropfen mehr.

Elemente.

Aus wie vielen Elementen
Soll ein ächtes Lied sich nähren
Daß es Laien gern empfinden,
Meister es mit Freuden hören?

Liebe sei vor allen Dingen
Unser Thema, wenn wir singen;
Kann sie gar das Lied durchdringen,
Wird's um desto besser klingen.

Dann muß Klang der Gläser tönen,
Und Rubin des Weins erglänzen:
Denn für Liebende, für Trinker,
Winkt man mit den schönsten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefodert,
Daß auch die Trommete schmettre;
Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held vergöttre.

Dann zuletzt ist unerläßlich,
Daß der Dichter manches hasse;
Was unseidlich ist und häßlich
Nicht wie Schönes leben lasse.

Weiß der Sänger dieser Diere
Urgewalt'gen Stoff zu mischen,
Haßes gleich wird er die Völker
Ewig freuen und erfrischen.

(Aus dem westöstlichen Divan.)

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich;
Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,
Allgegenwärtige, gleich erkenn' ich dich.

An der Gypresse reinstem, jungem Streben,
Allschöngewachsne, gleich erkenn' ich dich;
In des Canales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte; wohl erkenn' ich dich.

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,
Allspielende, wie froh erkenn' ich dich;
Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,
Allmannichfaltige, dort erkenn' ich dich.

An des geblühten Schleiers Wiesen Teppich,
Allbuntbesetzte, schön erkenn' ich dich;
Und greift umher ein tausendarm'ger Spvich,
O Allunkammernde, da kenn ich dich.

Wenn am Gebirg' der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich,
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

Was ich mit äußerem Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich;
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Bedr, unterm
Sternenhimmel.

Mahomet spricht.

Neine Todten mag der Feind betrauern:
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;
Unfre Brüder sollt ihr nicht bedauern:
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle sieben
Die metallnen Thore weit gethan,
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses Pforten kühnlich an.

Kinder, ungehofft und übergücklich,
Herlichkeiten die mein Flug berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum cypresseragend
Geben Aepfel goldner Bierd' empor,
Lebensbäume, breite Schatten schlagend,
Decken Blumenfüß und Kräuterflor.

Und nun bringt ein süßer Wind von Osten
Hergeführt die Himmelsmädchenschaar;
Mit den Augen fängst du an zu kosten,
Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

Forschend sehn sie, was du unternahmest?
Große Pläne? fährlich blutigen Strauß?
Daß du Held seist sehn sie, weil du kamest;
Welch ein Held du seyst? sie forschen's aus.

Und sie sehn es bald an deiner Wunden,
Die sich selbst ein Ehrendenkmal schreibt.
Glück und Hoheit alles ist verschwunden
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Ghiosken dich und Lauben,
Säulenreich von buntem Lichtgestein,
Und zum edlen Saft verklärter Trauben
Laden sie mit Rippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling bist willkommen!
Alle sind wir alle licht und klar;
Hast du Eine dir aus Herz genommen;
Herrin, Freundin ist sie deiner Schaar.

Doch die allertrefflichste gefällt sich
Keineswegs in solchen Herrlichkeiten,
Geiter, neidlos, redlich unterhält dich
Von den mannichfalt'gen anderer Trefflichkeiten.

Eine führt dich zu der andern Schmause,
Den sich jede äußerst anerschaut;
Viele Frauen hast und Ruh' im Hause,
Werth daß man darob das Paradies gewinnt.

Und so schicke dich in diesen Frieden:
Denn du kannst ihn weiter nicht vertauschen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauschen.

* * *

Gegenwart.

Elles kundet dich an!
Erscheinet die herrliche Sonne,
Folgst du, so hoff' ich es, bald.

Etrittst du im Garten hervor,
So bist du die Rose der Rosen,
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn du im Tanze dich regst,
So regen sich alle Gestirne
Mit dir und um dich umher.

Nacht! und so wär' es denn Nacht!
Nun überscheinst du des Mondes
Lieblichen, ladenden Glanz.

Labend und lieblich bist du,
Und Blumen, Mond und Gestirne
Huldigen, Sonne, nur dir.

Sonne! so sei du auch mir
Die Schöpferin herrlicher Tage;
Leben und Ewigkeit ist's.

Trost in Thränen.

Sie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß du hast geweint.

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigener Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.“

Die frohen Freunde laden dich,
D komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust.

23 *

„Ihr lármt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quált.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt.“

So rasse denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.“

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.“

Nachtgesang.

ieb, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlase! was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlase! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich hoch und hehr,
Aus irdischem Gewähle;
Schlase! was willst du mehr?

Von irdischem Gewähle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlase! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Giebst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlase! was willst du mehr?

Geistesgruß.

och auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der wie das Schiff vorübergeht
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Sonne war so stark,
„Dies Herz so fest und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälfte in Ruh,
„Und du, du Menschen-Schifflein dort,
„Fahr' immer immer zu!“

Bergschloß.

a droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonst lauerten Ritter und Ros.

Verbrannt sind Thüren und Thore
Und überall ist es so still;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchkletter' ich wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller
So voll von köstlichem Wein;
Nun steigt nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie setzt den Gästen im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläschchen nicht mehr.

Sie reicht dem lusternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Capelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Githar und Flasche
Nach diesen felsigen Höh'n
Ich an dem heitersten Tage
Mein Liebchen steigen gesehn;

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu;

Als wären für stattliche Gäste
Die weitesten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit;

Als stünd' in seiner Capelle
Der würdige Pfaffe schon da
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Gesänge
Des Herzens innigsten Grund,
Es zeugte statt der Menge
Der Echo schallender Mund.

Und als sich gegen den Abend
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne,
Zum schroffen Gipfel empor.

Und Knapp' und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt sich zum Gedenken
Und er zum Danke sich Zeit.

Erste Epistel.

Setzt da jeglicher lieft und viele Leser das Buch nur
Ungebuldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit feltner Fertigkeit pflöpfen,
Soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Dass auch Andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die schwankenden Wogen sich wälzen.

Doch so fährt der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wenn auch hundert Gefellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft sie gesehen. Was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ersnt und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Kluth süß dufende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
Und viel tiefer prägt sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trogen. Freilich an viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Geze gestempelt.

Neben schwanken so leicht herüber hinüber, wenn viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der Andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Gang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir: es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unsre Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eilet
Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig gehorchen und willig gehorchen, so mußt du
Schmeicheln. Sprich du zum Volke, zu Fürsten und Königen, Allen
Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheint,
Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen gelesen,
Schmeichelt er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer,
Wer er sei, und klinget nicht immer im hohen Pallaste,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helben?
Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also hört' ich einmal, am wohlgepfasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
Drängte das herrschende Volk sich um den zerlumpten Rhapfoden.
Ging, so sprach er, verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein Andre
Dieser Gesellschaft jemals betrat; sie liegt im Meere
Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Noth; da fing sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zecher die leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielt der Sackel.
Reiche mir weniger! hat ich den Wirth; er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen, und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zecher
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finstern Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knüttel und schwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:

Also muß es Allen ergehn, die das heilige Gastrecht
Unserer Insel verletzen und, unanständig und gottlos,
Zecher verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wosern ich dergleichen gelitten.

Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesst die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müßet ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.

Ach! verzeß' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnesorge genannt und mich von Hause vertrieben.

O so sei uns begrüßt! verzeßte der Richter; du sollst dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rathe den Platz, den du verdienst, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Über das Auler bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörst.

So erzählte der Mann und helter waren die Stimmen
Aber Hörer geworden und alle wünschten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

Epigrammatisch.

Beweggrund.

enn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren giebt
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädchen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neuverhärtetem Triebe
Zu unsern heißen Küßen hin;
So hat daran der Eifersinn
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das gute Herz erweicht,
Woll' Stolz auf ihre Lehren steht,
Daß uns das Mädchen spröde flieht;
So kennt sie nicht das Herz der Jugend:
Denn wenn das je ein Mädchen thut,
So hat daran der Wanckelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend.

Das Alter.

as Alter ist ein höflicher Mann
Einmal übers andre klopfst er an,
Aber nun sagt niemand: Herein!
Und vor der Thüre will er nicht sein.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gefell.

Stofsseufer.

ch, man sparte viel!
Seltner wäre verrückt das Ziel,
Wär' weniger Dumpsheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher sein —
Gäh's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!



Ludwig Uhland.



as für Frankreich die Provence in jener Zeit gewesen, wo die romantische Poesie des Mittelalters versöhnend zwischen die rauhen Sitten des Lausrechts und die weicheren Empfindungen des Gemüths trat, das war und ist noch jetzt für Deutschland jenes anmuthige Gelände, welches von den dunklen Bergzügen des Schwarzwaldes sich nach den gesegneten Auen Baierns hin abbaht. Ein kräftiger, naturfeischer Menschenschlag bewohnt diese menschenwimmelnden Thäler, die so fruchtbaren Berghänge, und wer in der überfeinerten Luft norddeutscher Städte vergeblich nach nationeller Originalität umhergesucht, der gehe nach Schwaben, um dort das Gesuchte in seiner kräftigsten Organisation zu finden. — „Ueberall raucht es von Poesie und Gesang,“ sagt Ch. Mundt; „und die Poesie ist das Volk und der Gesang ist die Freiheit.“ — Aus diesen Grundelementen zusammengesetzt, treu dem ehrenfesten, kräftigen Geiste des Volksstammes, zu welchem er gehört, tritt uns Ludwig Uhland entgegen, Ludwig Uhland, der Sänger so manchen, tief ergreifenden Liedes.

Unter allen denjenigen Dichtern, welche für die neuere Poesie aus der romantischen Schule hervorgegangen sind, als deren eigentlicher Begründer Goethe anzusehen ist, bietet uns Uhland eine in der That ganz eigenthümliche Erscheinung dar. Während viele Anhänger dieser Richtung entweder gänzlich den Principien ihres „Altmeisters“ folgten und die Romantik, an deren altem Dome sie weiter zu bauen glaubten, wieder zu Grabe trugen, so verwirrten sich die Andern in ihre Weiterentwicklung und Fortbildung in dem Maasse, daß sie allmählig den festen Grund unter ihren Füßen verloren, und zuletzt selbst nicht mehr wußten, wo sie einen sicheren Halt finden sollten. Dies war auch die Ursache gewesen, weshalb sich Goethe selbst späterhin so entschieden gegen die Romantik erklärt hatte, die doch eigentlich in ihm ihr Grundelement gefunden; er sah von diesen jugendlich Uebermüthigen das ganze Reich seiner Herrlichkeit bedroht, auf deren Thron er sich mit den absoluten Gesinnungen eines gutmüthigen Tyrannen niedergelassen hatte, der die Uebersetzung hat, daß er sich auf die Wachsamkeit seiner Polizei verlassen kann, die angewiesen ist, Jedem das Seine mit der größten Unparteilichkeit zukommen zu lassen. Aber gerade gegen diese Polizeigesetze, welche die speculative, nach antiker Weltanschauung sich bildende Vernunft gegeben, kämpfte die Romantik mit allen ihr zu Gebot stehenden Waffen an, ohne sich im mindesten um Familieneücksichten und Pietät zu kümmern.

Diesjenigen Waffen, welche die Romantik indessen am besten und auch mit dem glücklichsten Erfolge gegen die vielseitigen Angriffe ihrer Feinde zu brauchen wußte, waren Ironie und Humor, doch dienten gerade diese beiden Richtungen, denen bald alle Romantiker folgten, nur dazu, die Meisten von ihnen, wo nicht Alle, auf gefährliche Abwege zu führen, und das höchste Princip der Romantik in einem hinaufzwingen der heiligsten Gefühle zu einer unheimlichen Höhe zu suchen, von wo herab uns schwin-

I. Band. VII. Heft.

delt und wir Gefahr laufen, das Bewußtsein unsrer moralischen Kraft einzubüßen. Tritt uns die Wahrheit dieser Behauptung ganz besonders bei einem Blick auf den Romanticismus in Frankreich entgegen, dessen Emancipation nicht ohne eine bedeutendere Einwirkung der deutschen Literatur vor sich gegangen ist, so sehen wir dagegen Uhland einen ganz entgegengesetzten Weg einschlagen, der ihn von allen diesen Verirrungen und Abweichungen fern hält.

Dennoch ist der Einfluß Goethe's auf die Heranbildung Uhland's durchaus nicht zu verkennen, und besonders ließe sich derselbe in den Balladen und Romanzen Uhland's nachweisen; aber selbst hier würde vielleicht nur eine Nachbildung der äußeren Form das einzige sein, das man ihm mit Recht vorwerfen könnte, wenn es überhaupt ein Vorwurf zu nennen sein kann, daß er aus demselben Quell schöpfte, aus welchem Goethe so oft getrunken, aus der Poesie des Mittelalters. Während aber sich Goethe in seiner großmächtigen Herrlichkeit überall niederließ, wo es ihm gutdünkte, und er somit eigentlich jeden Platz in der Poesie mit sich selbst oder seinen Jünglingen ausfüllte, wie in einem wohlgeordneten Staate der Minister ein ganzes Ministerium vom Geheimrath bis zum Canzellisten mit seinen Kindern und Bastarden besetzt, so kümmerte sich doch Uhland nicht um die Protection seines gnädigen Herren Papa, und wenn auch die äußere Aehnlichkeit (das Familiengesicht) zwischen beiden nicht zu verkennen war, blieb das Innere doch gänzlich verschieden.

Uhland besaß durchaus nicht jene Anlage zur beißenden Ironie, welche, wie wir schon einmal erwähnten, den Romantikern zum doppelschneidigen Stohsdegen diente, ihre Gegner zu bekämpfen. Er zog weit lieber das alte, verrostete Schwert heraus, das seit Ulrich von Hutten unthätig am Nagel gehangen hatte in der großen Halle, und begnügte sich damit, das rostige Gewälde rein zu putzen, daß die Klinge wieder hell und lustig im feischen Sonnenlicht funkete, während die Anderen dieselbe Waffe in eine zierlich moderne Façon umarbeiten wollten und wo möglich ein silbernes Port-d'eepe um den Griff wickelten. Uhland aber hielt sich fest an das mittelalterliche Leben und Treiben, und vom Kopf bis zum Fuß im Eisenharnisch kämpft er mit eingelegter Lanze für sein klatterndes Banner. Daß er sich dann mit vergeblicher Sehnsucht an jene Zeiten zurückerinnert, ist leicht erklärlich, an jene Zeiten, wo der auf das Princip des Kastengeistes basirte Feudalstaat durch die allgewaltige Macht der Liebe und zwar durch die volksthümliche, von unten her ausgehenden Liebe zu einer Einheit verschmolzen wurde, in welcher jeder einzelne Miston durch die vollständigste Harmonie des Ganzen übertönt wurde. — In diesem Gefühl, daß doch Alles so ganz Anders sei, wie ehemals, hören wir ihn klagen:

Ich schritt zum Sängervalde,
Da suchst ich Lebenshauch;
Da sah ein edler Stalbe
Und pflückt' am Vorbeerstrauch;
Nicht hatt' er Zeit zu achten
Auf seines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß zerrissen Herz.

Ich ging zur Tempelhalle
Da hört' ich christlich Recht:
Hier waren Brüder Alle,
Da draußen Herr und Knecht!
Der Feste rede Siebel
War: Duell dich, schweig dabei,
Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Kön'ge sei.

Und dann weiter unten heißt es:

Ein Adler flog allstrebend
Vom Reichspanier hervor,
Ich sah ihn noch, wie lebend,
Zu Nürnberg an dem Thor.
Jetzt steigt man nicht zum Zwecke,
Der Wahlspruch ist: Gott geb's!
Das Wappen ist die Schnecke,
Schildhalter ist der Krebs.

Auch in vielen anderen seiner Gedichte tritt uns dieselbe Gesinnung, wenn gleich weniger unumwunden, hervor; so feiert er die Säger des Vaterlandes, die mit dem Schwerte in der Hand zum Kampf für den heimathlichen Heerd ausgezogen:

III

Auch unsres deutschen Liedertempels Pfleger,
Sie sind dem Kriegsgeiste nicht verborben,
Man hört sie wohl, die freud'gen Felonschläger,
Und Mancher hat sich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, du, o schwarzer Jäger,
Wohl seid Ihr ritterlichen Tod's gestorben.
Und Fouqué, wie du mir das Herz durchdringest,
Du wagtest, kämpfdest, — doch du lebst und singest. —

Folgen wir dem Sänger nun tiefer in den geheimnißvollen Zauberwald seiner Poesie hinein, so geht ein wunderbares Leben vor unsern Augen auf: Wir sehen das Sängerpaa in die Hallen des stolzen Königsschlusses treten; sie singen von Freiheit, Männerwürde, von Treue und Heiligkeit, von allem Hohen, was das Menschengeschlecht erhebt; aber der König mit der blutigen Krone tödtet den Sänger, und nun trifft ihn der Fluch des Ueberlebenden und des Himmels.

Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Helmbuch,
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch!

Analog ist die Romanze von Bertram de Born: aber hier huldigt selbst das aufgeregte, empörte Gemüth des Kriegsfürsten den sanften Tönen des Gesanges:

Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.

Und nun sehen wir den Sänger Hand in Hand mit dem Könige auf den Höhen der Menschheit. — Dann führt uns Uhland wieder in seiner kindlich-erzählenden, aber um so tiefer ergreifenden Weise in die wunderbar rauschenden Eichenwälder mit ihren wiederhallenden, grünen Laubgewölben: König Harald schlummet einsam am moosigen Stamm gelehnt; der Räuber trifft die schöne Dirne im finstern Cunn und seine Blicke folgen ihr mit unnenndbarer Sehnsucht; Frau Bertha tafelt mit ihrem Sohne unterm grünen Baum, bis ihr klein Roland Speiß und Trank von des Kaisers Tisch holt, u. s. w. Dann verweilen wir wieder in verzauberten Schlössern, versunkenen Klöstern und Burgen. Im hohen Schloß am Meere trauert der König und sein Gemal um die verlorene Tochter; das Kloster verfinkt mit seinen Nonnen und Mönchen in die Tiefe des Sees; — überall jene einfache natürliche und dennoch an Poesie so unendlich tiefe Aufschauung, gleichviel ob er in das goldene Schloß des Fürsten tritt, wo der Schäfer die schöne Königstochter liebt, oder in das rebenbekränzte Wirthshaus, wo die drei Gefellen trauernd um die Todtenbahre der Geliebten stehen.

Mit besonderer Vorliebe bearbeitete Uhland die Sage seines eigenen Volksstammes: so ist z. B. die Uhapodie, in welcher er die Schicksale des Grafen Eberhard der Kauschebart behandelt, ein Meisterwerk in ihrer Art. — Dagegen dürften die dramatischen Arbeiten Uhlands, deren Stoff er ebenfalls der vaterländischen Geschichte entnommen, weniger das Lob verdienen, als seine Gedichte. Seine Dramen, Herzog Ernst von Schwaben, Heidelberg 1817, und Ludwig der Paier, Berlin 1819, sind im Grunde genommen weiter nichts als in Scene gesetzte Romanzen; es fehlt ihm an Geschicklichkeit, eine Intrigue hervorzubringen, und die Charaktere, welche er dort vorführt, entbehren der kräftigen Zeichnung und der moralischen Contraste, so daß sie keine Spannung hervorbringen könnten. — Wichtiger, und besonders für das Studium der mittelalterlichen Poesie von hoher Bedeutung, ist unter Anderem seine Abhandlung über Walter von der Vogelweide, Stuttgart 1822.

Ueber sein Leben theilen wir die folgende Notiz mit: Er wurde im Jahre 1787 zu Tübingen geboren, wo sein Vater Professor der Theologie war. Der Sohn fand indessen an diesem Studium kein Behagen, sondern widmete sich, nachdem er unter der Leitung seines Vaters seine Schulstudien vollendet, in den Jahren 1805 bis 1808 der Jurisprudenz und erlangte 1810 die juristische Doctorwürde. Zwei Jahre darauf begab er sich nach Stuttgart. Noch ehe er indessen die Universität bezog, beschäftigte er sich schon mit dichterischen Productionen, doch erschien erst im Jahre 1814 die erste Sammlung seiner Gedichte, die nachmals sechs Auflagen erlebte. — In Stuttgart arbeitete Uhland im Bureau des Justizministeriums, und wenn er auch durch seine und seines Vaterlandes Stellung gebunden, keinen selbst-

IV

thätigen Antheil an dem damaligen Kriege nahm, so trat er doch um so kräftiger für sein Vaterland als öffentlicher Sprecher auf, als der König Friedrich von Württemberg im Jahre 1815 seinem Lande eine neue Constitution gab. Sein Benehmen bei dieser Gelegenheit brachte ihm von allen Seiten den ungetheiltesten Beifall und im Jahre 1819 wurde er vom Oberamt Tübingen, später von der Stadt selbst, zum Mitglied der Ständerversammlung erwählt. —

In solcher Weise für das Wohl des Vaterlandes sowohl, als für das gesammte Deutschland kräftig wirkend, theilte er seine Thätigkeit nur zwischen diesem ehrenvollen Berufe und der Poesie, denn seine Stellung als außerordentlicher Professor der deutschen Sprache an der Universität Tübingen (1829) legte er bald nachher nieder, um sich mit desto größerer Thätigkeit seiner Pflicht als Abgeordneter widmen zu können, die er selbst in seinem vorgerücktesten Alter nicht vernachlässigte. — In neuerer Zeit unternahm er eine Reise nach der Schweiz, um seine Gesundheit zu stärken, und wir dürfen hoffen, daß diese Reise manch' schönes Lied dem Busen unsres ächt deutschen Varden entlocken möge, das noch nach Jahrhunderten im Munde des deutschen Volkes Zeugniss von ihm und seinem Sange geben wird.



Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr,
Das Haupt gesenket auf die Brust
Mit grauem Bart und Haar.

gegr. v. Ar. Ziegler rad. v. A. Klaus

Verlag v. S. Hahnemann in Berlin

Harald.



or seinem Heergefolge ritt
Der fühne Held Harald.
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch erkämpfte Fah'n,
Die hoch im Winde wallt,
Sie singen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reih'n?
Schwingt auf die Kasse sich?

Was kos't so sanft und küßt so süß?
Und hält so lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Ros,
Und läßt nicht Ruh noch Raß?

Es ist der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerstand.
Schon sind die Krieger all' dahin,
Sind all' im Feenland.

Nur er, der Beste, blieb zurück,
Der kühne Held Harald.
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geschnallt.

All seine Krieger sind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild,
Die Rosse, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann'
Der stolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenschein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar,
Er springt vom Roffe schnell,
Er schnallt vom Haupte sich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;
Er muß sich setzen auf dem Fels,
Er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr',
Das Haupt gesenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Die Jagd von Winchester.

önig Wilhelm hatt' einen schweren Traum,
Vom Lager sprang er auf,
Wollt' jagen dort in Winchester's Wald,
Rief seine Herrn zuhauf.

Und als sie kamen vor den Wald,
Da hält der König still,
Giebt Jedem einen guten Pfeil,
Wer jagen und vürschen will.

Der König kommt zur hohen Gich',
Da springt ein Hirsch vorbei;
Der König spannt den Bogen schnell,
Doch die Sehne reißt entzwei.

Herr Titan besser treffen will,
Herr Titan drückt wohl ab,
Er schießt dem König mitten in's Herz
Den Pfeil, den er ihm gab.

Herr Titan schieht durch den Wald,
Flieht über Land und Meer,
Er schieht wie ein geschrecktes Wild,
Find't nirgends Ruhe mehr.

Prinz Heinrich ritt im Wald umher,
Viel Reh' und Hasen er fand:
„Wohl träf' ich gern ein edler Wild
Mit dem Pfeil von Königshand.“

Da reiten schon in ernstem Zug
Die hohen Lords heran,
Sie melden ihm des Königs Tod
Sie tragen die Kron' ihm an.

„Auf dieser trauervollen Jagd
Guch reiche Beute ward,
Ihr habt erjagt, gewalt'ger Herr!
Den edlen Leopard.“

Das Schloß am Meere.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Goldnen und rosig wehen
Die Wolken d'rüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Fluth:
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Bernahest du aus den Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.“

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemal?
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht.“



Da ritt der Dunker zurück im Flug,
Er mit dem Geist sich tapfer schlug.
Er hat den Geist bezwungen,
Sein Handschuh wieder errungen.

gen v. Av. Kloeber rad v. Alless

Verlag v. A. Hofmann in Berlin

Junker Rechberger.



Rechberger war ein Junker led,
Der Kaufleut' und der Wandrer Schred.
In einer Kirche, verlassen,
Da that er die Nacht verpassen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er sich auf den Fang gemacht.
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüber kommen.

Sie waren geritten ein kleines Stüd,
Da sprach er: „Reitfnecht! reite zurück!
Die Handschuh hab' ich vergessen
Auf der Bahre, da ich gefessen.“

Der Reitfnecht kam zurück so bleich:
„Die Handschuh hole der Teufel Euch,
Es sieht ein Geist auf der Bahre;
Es starren mir noch die Haare.“

Er hat die Handschuh angethan
Und schaut sie mit feurigen Augen an,
Er streicht sie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder.“

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiste sich tapfer schlug,
Er hat den Geist bezwungen,
Seine Handschuh wieder errungen.

Da sprach der Geist mit wilder Gier:
 „Und läßt du sie nicht zu eigen mir,
 So leihe mir auf ein Jährlein
 Das schmuclce, schmeidige Pärlein!“

„Ein Jährlein ich sie dir leih',
 So kann ich erproben des Teufels Treu.
 Sie werden wohl nicht zerplagen
 An deinen dürren Zähnen.“

Rechberger sprengte von bannen stolz
 Er streifte mit seinem Knecht im Holz.
 Der Hahn hat ferne gerufen,
 Da hören sie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze schlug,
 Des Weges kam ein schwarzer Zug
 Vermummter Ritterleute:
 Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch Einer daher,
 Ein leb'ig Rapplein führet er,
 Mit Sattel und Zeug staffiret,
 Mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger tritt heran und frug:
 „Sag an! wer sind die Herrn vom Zug?
 Sag an, traust lieber Knappe?
 Wem gehört der leb'ige Rappe?“

„Dem treuesten Diener meines Herrn,
 Rechberger nennt man ihn nah und fern.
 Ein Jährlein, so ist er erschlagen,
 Dann wird das Rapplein ihn tragen.“

Der Schwarze ritt den andern nach,
 Der Junker zu seinem Knechte sprach:
 „Weh mir, vom Roß ich steige,
 Es geht mit mir zur Reige.“

Ist dir mein Köflein nicht zu wild,
 Und nicht zu schwer mein Degen und Schild:
 Nimm's hin dir zum Gewinnste,
 Und brauch es in Gottes Dienste!"

Rechberger in ein Kloster ging:
 „Herr Abt, ich bin zum Mönch zu gering,
 Doch möcht' ich in tiefer Reue
 Dem Kloster dienen als Laie.“

„Du bist gewesen ein Reitersmann,
 Ich seh' es dir an den Sporen an,
 So magst du der Pferde walten,
 Die im Klosterstalle mir halten.“

Am Tag, wo selbiges Jahr sich schloß,
 Da kaufte der Abt ein schwarz wild Rosß,
 Rechberger sollt' es zäumen,
 Doch es thät sich stellen und bäumen.

Es schlug den Junfer mitten auf's Herz,
 Daß er sank in bitterem Todeschmerz.
 Es ist im Walde verschwunden,
 Man hat's nie wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
 Da stieg ein schwarzer Reithnecht ab,
 Einem Rappen hält er die Stangen,
 Reithandschuh am Sattel hangen.

Rechberger stieg aus dem Grabe heraus,
 Er nahm die Handschuh vom Sattelknäuf,
 Er schwang sich in Sattels Mitte,
 Der Grabstein diente zum Tritte.

Dies Lied ist Junkern zur Lehr gemacht:
 Daß sie geben auf ihre Handschuh Acht,
 Und daß sie fein bleiben lassen,
 In der Nacht am Wege zu passen.

Klein Roland.

Grau Berta saß in der Helsenlust,
 Sie klagt' ihr bittres Loos.
 Klein Roland spielt in freier Lust,
 Des Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
 O daß ich stoh von dir!
 Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
 Nun zürst du schrecklich mir.“

O Milon! mein Gemahl so süß!
 Die Fluth verschlang mir Dich.
 Die ich um Liebe Alles ließ,
 Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
 Nun Ehr' und Liebe mir!
 Klein Roland, komm herein geschwind!
 Mein Trost kommt all' von dir.“

Der König Karl zur Tafel saß
 Im goldnen Rittersaal.
 Die Diener liefen ohn' Unterlaß,
 Mit Schüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
 Ward jedes Herz erfreut,
 Doch reichte nicht der helle Klang
 Zu Berta's Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
 Da saßen der Bettler viel,
 Die labten sich an Trank und Speis'
 Mehr als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng
 Wohl durch die offne Thür,
 Da drückt sich durch die dichte Meng'
 Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar,
 Vierfarb zusammengestücht;
 Doch weilt er nicht bei der Bettlerschaar,
 Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal Klein Roland tritt,
 Als wär's sein eigen Haus.
 Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
 Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „was muß ich sehn?
 Das ist ein sonder Brauch.“
 Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
 So lassen's die Andern auch.

Es stand nun an eine kleine Weil',
 Klein Roland kehrt in den Saal,
 Er tritt zum König hin in Hil'
 Und saßt seinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du fecker Wicht!“
 Der König ruft es laut.
 Klein Roland läßt den Becher nicht,
 Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
 Doch lachen muß er bald.
 „Du trittst in die goldne Halle da
 Wie in den grünen Wald.“

Du nimmst die Schüsseln von Königs Tisch,
 Wie man Aepfel bricht vom Baum;
 Du holst wie aus dem Brunnen frisch
 Meines rothen Weines Schaum.“

„Die Bäurin schöpft aus dem Brunnen frisch,
 Die bricht die Aepfel vom Baum;
 Meiner Mutter ziemet Wildpret und Fisch,
 Ihr rothen Weines Schaum.“

„Ist deine Mutter so edle Dam',
 Wie du berühmst, mein Kind!
 So hat sie wohl ein Schloß lustsam
 Und stattlich Hofgesind?“

Sag an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag an? wer ist ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine Linke, die ist ihr Schenk.“

„Sag an! wer ist ihr Wächter treu?"
„Mein' Augen blau allstund."
„Sag an! wer ist ihr Sänger frei?"
„Der ist mein rother Mund.“

„Die Dam' hat wackre Diener traun;
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschau,
Mit Farben mancherlei.“

„Ich hab bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfaltig Luch zur Watt.“

„Die Dame hat nach meinem Sinn,
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkonigin,
Die offne Tafel hält.“

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohl auf, drei Damen! auf, drei Herrn!“
Führt sie zu mir herein!“

Klein Roland trägt den Becher stink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil',
Der König schaut in die Fern',
Da kehren schon zurück mit Gil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf Himmel! seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.
I. Band. VII. Heft.

Hilf Himmel! Schwester Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf, Himmel! in meinem Prunksaal reich,
Den Bettlerstab in der Hand!“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich ploglich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

Frau Berta senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traunt,
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Ohm begrüßt er laut.

Da spricht der König mit mildem Ton:
„Steh auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein.“

Frau Berta hebt sich freudevoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Guts gethan.“

Soll werden seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein feuzend Mutterland.“

König Karls Meerfahrt.



er König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Zum heiligen Lande steuert er
Und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann sprach Herr Holgen aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?“

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Altekäre.“

Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstoßen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht euch der Teufel holen!“

Erzbischof Turpin seufzte sehr;
„Wir sind die Gotteskrieger;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führe uns gnädig weiter!“

Graf Richard ohne Furcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienst gethan,
Jetzt helfst mir von der Stelle!“

Herr Raimis diesen Ausspruch that:
„Schon vielen rieth ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer.“

Da sprach der graue Herr Riolt:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst in's Trockne legen.“

Es war Herr Gui ein Ritter fein,
Der sing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zum Liebchen schwingen.“

Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink viel lieber den rothen Wein,
Als Wasser in dem Meere.“

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Aß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen.“

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich laß mir's halt gefallen,
Man richtet mir nicht anders an
Als meinen Brüdern allen.“

Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

Neujahrswunsch 1817.

 er redlich hält zu seinem Volke,
Der wünsch' ihm ein gesegnet Jahr!
Vor Mißwachs, Frost und Hagelwolke,
Behüt' uns aller Engel Schar!
Und mit dem bang ersehnten Korne,
Und mit dem lang entbehrten Wein,
Bring uns dies Jahr in seinem Horne
Das alte, gute Recht herein!

Man kann in Wünschen sich vergessen,
Man wünschet leicht zum Ueberfluß,
Wir aber wünschen nicht vermessen,
Wir wünschen, was man wünschen muß.
Denn soll der Mensch in Liebe leben,
So brauchet er sein täglich Brot,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit Noth.

Gebet eines Württembergers.

er du von deinem ew'gen Thron
Die Völker hütest, groß' und kleine:
Gewiß du blickst auch auf das meine,
Du siehst das Leiden, siehst den Hohn.

Zu unserm König deinen Knecht,
Kann nicht des Volkes Stimme kommen,
Hätt' er sie, wie er will, vernommen,
Wir hätten längst das theure Recht.

Doch dir ist offen jeglich Thor,
Dir keine Scheid'wand vorgeschoben,
Dein Wort ist Donnerhall von oben:
Sprich du an unser's Königs Ohr!

Vorwärts.

orwärts! fort und immer fort!
Rußland rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf gewalt'ges Oesterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf du altes Sachsenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Baieren, Hessen schlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand!
Vorwärts!

Grüß euch Gott, du Schweizerbund,
Elsas, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand;
Vorwärts!

Vorwärts! fort und immer fort!
Unter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarschall
Vorwärts tapfer Streiter all!
Vorwärts!

Württemberg.

as kann dir aber fehlen,
Mein theures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von deinem Seegenstand.

Man sagt: du seist ein Garten,
Du seist ein Paradies;
Was kannst du mehr erwarten,
Wenn man dich selig pries?

Ein Wort, das sich vererbte;
Sprach jener Ehrenmann:
Wenn man dich gern verderbte,
Daß man es doch nicht kann.

Und ist denn nicht ergossen
Dein Fruchtfeld wie ein Meer?
Kommt nicht der Most geflossen
Von tausend Hügeln her?

Und wimmeln dir nicht Fische
In jedem Strom und Teich?
Ist nicht dein Waldgebüsch
An Wild nur allzu reich?

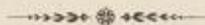
Treibt nicht die Wollenherde
Auf deiner weiten Alp?
Und nährst du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

Hört man nicht fernhin preisen
Des Schwarzwalds stämmig Holz?
Hast du nicht Salz und Eisen,
Und selbst ein Körnlein Gold's?

Und sind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

Und sind nicht deine Männer
Arbeitsam, redlich, schlicht?
Der Friedenswerke Kenner,
Und tapfer, wenn man sieht?

Du Land des Korn's und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt dir? — All' und Gines:
Das alte, gute Recht.



Gustav Schwab, Wilhelm Müller

und die

Schwäbische Dichterschule.



Im Ludwig Uhland, ihren wackern, ehrenvesten Altmeister her, reißt sich, eine lustige Caselrunde, noch ein Kreis echt deutscher Dichter, die Alle aus derselben Quelle der Poesie schöpften, wie er; seine Schüler, würdig eines solchen Meisters und selbst, und nicht vergeblich, nach der Krone der Meisterschaft ringend. — Unter ihnen sind die Namen Gustav Schwab und Wilhelm Müller zuerst zu nennen.

Ohne uns jedoch an die Leistungen dieser beiden Männer ausschließlich zu halten, wollen wir zunächst einen Blick auf das Gesamtwirken aller, zu dieser Schule gehörenden Dichter werfen, um die Entwicklung und die Leistungen derselben deutlicher verfolgen zu können.

Wir haben schon einmal darauf hingedeutet, wie die gewaltigen Ereignisse der Zeit auch eine neue und erhöhte Lebensthätigkeit in der deutschen Poesie wachriefen und diese tritt wohl bei den schwäbischen Dichtern am meisten und deutlichsten hervor. — War das romantische Element zu tief im Wesen des deutschen Volks begründet, als daß es ganz und gar hätte verschwinden dürfen, so konnte doch unmöglich eine Poesie bei demselben Anklang finden, die sich in thränenreicher Sehnsucht nach der Vergangenheit erging, die sich in die dunklen Irrgänge der Mystik verlor, wie dies besonders bei den Schülern Eick's der Fall ist. Wie hatte man nöthig, sich länger mit Sehnsucht der Vergangenheit zu erinnern und mit Bewunderung an jene Helden zurückzudenken, die Blut und Leben für das Vaterland einsetzten. Eine solche Zeit hatte das Volk ja in sich selbst erlebt und nicht das Bitterthum allein, sondern das Volk selbst war es gewesen, welches Theil genommen an dem Kampfe und war eben durch diesen Kampf jenem bevorzugten Stande gleich gestellt worden, zu welchem es früher in slavischer Abhängigkeit gestanden hatte. In diesem Geiste dichtete Uhland die herrlichen Verse:

Da droben auf dem Hügel
Da steht ein kleines Haus,
Man sieht von seiner Schwelle
In's schöne Land hinaus!
Dort sitzt ein freier Bauer
Am Abend auf der Bank,
Er dengelt seine Sense
Und singt dem Himmel Dank.

I. Band. VIII. Heft.

Da drüben in dem Grunde,
Da dämmert längst der Reich,
Es liegt in ihm versunken
Eine Krone stolz und reich;
Sie läßt zu Nacht wohl spielen
Karfunkel und Saphir;
Sie liegt seit grauen Jahren
Und Niemand sucht nach ihr.

29

II

Und in diesem Sinne dachten und sangen alle die, welche groß geworden waren an der kräftigen markigen Poesie ihres Meisters. Da ist keiner von ihnen klagend und trauernd um die Vergangenheit und weinend am Grabe gefallener Helden, die alten Hünengebilde steigen vielmehr hervor aus ihren Gräbern und erzählen uns ihre Thaten, uns auffordernd, ihrem Beispiele zu folgen. — Aber eben weil diese Poesie vorzugsweise eine Poesie der Freiheit ist, so entwickelt sie sich auch ohne alle Beschränkung und nach allen Seiten. Sie ist nicht blos auf einige herrschende Ideen hingewiesen, sie bewegt sich nicht in einzelnen bevorzugten Anschauungen, sondern sie umfaßt das ganze unermessliche Gebiet des poetischen Lebens. So sehen wir in der neuesten Zeit sich bei uns einen Reichthum von Poesie entfalten, wie ihn wohl kein Volk zu keiner Zeit aufzuweisen hat, und in jedem der einzelnen Dichter offenbart sich in der ihm zugehörigen Eigenthümlichkeit der Anschauung doch immer wieder das Grundelement, von welchem er, sich vielleicht selbst unbewußt, ausgegangen — die Freiheit. — Während Seine mit homischen Mitleid auf diejenigen herabblickt, die

„ihm so verzweifelt nachgedichtet“

ruft Uhland seinen Schülern die ermutigenden Worte zu:

„Zügel, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterswald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Lieberkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Saamen
Ueber alles deutsche Land.“

Den Geist dieser Worte finden wir denn auch bei allen zur schwäbischen Dichterschule gehörenden Sängern wieder, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn wir bei Vielen derselben manches Gedicht finden, das wohl besser nicht geschrieben wäre und das ziemlich deutlich ein, und noch dazu verunglücktes Nachahmen ihres Meisters verräth; aber nichtodestoweniger ist diese Schule reich an echt poetischen Bestrebungen, welche uns jenes Ueberflüssige gern vergessen lassen.

So finden wir gleich bei Gustav Schwab, der wohl nach Uhland der Bedeutendste der schwäbischen Dichterschule ist, gerade in der Uhapsodie, zu welcher Dichtungsart wohl die meisten seiner epischen Gedichte gehören dürften, sehr häufig einen Mangel an aller poetischen Grundlage, so daß diese Gedichte zu einer gewöhnlichen Keimerei herabsinken, während einzelne dagegen, wie z. B. der Appenzeller Krieg zu dem Besten gehören, was je in dieser Beziehung geleistet wurde. Seine Balladen zeugen dagegen sämmtlich von einem echt poetischen Geist und haben durchweg einen klassischen Werth. So ist z. B. „das Mahl zu Heidelberg“ eine Dichtung, die dem Uhland'schen „Schenk von Limburg“ vollständig gleich gestellt zu werden verdient. Eine bekannte und an sich ganz gewöhnliche Anekdote ist hier zu einem reich poetischen Gemälde umgeschaffen, und diese schöpferische Kraft spricht sich auch bei allen andern Dichtungen Schwab's dieser Art aus. Wir führen als deutlichsten Beweis hier die beiden Gedichte: „des Fischers Haus“ und „das Gewitter“ an (man vergleiche die beiden Gedichte weiter unten). In dem ersten dieser beiden Werke macht Schwab die Anmerkung, daß demselben eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liege, die er in seiner Beschreibung des Bodensees mit folgenden Worten erzählt: „Im Jahre 1692 versank zu Gottlieben (einem Dorfe des Cantons Thurgau am Bodensee) bei einem starken Winde und einer fast unmerklichen Erderschütterung innerhalb drei Stunden das Ufer mit vier Häusern in den Untersee. Man glaubte, daß es von Karpfen und Forellen unterkressen worden sei.“ Diese einfache Thatsache hat dem Dichter den Stoff zu seinem wunderschönen Gedichte gegeben, in welchem er die Fische als eine, sich der stolzen Uebermacht des Menschen widersetzende Kraft darstellt und das Unterhöhlen des Ufers nicht als eine im Instinkt der Fische liegende Wirkung, sondern als eine Aeußerung ihres freien Willens, als einen Kampf gegen die Tyrannei eines übermächtigen Wesens betrachtet. Auch das zweite, vorher genannte Gedicht: das Gewitter, hat einen ebenso unbedeutenden Anlaß, den die Poesie des Dichters so schön zu gestalten wußte, und Schwab macht hierzu die folgende Anmerkung: „Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen und tödtete vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte 8 Jahr alt.“

Aber nicht allein die hier genannten, sondern auch die übrigen Balladen Schwabs sichern ihm unter Deutschlands Dichtern einen Namen, der zu den besten der Nation gezählt werden muß, und noch mehr und Besseres würde er geleistet haben, wenn er seiner eigenen Richtung getreu geblieben und weniger Uhland's Beispiel nachzustreben bemüht gewesen wäre. — Geboren wurde Schwab den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, wo er das Gymnasium besuchte, dann in den Jahren 1809 bis 1814 Theologie in Eübingen studirte; nachher wurde er Aepetent an dem theologischen Seminar der dortigen Universität und 1817 Professor am Gymnasium zu Stuttgart. Späterhin, 1837 nahm er die Stelle eines Pfarrers zu Somaringen an.

Ebenfalls der schwäbischen Dichterschule gehörend, indessen mehr dem Lyrischen zugewandt, ist Justinus Kerner.

„Es war eine schöne Zeit in der bösen Napoleonischen“, sagt Fr. Strauß; „als die drei Dichter: Kerner, Uhland und Schwab zusammen in Eübingen studirten. Die klassische Form für die deutsche Poesie war durch Göthe und Schiller errungen, und so eben bestrebten sich die Romantiker, Eick an der Spitze, ihr einen deutschern, wärmeren, religiöseren Inhalt, und damit auch der Form theils mehr Innigkeit und volksmäßige Einfachheit, theils eine noch freiere Angebundenheit zu verleihen. Unsere drei jungen schwäbischen Dichter, durch Talent und Neigung vorzugsweise zur Lyrik bestimmt, wetteiferten in Liedern und Romanzen, von denen manche noch jetzt zu den schönsten Erzeugnissen deutscher Dichtung gehören. Doch ließ sich schon damals, und läßt sich überhaupt in den Dichtungen, namentlich von Uhland und Kerner, bereits die innere Verschiedenheit nachweisen, welche die beiden Männer nachher in so verschiedene Richtungen des Lebens und der Thätigkeit auseinander geführt hat. So oft wir auch beide auf demselben Gebiete treffen, so ist dieser gemeinsame Boden doch nicht das Feld, auf welchem jeder von Beiden die meiste Stärke besitzt. Um bei dem Unbestimmteren, wie, daß Uhland mehr verständig, plastisch, Kerner mehr empfindend und phantastisch ist, uns nicht aufzuhalten, so kann wohl am bezeichnendsten gesagt werden: Uhlands Gabe ist, sich in bestimmte menschliche Zustände hinein, Kerners, sich über sie hinaus zu empfinden. Die Situationen des Frühlings, der Reise, des Schäfer-, Sänger- und Ritterlebens sind es, in welche sich Uhland mit Liebe und Behagen zu versetzen und sie uns auf's Lebendigste vorzuführen weiß; Kerner'n dagegen treibt es nicht nur aus dem Menschentreiben in die Natur, aus der Ebene in die Berge und Wälder, sondern überhaupt aus der irdischen Fremde in die höhere Heimath, aus dem Leben in den Tod hinüber. Hierdurch fällt innerhalb des Bodens der Romantik selber wieder Uhland der klassischen, Kerner der romantischen Seite zu. Uhlands Muse, so oft sie auch in das Unendliche als solches hinüberstrebt, weiß sich doch noch öfter in ihren besten Erzeugnissen im Endlichen anzubauen, und in ihm das Unendliche zu finden; die Kerner'sche, obwohl es auch ihr in manchen Balladen und Liedern gelingt, im Diesseits sich zu befriedigen, zeigt doch ihren eigenthümlichen Charakter da, wo sie das gegebene Menschliche verflüchtigt und im Dufte der Sehnsucht in das Jenseits aufsteigen läßt. Was Wunder, daß, um im Bilde zu bleiben, die in's Jenseits aufgestiegenen Düste und Dünste oben zu gespenstigen Wolken zusammengerinnen, welche dann natürlich nicht unterlassen werden, manch spukhaftes Hagelkorn in unser Diesseits herabzuwerfen; so wie andererseits Uhlands Behagen am Diesseitigen, da es nur ein Behagen an den einfachsten sittlichen Elementarzuständen, wie Familien, altdentscher Staat als Zusammentritt freier Männer, kerners Liebe in ihren naivsten Formen ist, in ein Unbehagen an allem demjenigen umschlagen mußte, was in Staat, Sitte und Litteratur jetzt über jene Anfangsgründe hinausgeht.“

Ueber Kerners Leben fügen wir die kurze Notiz hinzu, daß derselbe am 18. Februar 1786 zu Ludwigsburg geboren wurde und Medicin in Eübingen studirte, wo er, wie aus dem vorigen Citat hervorgeht, mit Schwab und Uhland in freundschaftlicher Beziehung stand. Nachdem er zum Doktor promovirt, machte er mehre wissenschaftliche Reisen und wurde endlich Oberamtsarzt in Weinsberg. Nach ihm sind, als zur schwäbischen Dichterschule gehörend, noch Karl Maier, Karl Rudolph Canner, zuletzt Präsident des Obergerichts in Aarau, und Abraham Emanuel Fröhlich, Prediger und Lehrer ebendasselbst, zu nennen, von denen die beiden Ersteren mit Kerner große Aehnlichkeit haben. Fröhlich indessen hat jene Anschauung der Romantik, die ihn zu einem Jünger der schwä-

bischen Schule macht, in das Gebiet der Fabel übertragen und eine unbestreitbare Meisterschaft darin an den Tag gelegt. Schon dadurch haben seine Arbeiten ein besonderes Verdienst, daß er den Stoff zu ihnen, wie Sallert, und wie die Meisten seiner Vorgänger gethan, nicht aus alten Geschichten entlehnte, sondern der Natur selbst entnahm. Auch in der äußern Haltung haben seine Fabeln etwas Eigenthümliches, da sie ihrem Rhythmus nach an das Hrische grenzen. Gerade dies zeigt am deutlichsten, obgleich es ihm von mehreren Seiten zum Vorwurf gemacht ist, daß sie aus der Iyrischen Naturanschauung des Dichters entsprungen und ein unbedingt selbstständiges Werk seines Geistes sind.

Der Einfluß Uhland's auf die deutsche Poesie war indessen zu gewichtig, als daß er nur auf die engeren Grenzen seines Vaterlandes und die mit ihm in nähere Beziehung stehenden Personen, denselben ausgeübt haben sollte, und so begegnet uns denn auch im Norden Deutschlands so mancher Dichter, den wir nothwendig der schwäbischen Schule zugesellen müssen. Unter diesen ist Wilhelm Müller einer der Ersten. Er wurde in Pessau am 7. October 1795 geboren und studirte bis zum Jahre 1812 Philosophie in Berlin. Beim Ausbruch des Krieges trat er als Freiwilliger in die preussische Armee ein, wo er die hauptsächlichsten Schlachten mitmachte und dann nach Berlin zurückkehrte, um seine Studien zu vollenden. Im Jahre 1817 unternahm er eine Reise nach Italien und wurde nach seiner Rückkehr in Pessau zum Professor und später zum Bibliothekar und Hofrath daselbst ernannt. Er starb dort am 1. October 1827. Müllers sämtliche Dichtungen zeugen sowohl von einem großen Reichthum tiefpoetischer Gedanken, als auch von einer tiefgemüthlichen Innigkeit, die an manchen Stellen zu einer recht jovialen, ansprechenden Fröhlichkeit wird. So sind seine Lieder, in denen er die Natur schildert, und viele muntere, ansprechende Trinklieder, wie z. B. „die Arche Noah“, „Est, Est“ und mehre Andere. Nicht geringes Aufsehen erregten indessen bei ihrem Erscheinen, und sie verdienen dasselbe auch im hohen Grade, seine „Griechenlieder.“ Ein tiefes Gefühl, eine vollendete Sprache und poetische Auffassung zeichnen diesen Cyclus von Gesängen aus und besonders schön ist das, welches er „die letzten Griechen“ benannte, worin er seinen gerechten Schmerz über die Theilnahmlosigkeit der Europäischen Fürsten und Völker an die Leiden ihrer christlichen Mitbürger ausspricht und ihnen sagt, daß ihnen, welche griechische Sprache und Kunst zu verstehen vorgeben, doch das innerste Wesen jenes einst so berühmten Staates fremd geblieben sei, die Freiheit.

— „Was habt Ihr Völker denn gelernt von Hellas' alter Kunst?
Frei sein! So heißt ihr erster Spruch.“

Und bei diesem Gefühl für das Unglück Anderer vergaß der Dichter auch des eigenen Vaterlandes nicht. „Der Adler von Arkona“ ist ein schönes Gedicht, in welchem er die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung des deutschen Reiches ausspricht und nicht minder bedeutungsvoll ist das, was er in dem „Hünengrab“ sagt. —

Zwar müßten wir bei dieser Gelegenheit noch der kräftigen gehaltvollen Poesie Eichendorff's und Hoffmann's von Fallersleben gedenken, die gleichfalls zu der schwäbischen Dichterschule gehören, da dieselben indessen in einem anderen Hefte eine ausführlichere Erwähnung finden werden, schließen wir hier und theilen einige Gedichte der oben genannten Dichter mit, die wir aus den betreffenden Sammlungen derselben entlehnen.

Lied eines abziehenden Burschen.

von G. Schwab.



gez. u. radirt v. A. Müller.

Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Gustav Schwab.

Lied eines abziehenden Burschen.



emooöster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisters Haus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Ruf selber nun Philister sein.

Fahrt wohl ihr Straßen g'rad' und krumm,
Ich zieh' nicht mehr in euch herum,
Durchtén' euch nicht mehr mit Gesang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

Was wollt ihr Kneipen all' von mir?
Mein Bleiben ist nicht mehr allhier,
Winnt nicht mit eurem langen Arm,
Macht mir mein durstig Herz nicht warm.

Hi, grüß' euch Gott, Collegia!
Wie steht ihr in Parade da.
Ihr dumpfen Säle groß und klein,
Ietzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Siebeldach
Siehst mir umsonst, o Harcer, nach.
Für schlechte Herberg', Tag und Nacht,
Sei dir ein Pereal gebracht!

Du aber blüh' und schalle noch,
Leb' alter Wassenboden hoch!
Es stärkt den Geist die Wissenschaft,
So stärke du des Armes Kraft.

Da komm' ich, ach, an Liebchens Haus:
O Kind, schau noch einmal heraus!
Heraus mit deinen Neuglein Nar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und hast du mich vergessen schon,
So wünsch' ich dir nicht bösen Lohn;
Such' dir nur einen Buhlen neu,
Doch sei er flott gleich mir und treu!

Und weiter, weiter geht mein Lauf,
Thut euch, ihr alten Thore, auf!
Leicht ist mein Sinn, und frei mein Pfad,
Gehab dich wohl, du Musenstadt!

Ihr Freunde, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht schwer,
Auf frischem Ros, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von Einem Wein. —
Und nun denn, Brüder, sei's, weil's muß!
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

Das Mahl zu Heidelberg.

on Württemberg und Baden
Die Heere zogen aus,
Von Metz des Bischofs Gnaden
Bergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus, zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie stehen da, sie liegen
Im Sommer Sonnenschein.

Umsonst die Nebenblüthe
Sie trinkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Das heulte Groß und Klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Krieg;
Geist springen auf die Kasse
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,

Da ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dahin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest,
Der ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Gule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finst'rer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Württemberger Uß,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trub.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Gerauf, Ihr Herrn, gestiegen
„In meinen hellen Saal!
„Ihr sollt nicht fürder liegen
„In Finsterniß und Dual.
„Ein Mahl ist Euch gerüstet,
„Die Tafel ist gedeckt,
„Drum, wenn es Euch gelüstet,
„Versucht, ob es Euch schmeckt.“

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
An's gold'ne Tageslicht,
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es setzten sich die Fürken,
Da mocht' es seltsam sein!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's Euch nicht behagen?
„Es fehlt doch, dünkt mir, nichts?
„Worüber ist zu klagen?
„An was, Ihr Herr'n, gebriht's?“

„Es schickt zu meinem Tische
„Der Odenwald das Schwein,
„Der Neckar seine Fische,
„Den frommen Frank der Rhein!
„Ihr habt ja sonst erfahren,
„Was meine Pfalz bescheert,
„Was wollt Ihr heute sparen,
„Wo Keiner es Euch wehret?“

Die Fürken sahen verlegen
Den Andern Jeder an;
Am Ende doch verwegem
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist Dein Bissen,
„Doch Gines thut ihm noth,
„Das mag kein Knecht vermessen!
„Wo liehest Du das Brot?“

„Wo ich das Brot gelassen?“
Sprach da der Pfälzer Fritz,
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blick;
Er that die Fenstersorten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's offne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Kings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
„Ist so mein Mahl bestellt?“

„Ihr müßt Euch wohl gedulden,
„Bis Ihr besä't mein Feld,
„Bis in des Sommers Schwüle
„Mir reiset Eure Saat,
„Und bis mir in der Mühle
„Sich wieder dreht ein Rad.“

„Ihr seht, der Westwind säthelt
„In Stoppeln und Gesträuch,
„Ihr seht, die Sonne lächelt,
„Sie wartet nur auf Euch!
„Drum sendet flugs die Schlüssel
„Und öffnet Euren Schatz,
„So findet bei den Schlüssel
„Das Brot den rechten Platz!“



Des Fischers Haus.

Sein Haus hat der Fischer gebaut,
Es steht dicht an den Wellen,
In der blauen Flut sich's beschaut,
Als sprach es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die sind so dicht,
Voll Korn und Wein sind die Räume,
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blütenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die einhaucht nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen,
Umsonst Ihr Euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, Ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm Euch zieht
Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.

Aufsteiget kein Wasserweib,
Euch zu retten, Ihr stillen, Ihr guten!
Und lockt mit dem seligen Leib
Ihn hinab in die schwellenden Fluten.

„Ich bin der Herrscher im See,
„Ein König im Reiche der Wogen!“
So spricht er und schnell in die Höh'
Den schweren Angel im Wogen.

Und Euer Leben ist aus,
Der Fischer, mit frohem Behagen
Er tritt in das stättliche Haus
An den harten Stein Euch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unter's Ufer im Duelle.

Und frühe beim Morgenroth
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen;
Bis daß die schweigende Blut
Ist unter das Haus gebrungen;

Bis daß in sinkender Nacht
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewähle.

Ausgießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Er schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder,
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind,
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielt das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnt, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Wie will ich spielen im grünen Hag,
„Wie will ich springen durch Thal und Geh'n,
„Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
„Dem Ager, dem bin ich hold!“ —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Da halten wir alle fröhlich Gelag,
„Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
„Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
„Dann scheint die Sonne, wie Gold!“ —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Großmutter hat keinen Feiertag,
„Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
„Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
„Wohl dem, der that, was er sollt!“ —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Am liebsten morgen ich sterben mag;
„Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
„Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
„Was thu' ich noch auf der Welt?“ —
Seht Ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammt die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind,
Vier Leben endet Ein Schlag —
Und Morgen ist's Feiertag.

Alexander Ypsilanti.

von W. Müller.



gez. u. radirt von A. Müller.

Verlag von A. Hofmann & Comp in Berlin.

Wilhelm Müller.

Alexander Ypsilanti auf Munkacs.



Alexander Ypsilanti saß auf Munkacs' hohem Thurm,
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm;
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
Und der Griechenfürst ersenkzte: „Ach, daß ich gefangen bin!“
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Lieg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!“
Und er öffnete das Fenster, sah' in's öde Land hinein,
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir Keiner Botschaft her
„Aus dem Lande meiner Väter?“ und die Wimper ward ihm schwer,
War's von Thränen, war's von Schlummer, und sein Haupt sank in die Hand.
Seht! sein Antlitz wird so helle, träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlächter Helbenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti! sei gegrüßt und fasse Muth!
„In der engen Felsengasse, wo gestossen ist mein Blut,
„Wo in Einem Grab die Asche von dreihundert Sbartern liegt,
„Haben über die Barbaren freie Griechen heut' gesiegt.
„Diese Botschaft Dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt,
„Alexander Ypsilanti! frei wird Hellas' heil'ges Land!“
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
Und er fühlt, von Freundenthränen sind ihm Aug' und Wangen naß.
Horch! es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwieger in dem Monden-Strahl er wiegt.

Die Schärpe.

Es war eine Königstochter,
Blauäugig, lilien-schlank,
Die spann eine silberne Schärpe
Viel Sommermonde lang.

Sie saß auf hohem Stuhle
Vor ihres Schlosses Thür
Im hellen Mondenscheine,
Und webte für und für.

Da zogen viele Ritter
Alltäglich aus und ein,
Und jeder dacht' im Herzen:
Wes wird die Schärpe sein?

Sie sah nicht auf vom Werke,
Hielt keiner Frage Stand;
Sie stickte ihren Namen
Schwarz in das weiße Band.

Da kam ein Sturm gestogen
Hoch von den Bergen her,
Und riß vom leichten Rahmen
Die Schärpe fort in's Meer.

Die Magd saß unbetroffen,
Als müßt' es also sein,
Stand auf von ihrem Sessel
Und ging zur Kammer ein.

Sie zog aus ihrer Kade
Ein schwarzes Trauerkleid, —
Wer trug um eine Schärpe
Wohl je so schweres Leid?

Drei Tage und drei Nächte
Sie saß in dunkler Tracht:
Da tönt das Horn des Wächters
Wohl in der dritten Nacht.

Ein Bote hält am Thore,
Trägt ferne Kunde her:
Gescheitert schwimmt die Flotte
Des Königs auf dem Meer,

Und an das Ufer werfen
Die Wogen mit der Fluth
Viel edle Heldenleichen
Viel reiches Helbengut.

Es stand die Königstochter
An ihrem Fensterlein:
„Sag', Bote, was flattert am Arme
„So hell Dir im Mondenschein?“

„Es ist eine silberne Schärpe,
„Die bring' ich her vom Strand,
„Da wand ich einem Ritter
„Sie aus der starken Hand.“

„„Des thätst Du Dich nicht rühmen,
„„Wenn der am Leben wär'!
„„Geh', trag' ihm Deine Beute
„„Zurück zum blauen Meer!““

„„Und wenn ihr ihn begrabet,
„„Legt auch die Schärpe bei,
„„Und neben seinem Lager
„„Laßt eine Stätte frei!““

Versprochen und zerbrochen.

„Sie manches Glas bezahl' ich hier
Und hab' es nicht zerbrochen!
Auch nicht ein Küßchen giebst du mir
Und hast so viel versprochen.

Und küßest du mich heute nicht,
Will ich bis morgen zechen;
Und wenn mir die Geduld zerbricht,
Mag auch ein Krug zerbrechen.

Die Arche Noah.

Was Essen, nicht das Trinken,
 Bracht uns um's Paradies.
 Was Adam einst verloren
 Durch seinen argen Biß,
 Das giebt der Wein uns wieder,
 Der Wein und frohe Lieder.

Und als die Welt auf's Neue
 In Bauchs Lust versank
 Und in der Sünde Fluten
 Die Creatur ertrank,
 Blieb Noah doch am Leben,
 Der Pflanzler edler Neben.

Er floh mit Weib und Kindern
 Wohl in sein größtes Faß,
 Das schwamm hoch auf den Fluten,
 Und Keiner wurde naß.
 So hat der Wein die Frommen
 Dem Wassertod entnommen.

Und als die Flut zerronnen,
 Da blieb das runde Haus
 Auf einem Berge sitzen,
 Und Alle stiegen aus,
 Begrüßten froh das Leben
 Und pflanzten neue Neben.

Das Faß blieb auf dem Berge
 Zum Angedenken stehn:
 Zu Heidelberg am Neckar
 Könn't ihr es selber sehn.
 Nun wißt ihr, wer die Neben
 Am Rhein uns hat gegeben.

Und will noch Einer wagen
 Den heil'gen Wein zu schmähn,
 Der soll in Wasserfluten
 Erbärmlich untergehn. —
 Stoßt an und singt, ihr Brüder:
 „Der Wein und frohe Lieder!“

Höhen und Thäler.

Ein Mädchen wohnt im Niederland
 Und ich wohn' auf der Höh',
 Und daß so steil die Berge sind,
 Das thut uns Weiden weh.

Ah Felsen, ihr hohen Felsen, ihr!
 Wozu seid ihr doch da?
 Wenn's überall sein eben wär',
 So wär' mein Schatz mir nah'!

Der Vater spricht: „Bleib' hier, mein Sohn,
 „Und bring' Dein Weib herauf!“
 Das Mädchen spricht: „Es kann nicht sein,
 „Mein Haus ich nicht verkauf!“

Ah Felsen, ihr hohen Felsen, ihr,
 Wenn ihr doch sänket ein! —
 Dann wär' der Streit ja gleich vorbei
 Und's Mädchen wäre mein. —

Der Schiffer auf dem Festlande.

Vor meines Vaters Hause,
 Nicht ferne von dem Strand,
 Da liegt ein alter Nachen,
 Bedeckt mit Schilf und Sand.

Und wenn die Boote segeln
 Hinaus zum Häringfang,
 Dann fracht der alte Nachen
 Und macht die Fischer bang.

War einst der schönste Nachen,
 Trug einst den schönsten Mann;
 Den Mann verschlang die Woge,
 Den Nachen trieb sie an.

Da ließen sie ihn liegen,
 Wohin ihn warf die Flut —
 Wie läg' ich still im Lande
 Mit meinem Schifferblut?

Christian Justinus Kerner.

Kaiser Rudolph's Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
„Arzte! sagt mir ohne Zagen:
„Wann aus dem zerbroch'nen Leib
„Wird der Geist zu Gott getragen?“

Und die Meister sprechen: „Herr,
„Wohl noch heut' erscheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!“

„Auf, nach Speyer! auf, nach Speyer!“
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
„Liegt begraben, sei's vollendet!“

„Blas' die Hörner! bringt das Ros,
„Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Baudernd stehn die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtross wird gebracht.
„Nicht zum Kampfs, zum ew'gen Frieden,
Spricht er, „trage, treuer Freund,
„Jetzt den Herrn, den lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Nester nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegenwallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf gold'nem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reicht mir den heiligen Leib!“
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht,
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelstruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Der Wassermann.

Es war in der Maien lindem Glanz
Da hielten die Jungfern von Tübingen Tanz.
Sie tanzten und tanzten wohl allzumal
Um eine Linde im grünen Thal.
Ein fremder Jüngling im stolzen Kleid
Sich wandte bald zu der schönsten Maid.
Er reicht ihr dar die Hände zum Tanz,
Er setzt ihr auf's Haar einen meergrünen Kranz.
„O Jüngling! warum ist so kalt Dein Arm?“
In Neckars Tiefen da ist's nicht warm.
„O Jüngling! warum ist so bleich Deine Hand?“
In's Wasser dringt nicht der Sonne Brand!
Er tanzt mit ihr von der Linde weit.
„Laß, Jüngling! Horch, die Mutter mir schreit!“
Er tanzt mit ihr den Neckar entlang:
„Laß, Jüngling! weh', mir wird so bang!“
Er faßt sie fest um den schlanken Leib:
Schön Maid! Du bist des Wassermanns Weib!
Er tanzt mit ihr in die Wellen hinein:
„O Vater und o du Mutter mein!“
Er führt sie in einen krystallinen Saal:
„Ade, ihr Schwestern im grünen Thal!“

Der Bürgerwall.

Ritterthum kann nimmer heißen
Eiserner Wall um's Königshaus,
Seit ihr Kleid von Stahl und Eisen
Zogen alle Ritter aus.

Seit sie tragen mit Behagen
Schlüssel an der Schwertler Statt,
Seit sie mit der Feder wagen
Sich in's Feld, in's Zeitungsbblatt.

Seit statt fester Burgeshallen
Hölzern steht im Thal ihr Haus,
Seit sie leicht und lustig wallen,
Ist es mit den Rittern aus.

I. Band. VIII. Heft.

Was noch scheint, ist Glühwurms Schimmer
In verwittert' Stein und Moos;
Jener Wall, der liegt in Trümmer,
Doch ein and'rer wölbt sich groß;

Bürgerthum ist der geheissen,
Schließt sich fest um's Königshaus;
Heil! in solchem Wall von Eisen
Hält es jeden Donner aus.

Spindelmann's Rezension der Gegend.

Näher muß ich jetzt betrachten
Diese Gegend durch das Glas;
Sie ist nicht ganz zu verachten,
Nur die Fern' ist allzuläß.

Jene Burg auf steiler Höhe
Nenn' ich abgeschmackt und dumm,
Meinem Auge thut es wehe,
Wie der Fluß, der gänzlich krumm.

Jene Mühl' in wüsten Klüften
Siebt mir gar zu rohen Schall;
Aber ein gesundes Dürsten
Weht aus ihrem Gießfall.

Daß hier Schlüsselblumen stehen,
Hätt' ich das nur eh' gewußt!
Muß sie schnell zu pflücken gehen,
Denn sie dienen meiner Brust.

Kräuter, die zwar farbig blühen,
Doch zu Thee nicht dienlich sind,
Doch nicht brauchbar sind zu Brühen,
Ueberlass' ich gern dem Wind.

Zwei Särge.

Zwei Särge einsam stehen
In des alten Domes Hüt,
König Ottmar liegt in dem einen,
In dem andern der Säng'er ruht.

32

Der König saß einst mächtig
Hoch auf der Väter Thron,
Ihm liegt das Schwert in der Rechten,
Und auf dem Haupte die Kron'.

Doch neben dem stolzen König,
Da liegt der Säng' er traut;
Man noch in seinen Händen
Die fromme Harfe schaut.

Die Burgen rings zerfallen,
Schlachtruf tönt durch das Land,
Das Schwert, das regt sich nimmer
Da in des Königs Hand.

Karl Mayer.

Die Blumen.

lumen, Eure lieben Augen
Sollten nicht zum Sehen taugen?
Lieblinge des Angesichts,
Schantet Ihr vom Maie Nichts?

Ihr entzückt Erd' und Lüfte
Und entbehret Blick und Dufte,
Und der Vogel fänd' Euch taub,
Der Euch preißt aus jungem Laub?

Sagt man nicht, daß selbst die Seele
Eurer süßen Unschuld fehle?
Blumen, Ihr beglückt nur,
Selbst verwaist von der Natur? —

Doch wer kennt die stillen Sinne
Eurer Maie Lust und Minne?
Sel'ge Blumen, Ihr nur wißt,
Welches Glück Euch eigen ist!

Schlaflos in der Nachtherberge.

icht unter diesem Schlafgemach,
Ich her' es, sind die Kasse wach.
Wie sie den edlen Muth verdampfen,
Unmächtig zwar, durch Stöhnen, Stampfen!

Ha! weiß ich doch im eig'nen Muth
Lebt eben, wie's der Seele thut,
Die Freiheitsahnungen verwirren,
Wenn Bande pressen, Fesseln klirren.

Umsonst.

ie Wolken, die dort oben reifen,
Der Raben lauter Wanderflug,
Die Gise selbst der Waldameisen
Entsprechen meiner Wünsche Zug.

Doch ach! der Klagelaut der Bäume,
Hinausgesendet in den Wind,
Sagt, wie hienieden viele Träume
Gefangene der Schalle sind.

Des Windes Klage.

ind, ich höre durch die Gassen
Dich im Hauch der Wehmuth streichen,
Wenn Du lauter flüßern magst,
Sag' mir, was Du heute klagst?

Ist das Blondhaar der Germanen,
Ginst Dein Spiel auf Waldebahnen,
Das nun Dein Grinn'ungshauch
Sehnlich sucht durch Wald und Strauch?

Sprich, Dein freies Thun gewann es
Lieb den Sinn des deutschen Mannes,
Dessen Brust geathmet nur
Sitte, Freiheit und Natur?

Daß kein solches Volk mehr wohne
Unter heil'ger Eichenkrone,
Klagt Dein Senzen durch den Hain?
Klag', ich stimme mit Dir ein.

Karl Rudolph Tanner.

Mutterglück.

u weinst, Kind, an meiner Brust?
Sag' an, Du junges Licht,
Wer schon in Deine erste Lust
Dir solche Dornen sticht,
Hier in der Treue sicherem Arm,
Am Mutterbusen warm?

Doch, weine nur, das Menschenherz
Ist einmal so bestellt,
Daß sich die Freude mit dem Schmerz
Im tiefsten Grund gefellt,
Daß oft in Glückesüberfluß
Die stille Wehmuth weinen muß.

Und wie die Mutter singt, erglänzt
Ihr Blick, die Thräne quillt,
Wie, wann es in den Thalen lenzt,
Der Weinstock überschwillt.
Die Thräne, die sich reich ergießt,
Ist Seligkeit, die innen sprießt.

Herbstabend.

othe Wolken sind geschichtet,
Lagen mild in's Abendgold;
Doch der Mond, so blaß und hold,
Hat sein scherzreich Lied gebichtet.

„Ach, daß stets der dunklen Trauer
Unsern Freunden Schwestern sind!“ —
Dies im Nachthauch hallt der Wind
Durch des Waldhangs Geyenschaer.

Im Gewitter.

ie Schwalben fliegen bang und tief
Auf nächtlich düstern Gründen hin;
Ein Regenschauer brauset schief
Und wandelt schwarz, das Licht entschleif.

Ich aber, schauend, hoffe gar,
Den Schmerz besiegt der feste Sinn:
Je dunkler ist die Wolkenschaar,
Je schneller wird der Himmel klar.

Abraham Emanuel Fröhlich.

Ellengröße.

ie Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst Du Dich so breit
„Mit den geringen Pfläumchen?“

Es sagt: „Ich bin erfreut,
„Daß ich nicht bloß ein Holz,
„Nicht eine leere Ränge!“

„Was!“ ruft die Pappel stolz,
„Ich bin zwar eine Ränge,
„Doch eine lange, lange!“

Herablaffung.

„Hunfer Storch, ich kann's nicht deuten,“
Sagt ihm eine von den Tauben,
„Daß Sie Dinge sich erlauben,
„Die selbst an gemeinen Leuten
„Wir für unanständig halten.
„Ihren Adel zwar, den alten,
„Den bezweifeln nur die Thoren;
„Denn sie sind ja hochgeboren,
„Auch ein Weits und Vielgereister,
„Ein nach jedem Land Gespeister,
„Und Sie haben wohl viel hundert
„Schönausichten angewundert.
„Klar ist's an den hohen Sitten,
„Wie die Leute Sie behandeln,
„An den würdevollen Schritten,
„Wie Sie unter ihnen wandeln.
„Aber daß Sie sich vergessen,
„Bienen und Gewürm zu essen,
„Das verdient doch wirklich Tadel!“
„Laß sie,“ sagt er, dieses Schwägen!
„Just darin besteht der Adel,
„Ueber solches sich hinwegzusehen.“

Volksvertreter.

„Erkennung eigener Rechte
Gaben einst die Wohlgeborenen
Auch den Schafen, den geschornen.
Und es wählten die Gehörten,
Daß er kräftig sie verachte
Sinen von den Hochgehörten.“

Dieser, an den Hof gekommen,
Wurde freundlich aufgenommen,
Und die Hunde, die Minister,
Haben höflich ihn berochen,
Selbst der Ken hat mit Geflüster
Etwas zu dem Mann gesprochen.

Und er fand ein herrlich Leben,
Denn es ward ihm Korn gegeben;
Drum er denn auch „Ja“ sagte
Zu dem Allen, was man sagte.

Zionsnachtwächter.

„Der Adler sprach von seiner Wonne:
Hineinzuschauen in die Sonne,
Den heißen Staub aus niedern Pfaden
In Alpenlüften abzubaden.“

Der Uhu, welcher dieses hört,
Fühlt hart im Glauben sich gestört,
Und predigt seiner Gulgemein:
„Der Adler muß ein Ketzer sein,
„Er würde sonst in unsern Weisen
„Der Wälder heil'ges Dunkel preisen,
„Des Frommen Wohnung bei der Gruft.“

„Ja,“ sagt der Nar, „das heißt beweisen!
„Ich laß Dir Deinen Uhu glauben,
„Den meinen kannst Du mir nicht rauben!“
Und flog empor zur Himmelstluft.



Gottfried August Bürger
und
der Göttinger Dichterbund.



unter denjenigen Dichtern unserer Nation, welche sich ein bleibendes und gerechtes Verdienst um die deutsche Poesie erworben haben, und welche dennoch bei ihren Zeitgenossen sowohl, als auch bei der Nachwelt eine nur bedingte Anerkennung gefunden haben, unter diesen Männern ist Gottfried Bürger vor allen anderen ganz besonders hervorzuheben. Der Grund dieser einigermaßen auffallenden Erscheinung dürfte indessen hauptsächlich dem Umstande zuschreiben sein, daß wir Bürgers Arbeiten in zwei Abtheilungen scheiden müssen, von welchen diejenigen, die in eine spätere Periode seines Wirkens fallen, zu ganz gewöhnlichen Keimereien herabsinken, während er dagegen in der ersteren eine Meisterschaft behandelte, die ihm ein unbestreitbares Recht giebt, seinen Namen genannt zu sehen, wenn man die besten der deutschen Nation nennt.

Wie einst in Leipzig und Halle, so fanden sich auch in Göttingen etwa um das Jahr 1772 mehrere junge Männer von den glücklichsten poetischen Anlagen vereinigt: Goie, Höpff, Voss, die beiden Grafen zu Stolberg, Miller (Versasser des Siegwalt) Cramer, Leisewitz, Hahn und noch mehre Andere, unter denen ganz besonders der Name Bürger's hervortritt. Während nun, besonders bei dem Dichterbunde in Halle, das Streben sich kund gab, die deutsche Poesie durch Aneignung der mannigfaltigsten Formen des Auslandes zu bereichern, und dieses Streben auch in der That nicht ohne wichtige Einwirkung der vaterländischen Sprache geblieben ist, so drohte doch dieses Streben die Nationalität der deutschen Poesie wieder in jene Fesseln der Nachahmung zu schlagen, aus denen sie sich kaum emporgerissen hatte. Daß dies indessen nicht geschah, haben wir vorzüglich der Vereinigung jener göttinger Dichter zu danken, dessen Mitglieder sich Klopstock und Herder zum Vorbild nahmen und sich um ihr nationales Streben zu bezeichnen, den Hainbund nannten, über welchen das Leben von Höpff vor seinen Gedichten, besonders in den neuesten Ausgaben, die Voss im Jahre 1804 allein besorgte, dem Leser die nöthigen Aufschlüsse giebt.

Bürger im Jahre 1748 zu Wolmerowende im Halberstädtischen, wo sein Vater Prediger war, geboren, hatte, nachdem er zuerst die Schule in Aschersleben und dann das Pädagogium in Halle besucht, an diesem letzteren Ort die Universität bezogen, um Theologie zu studiren. Nach vierjährigem Studium ging er indessen nach Göttingen, um sich dort den Rechtswissenschaften zu widmen. Unglücklicherweise hatte indessen Bürger bereits in Halle die Bekanntschaft des damaliger Zeit ziemlich bekannten Geheimrath Klop gemacht, dessen Umgang auf den leicht erregbaren jungen Mann gerade nicht sehr vortheilhaft wirkte. Er gerieth schon damals mit seinem Groß-

vater in Streitigkeiten, und als dieser alte Herr erfuhr, daß der junge Bürger auch in Göttingen ein Leben führe, welches durchaus nicht seinen strengen Grundsätzen zusagte, zog er gütlich seine Hand von ihm ab und wirklich befand sich Bürger damals in einem Zustande, daß einer seiner besten Freunde nachmals zu ihm sagte, man habe ihn kennen und schätzen müssen, um sich seinem Umgange nicht zu entziehen. Angeregt durch Goie und Gotter, begann Bürger sich bald nach seiner Ankunft in Göttingen mit poetischen Versuchen zu beschäftigen, und nachdem sein Geist einmal diese Richtung angenommen hatte, studirte er die besten Muster älterer und neuerer Dichter, besonders aber Shakspeare.

Nach vielen Schwierigkeiten erhielt Bürger endlich im Jahre 1772, abermals durch Goie's Vermittelung, eine Anstellung als Justiz-Beamter in Allen-Gleichen, ein Amt, welches zwar nur sehr geringe Einkünfte abwarf, doch aber den Vortheil hatte, daß Bürger's Großvater sich wieder mit seinem Enkel ausöhnte, als er hörte, daß derselbe eine Anstellung erhalten hatte. Er gab das nöthige Geld her, um die erforderliche Kaution zu stellen und bezahlte auch Bürger's Schulden, aber unglücklicherweise verlor Bürger den größten Theil dieses Geldes durch die Unredlichkeit eines seiner Freunde. Durch diesen unglücklichen Zufall wurde hauptsächlich der Grund zu der gänzligen Zerrüttung von Bürger's Vermögensumständen gelegt, die nachmals einen so bedeutenden Einfluß auf seine poetischen Leistungen hatten. — Auch in seinen übrigen Familienverhältnissen ward Bürger von einem unglücklichen Schicksale heimgesucht, welches ihn zu verfolgen nicht müde zu werden schien, doch ist der Raum, der uns das vorliegende Werk gestattet, zu beschränkt, um anders als ganz oberflächlich dabei verweilen zu können. Er heirathete nämlich im Jahre 1774 die Tochter eines benachbarten Beamten, Namens Leonhard, verliebte sich aber später in seine Schwägerin, die er nach dem Tode seiner Gattin, 1783, heirathete. Allein nach kurzem Besitze verlor er auch diese ihm so theure Gattin. Sie ist es, die er in seinem „hohen Lied von der Auserwählten“ feiert.

Inzwischen hatte Bürger auch durch eine unglückliche Pachtung sein ganzes Vermögen verloren, und zugleich seine Stelle niedergelegt, da er die Rabalen, mit welchen ihn einige Neider verfolgten, nicht länger zu ertragen vermochte; er begab sich deshalb zunächst wieder nach Göttingen, um dort die Herausgabe seines Musenalmanachs zu besorgen und zugleich Vorlesungen als Privatdocent über Aesthetik, deutschen Styl und ähnliche Gegenstände zu halten. Dennoch ging es ihm sehr kümmerlich und er mußte durch Lohnarbeiten für Buchhändler seine Existenz auf die kümmerlichste Weise fristen. Endlich im Jahre 1787, als er bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Göttinger Universität diese Feierlichkeit durch zwei Gedichte verherrlichte, ertheilte ihm die philosophische Fakultät die Doctorwürde, und zwei Jahre darauf, im November 1789, wurde er zum außerordentlichen Professor derselben Fakultät ernannt. Dennoch war das Schicksal nicht müde geworden ihn noch weiter zu verfolgen. Von dem Gedanken erfüllt, seinen unmündigen Kindern eine Mutter zu geben, hatte er schon früher den Plan gehabt, sich nochmal zu verheirathen, als sonderbarer Weise ihm von Stuttgart ein Gedicht zugesendet wurde, in welchem eine gewisse Elise Hahn durch den Eindruck, den Bürger's Gedichte auf sie gemacht hatte, von Liebe zu dem Dichter erfüllt, ihm Herz und Hand antrug. Im Jahre 1790 wurde dieses Schwabemädchen wirklich Bürger's Gattin, aber nur in den ersten Wochen war diese so sonderbar geknüpste Verbindung glücklich, und wurde nachher für Bürger die Quelle des bittersten Kummer's, so daß sie nach dreiehalb Jahren durch richterliche Entscheidung getrennt werden mußte. Einsam, erschüttert an Leib und Seele, an Jugendkraft und an Vermögen erschöpft, zog sich Bürger nunmehr von der ganzen Welt zurück und fristete sein Leben nothdürftig durch Uebersetzungen für ein periodisch erscheinendes Werk. Dabei kränkelte er immer mehr und mehr, und nachdem er schon längere Zeit über Brustbeschwerden geklagt, starb er am 8. Juni 1794 an der Lungenschwindsucht.

Daß diejenigen Werke, welche der Dichter in der zweiten Periode seines Lebens schuf, allen seinen früheren Arbeiten um ein Bedeutendes nachstehen, darf wohl nicht erst gesagt werden, aber deshalb muß man jenen doch die vollkommenste Anerkennung widersprechen lassen. In der That ist Bürger's Verdienst um die deutsche Dichtung ein bleibendes; er war es eigentlich, der die allschottische und englische Gallade in Deutschland einführte, und wenn Schiller in seiner bekannten Recension der Bürger'schen Gedichte den Dichter ziemlich hart angreift, so vergißt er, daß er selbst aus dem Horn schöpfte, der dem unfruchtbaren Felsen entquoll, welchen der Sauberslab jenes geöffnet hatte. Und nicht allein die Gallade, sondern auch das Sonett führte Bürger in die deutsche Poesie ein und behandelte dasselbe mit dem entschieden glücklichsten Erfolge, und so sind auch die meisten seiner Lieder aus warmer, voller Brust gesungen, und werden jeder Zeit als Muster aufgestellt werden können. Eins der besten

Gesamtlurtheile über Bürger spricht wohl A. W. Schlegel aus, wenn er über ihn das Folgende sagt: „Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher, als umfassender Phantasie, von mehr biederer und treuerherziger, als zarter Empfindungsweise, von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefen Verstand im Entwerfen; mehr in der Romane und dem leichten Liede, als in der höheren lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringungen echter Volksdichter, dessen Kunststyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu demselben zu erheben, rege Kraft, Frische und zuweilen Sierlichkeit seltener Größe hat.“

Außer seinem Musenalmanach, der Akademie der schönen Künste, welche er im Verein mit Anderen herausgab, und seinen in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Gedichten, erschienen von ihm: *Aethia und Abrohomus*; aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus. Leipzig. 1775. *Gedichte*. 1778. *Macbeth*. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen nach Shakspeare. Göttingen. 1783. II. Aufl. 1784. *Ueber Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart* u. s. w. Erstes Blatt. Göttingen. 1783. *Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen* u. s. w. Aus dem Englischen. London. (Göttingen.) 1787. II. Aufl. Göttingen. 1788. *Gedichte*. 2 Theile. Göttingen. 1789. *Benjamin Franklin's Jugendjahre* u. s. w. Berlin. 1792. — Von seinen gesammelten Werken erschienen in mehreren Auflagen eine in Göttingen in vier Theilen 1796—1798, eine in sechs Theilen, ebendas. 1829, und eine Gesamtausgabe in 1. Bande, ebendas.

Wir müssen nun noch so weit es der beschränkte Raum erlaubt, einen Blick auf die übrigen Dichter des Göttinger Dichtervereins werfen, die wir bereits vorher flüchtig genannt haben. Unter diesen ist besonders Johann Heinrich Voss zu nennen, geboren den 20. Februar 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgischen, gestorben den 29. März 1826. Auch er lebte anfänglich in sehr gedrückten Verhältnissen, beschäftigte sich aber schon früher mit den Dichtern seiner Nation, unter denen ihn besonders Kammeler und Klopsch anzog. Sein erstes, wichtigeres Werk war die Uebersetzung der *Odyssée*, die im Jahre 1781 erschien und allgemeines Aufsehen erregte. 1793 erschien die Uebersetzung desselben Gedichts in veränderter Gestalt und zu gleicher Zeit die Uebersetzung der *Ilias*. Es ist wohl nicht nöthig, etwas Ausführlicheres über diese Arbeiten sowohl, als über die vielen anderen Uebersetzungen des Dichters, wie die *Metamorphosen Ovid's*, die *Georgica* und die *Eklagen Virgil's* zu sagen, besonders da die Vortrefflichkeiten dieser Arbeiten allgemein und vollständig anerkannt sind. In der That hat Voss mit einer metrischen Kunst, mit einer gewissenhaften Strenge und einer ausdauernden Kraft, die wir anderswo vergeblich suchen, jene Meisterarbeiten vollendet. Als das gelungenste Werk seiner Uebersetzungen ist die schon genannte Virgil'sche *Georgica* zu nennen, und die schwächste dürfte wohl die der Horatius'schen *Ode* sein. — Auch in seinen selbstständigen Dichtungen zeigt sich Voss durchaus der antiken Form ergeben, was sich besonders in seiner Bekämpfung der Romantik und dem Verschmähen südlicher Formen zeigt. Aus diesem Grunde hat auch Voss als lyrischer Dichter weniger geleistet, desto mehr dagegen in der *Ode*, wo seine kräftige und volltönende Sprache mit hinreißender Gewalt wirkt. Durch seine einfache und schlichte Naturanschauung wurde er auch zu einer andern Dichtungsart geführt, zu der *Idylle*, die er ebenfalls nach antiken Modellen formte und sich besonders nach Theokrit bildete; seine *Louise* und der siebenzigste Geburtstag sind bekannt genug, als daß wir nöthig hätten noch etwas darüber zu sagen.

Wetteifernd mit Bürger und Voss sehen wir unter den Göttingern besonders die beiden Stolberg hervorrage, und zwar besonders Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geboren am 7. November 1750 im Holstein'schen Flecken Gramslädt. Er studirte mit seinem Bruder 1769 bis 1774 in Göttingen, wurde 1777 fürstbischöflich-lübeck'scher Bevollmächtigter in Kopenhagen, 1789 dänischer Gesandter in Berlin, und 1791 Präsident der fürstbischöflichen Regierung zu Eutin und Domherr zu Lübeck. Im Jahre 1800 legte er seine sämmtlichen Ämter nieder, ging nach Münster und trat mit seiner gesammten Familie, seine älteste Tochter Agnes ausgenommen, zur katholischen Religion über. Er starb auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück am 6. September 1819. Sein Bruder Christian Graf zu Stolberg wurde am 15. October 1748 zu Hamburg geboren. Er wurde nach vollendetem Studium Amtmann zu Tremsbüttel im Holstein'schen, nachdem er schon längere Zeit vorher Kammerherr in dänischen Diensten gewesen war. Auch er legte 1800 sein Amt nieder und lebte, von allen Geschäften zurückgezogen, auf seinem Gute Windeby, wo er am 18. Januar 1821 starb.

Ludwig Heinrich Christian Hölty, den wir ebenfalls unter den Göttingern nennen müssen, war am 21. Dezember 1748 zu Mariensee im Hannoverschen als der Sohn eines Landpredigers geboren. Er studierte Theologie, starb aber schon am 1. September 1776. Seine elegischen Gedichte haben einen anerkannten Werth, obgleich ihn Manche eine übertriebene Sentimentalität und Mangel an Kraft zum Vorwurf machen.

Ein eifriges Mitglied des Hainbundes war außerdem Johann Martin Miller, Sohn des Professors der orientalischen Sprachen und Predigers am Münster zu Ulm, geboren den 3. September 1750 und gestorben als erster Prediger und Dehan am Münster zu Ulm am 21. Juni 1814. Miller war der Verfasser des bekannten Siegwart, welches bei seinem Erscheinen einen so unglaublichen Beifall fand, daß es in unzähligen Auflagen gedruckt und gleichzeitig in sechs Sprachen übersetzt wurde. Zwar soll sich der Verfasser durch seine Herzlichkeit und Einfachheit, die in seinen Arbeiten vorherrschen, bei der Menge beliebt gemacht haben, aber dennoch konnte sich der Beifall nicht lange halten, den er durch diese feinsinnige, in Empfindelkeit ausartende Zartheit zu erlangen bemüht war, und so war ein Zeitraum von kaum zweimal zehn Jahren hinreichend, den Verfasser jenes Werks, welches man mit solchem Enthusiasmus aufgenommen, nicht nur vergessen, sondern auch zur Zielscheibe des allgemeinen Spottes zu machen. Seine übrigen Romane und Gedichte tragen ebenfalls den Character des Siegwart an sich.

Noch nennen wir Karl Friedrich Kramer, Sohn des berühmten Kanzelredners und theologischen Schriftstellers Johann Andreas Kramer, geboren am 7. März 1752 zu Quedlinburg, später Professor zu Kiel, sah sich wegen des Enthusiasmus, mit welchem er die französische Revolution begrüßte, veranlaßt, diese Stelle niederzulegen und ging nach Paris, wo er am 8. December 1807 starb; — Johann Anton Leisewitz, geboren den 9. Mai 1752 zu Hannover, gestorben den 10. September 1806 zu Braunschweig, hauptsächlich bekannt durch sein Trauerspiel: Julius von Sarent; — Ludwig Philipp Hahn, den 22. März 1746 zu Trippstadt in der Pfalz geboren und 1813 zu Zweibrücken gestorben; — und endlich noch, Heinrich Christian Boye, dessen eigene poetische Leistungen allerdings von geringerem Werthe sind, der sich indessen durch seine einsichtsvolle Kritik um Deutschlands Dichtkunst ein sehr bedeutendes Verdienst erwarb. Er war zu Möllendorf im Holstein'schen am 19. Juni 1744 geboren und starb als königlich dänischer Etatsrath ebendasselbst am 3. März 1806.

Swar wären an dieser Stelle unseres Werkes noch andere Namen zu nennen, oder diejenigen, welche wir genannt haben, ausführlicher zu behandeln, aber leider muß dies der bereits angeführten Ursache wegen unterbleiben; alle diese Männer trugen aber theils mehr, theils minder zur Vervollkommnung der deutschen Dichtkunst bei, und mit dankbarer Anerkennung müssen wir ihrer und ihres Strebens, die deutsche Nationalität in Poesie und Sprache, in vollkommener Reinheit darzustellen, anerkennen.





gez. u. radirt v. A. Müller.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Gottfried August Bürger.

Lenore.



Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?“
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben?

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sieg und Sang
Mit Paukenschall und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reifern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!“ rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!“ manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch Keiner war, der Kunde gab.
Von Allen, so da kamen.
Als nun der Zug vorüber war,
Zerraupte sie ihr Nabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthender Gehehrde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr; —
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?“
Und schloß sie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen,
O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf, Gott, hilf! Sieh' uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Gott, Gott erbarmt sich unser!“ —
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen.“

„Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sacrament
Wird deinen Jammer lindern!“ —
„O, Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sacrament!
Kein Sacrament kann Leben
Den Todten wieder geben.“

„Hör', Kind! wie, wenn der falsche Mann
Im fernem Ungarlande
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen.“

„O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
D wär' ich nie geboren!
Lich' aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen!
O weh, o weh mir Armen!“

„Hilf, Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Junge spricht.
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach! Kind, vergiß dein irdisch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen.“ —

„O, Mutter! Was ist Seligkeit!
O, Mutter! Was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit
Und ohne Wilhelm, Hölle! —
Lich' aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.“ —

So wüthete Verzweiflung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Berschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die gold'nen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trap trap trap,
Als wie von Rosses Hufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! — und horch! der Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling:
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„Holla, holla! Thu' auf mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinst oder lachst du?“
„Ach, Wilhelm, du? So spät bei Nacht?
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du her geritten?“

„Wir satteln nur um Mitternacht;
Weit reit' ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen.“ —
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind,
Den Hageborn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwärmen!“ —

„Laß sausen durch den Hageborn!
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm', schürze, spring' und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen.“ —

„Ach, wolltest hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und herch! es brummt die Glocke noch,
Die eils schon angeschlagen.“ —
„Sieh hin, sieh her! Der Mond scheint hell.
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe dich zur Bette
Noch heut ins Hochzeitbette.“ —

„Sag an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?“ —
„Weit, weit von hier! Still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ —
„Hat's Raum für mich?“ — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring' und schwinde dich!
Die Hochzeitsgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.“ —

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Ritter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre hurre, hey hey hey!
Ging's fort in saufendem Galepp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Ager, Halb' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Grant Liebchen euch? Der Mond scheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten schnell!
Grant Liebchen euch vor Todten?“ —
„Ach nein! — Doch laß die Todten!“ —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? —
Horch Glockenklang! Horch Todtenfang:
„Laßt uns den Leib begraben!“
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug,
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unferuf in Leichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ ich heim ein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff, und sprich den Segen
Ch' wir zu Bett uns legen!“ —

Still Klang und Sang. — Die Wahre schwand.
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's, hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hey hey hey!
Ging's fort in saufendem Galepp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Baum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Grant Liebchen euch? — Der Mond scheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten schnell!
Grant Liebchen euch vor Todten?“
„Ach! laß sie ruh'n, die Todten.“

Sieh' da! sieh' da! am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich beim Mondenlicht,
Ein lustiges Gefindel. —
„Sasa! Gefindel, hier! Komm hier!
Gefindel! komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wenn wir zu Bette steigen!“ —

Und das Gefindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselte.
Und weiter, weiter, hey hey hey!
Ging's fort in saufendem Galepp
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
 Wie flog es in die Ferne!
 Wie flogen oben überhin
 Der Himmel und die Sterne! —
 „Graut Liebchen euch? — Der Mond scheint hell!
 Hurrah! Die Todten reiten schnell!
 Graut Liebchen euch vor Todten?“ —
 „O, weh! laß ruh'n die Todten!“ —

„Rapp! Rapp! Mich dünkt, der Hahn schon ruft;
 Bald wird der Sand verrinnen. —
 Rapp! Rapp! Ich wittre Morgenluft —
 Rapp! tummle dich von hinnen! —
 Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
 Das Hochzeitbette thut sich auf!
 Die Todten reiten schnelle!
 Wir sind, wir sind zur Stelle!“ — —

Rasch auf ein eisern Sitterthor
 Ging's mit verhängtem Bügel.
 Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
 Zersprengte Schloß und Niegel.
 Die Flügel flogen klirrend auf,
 Und über Gräber ging der Lauf.
 Es blickten Leichensteine
 Rund um im Mondenscheine.

Ha sieh! Ha sieh! im Augenblick,
 Ouhu! ein gräßlich Wunder!
 Des Reiters Koller, Stück für Stück,
 Fiel ab wie mürber Zunder,
 Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
 Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
 Sein Körper zum Gerippe
 Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild sanob der Rapp',
 Und sprühte Feuersfunken;
 Und hui, war's unter ihr hinab
 Verschwunden und versunken.
 Geheul, Geheul aus hoher Lust,
 Gewinsel kam aus tiefer Gruft;
 Lenorens Herz mit Wehen
 Rang zwischen Tod und Leben.

Rund tanzten wohl bei Mondenglanz
 Mund um herum im Kreise
 Die Geister einen Kettentanz,
 Und heulten diese Weise:
 „Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht
 Mit Gott im Himmel hadre nicht!
 Des Leibes bist du ledig;
 Gott sei der Seele gnädig!“

Lied.

u mit dem Frühlingsangeichte,
 Du schönes blondes Himmelstkind,
 An Deiner Anmuth Rosenlichte
 Sieht sich mein Auge noch halb blind!

Nach etwas durst' ich lang' im Stillen;
 Nach einem Labekuß von Dir.
 Den gib mir nur mit gutem Willen,
 Sonst nehm ich rasch ihn selber mir!

Und sollte dich der Raub verdriessen,
 So geb ich gern den Augenblick,
 Die Schuld des Frevels abzubüssen,
 Ihn hundertfältig Dir zurück.

Hummellied.

Die Buben sind den Hummeln gleich:
 Ihr Mägdelein mögt euch hüten!
 Sie schwärmen durch des Lenzes Reich,
 Um Blumen und um Mäthen.
 Sie schwirren her, sie schwirren hin,
 Mit Sehnen und mit Stöhnen;
 Und können ihren Leckerfress
 Des Honigs nicht entwehnen.

Die Unschuld ist dem Honig gleich.
 Die Hummeln nahen sich leise.
 Ihr Honigblümlein, hütet euch
 Vor ihrer losen Weise!
 Sie tippen hin, sie nippen da,
 Erst mit den Saugerspißen,
 Bis sie, so schnell sich spricht ein Ja,
 Im Honigfelde sitzen.

Die Mägdelein sind den Blumen gleich,
 In ihren Frühlingstagen.
 Sie blühen gesunder, wenn sie reich
 Des Honigs Fülle tragen.
 Zertummelt da, zertummelt hier,
 Wird jede krank sich fühlen.
 Drum, süße Blümlein, laßt euch nie
 Den Honigfeld zerwählen!

Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

Der befreite Sklave.



Gottlob, daß keine Kette mehr
An diesem Arme flirrt,
Kein Teufel mit gezückter Wehr
Mich Rudernden umirrt!

Der Blitz des Christen fraß dein Boot,
Du wüthiger Korsar;
Sein Donner brüllte Höll und Tod
Auf deine Räuberschaar.

Da wimpelte das Siegespanier,
Da tönte Siegesgesang,
Die Eisenkett' entflirrte mir
An meiner Ruderbank.

Der ganze Himmel schwebt um mich,
Die Schöpfung ist mir neu:
Dich hab' ich, süße Freiheit, dich!
Gott! frei bin ich, bin frei!

Nun flieg ich meinem Rheine zu,
Nach dem ich oft geweint,
Und find' an seinen Ufern Ruh',
Ein Weib und einen Freund.

Und trink' aus einem ird'nen Krug,
Mit Weinbeerblüth' umlaubt,
Und trinke jedem Fürsten Fluch,
Der uns die Freiheit raubt;

Und Segen jedem braven Mann,
Des Herz für Freiheit schlägt.
Der gerne wider dich, Tyrann,
Die Freiheitsfahne trägt.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Romanze.



In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolphs Heldenarm,
Rudolphs, den die Schlacht erfreute,
Rudolphs, welcher Frankreich schenkte
Und der Sarazenen Schwarm.

Er, der Letzte seines Stammes
Weinte seiner Söhne Fall:
Zwischen moosbewachsenen Mauern
Lönte seiner Klage Trauern
In der Zellen Wiederhall.

Agnes mit den gelbten Locken
War des Greises Trost und Stab;
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte sie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.

Ach! sie weinte selbst im Stillen,
Wenn der Mond in's Fenster schien.
Albrecht mit der offenen Stirne
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn!

Aber Horst, der hundert Krieger
Unterhielt in eig'nem Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfocht'nen Fahnen,
Und der Vater war ihm held.

Ginst beim freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiße Hand,
Ihre sanften Augen strebten
Ihn zu strafen, ach! da bebten
Thränen auf das Busenband.

Horst entbrannte, blickte seitwärts
Auf sein schweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Jener sprühte
Aus den Augen wild umher.

Drohend warf er seinen Handschuh
In der Agnes keuschen Schoß;
„Albrecht, nimm! In dieser Stunde
Harr' ich dein im Mühlengrunde!“
Kaum gesagt, schon floh sein Kopf.

Albrecht nahm das Fehdzeichen
Kuhig, und bestieg sein Ross;
Freute sich des Mädchens Zähne,
Die der Lieb' und ihm zur Ehre
Aus dem blauen Auge floß.

Röthlich schimmerte die Rüstung
In der Abendsonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Lönte weit umher die Erde,
Und die Hirsche flohn in's Thal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die beläubte Agnes sich,
Sah die blanken Speere blinken
Sah — den edlen Albrecht sinken,
Sank, wie Albrecht, und verblieb.

Bang' vor leiser Ahnung spornet
Horst sein schaumbedecktes Pferd;
Höret nun des Hauses Jammer
Silet in des Bräuleins Kammer
Starrt und stürzt sich in sein Schwert.

Rudelyh nahm die kalte Lechter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zwei lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verschied in stummen Garm.

Lied eines deutschen Knaben.

Mein Arm ist stark! und groß mein Muth,
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut:
Ich bin der Väter werth!

Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand!
Ich stürb' o Vater, stolz wie du,
Den Tod für's Vaterland!

Sehen früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg!
Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.

Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenblacht;
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Bassa zugebacht!

Als neulich unser Krieger Schaar
Auf dieser Straße zog,
Und, wie ein Vogel, der Husar
Das Haus vorüberflog;

Da gaffte starr, und freute sich
Der Knaben froher Schwarm:
Ich aber, Vater, härmte mich,
Und prüfte meinen Arm.

Mein Arm ist stark und groß mein Muth!
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut,
Ich bin der Väter werth!



ges. u. radirt v. A. Müller.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Christian Graf zu Stolberg.

Kaiser Albrecht vor Zürich.

ant ein Schloß des Thalgesäßdes
Zwischen See und Weingebirg',
Unterm Schutze des Bürgerbildes,
Ruht die Alpentochter Zürich.

Ihres Fleisches Hab'! — (ach, saget,
Was ist, das zu Frevellust
Nicht der Wurm, der rastlos naget,
Reizt in der Tyrannen Brust?)

Ihres Fleisches Hab' erbißte
Albrechts Bier — schon häubte Kies
Unter Sohl' und Fuß', schon blißte
Wiederstrahlend Schwert und Speiß.

Zahllos säumten Albrechts Ritter
Gegen Zürich; der Berge Haupt,
Dränend, stammend wie Gewitter,
Deckt das Heer, das sengt und raubt.

Söhnend schau'n sie auf der Bürger
Schaar hinab, berauscht im Wahn
Ihres Sieges, schon als Bürger
Wepend ihren Tigerzahn.

Was vermag dein Häuflein, gute
Zürich, und was der Lappern Bund?
Lobt sich nicht an deinem Blute
Mergen schon der Feinde Schlund?

Gott und Zürich! Der Besung Glaube
Läuscht uns nicht, ist uns der Bürg'
Unser Rettung! — Komm' und raube
Ihn uns Albrecht: Gott und Zürich!

Leis' im Frauenkreise flüßert
Bei der Kunkel guter Rath,
Von der Dämm'ring Hüll' undüßert,
Gilen Dien' und Weib zur That:

Gilen in das Zeughaus, wählen
Wehr und Rüstung jede Augs;
Männerschmuck und Waffen hehlen
Läuschend schlanken Weiberwuchs.

Unterm Helm empörend, wallend
Thürmt sich Loth' und Flechtenkranz;
Hell vom blanken Harnisch prallend
Strahlt ihr Bild im Heldeglanz.

Sträubend drängt die weiche, warme
Brust sich in den kalten Stahl;
Schwert am Gürtel, Schild am Arme
Geht's hinab vom Waffensaal.

Schimmernd in der Morgenröthe
Purpur, bei der Fahne Wehn,
Zieh'n sie; Sang und Horn und Flöte
Hall'n in's Thal und auf die Höhen.

Sagt, Heldinnen, sagt, belebte
Männermuth das zarte Herz
Ungezaubert? Oder lebte
Göpenland Euch unterm Erz? —

„Nag's doch, wie an's Ei das Läubchen
Pickt, geklopft uns haben! — Sei's!
Raubt der Helm, 's giebt das Häubchen
Weiblichkeit, des Weibes Preis?“ —

„Jene lebten mehr! In Heere
Sagt die Furcht; schon wähnt sie, Bern
Send' uns ihre Jugend, mehre
Unsre Kraft, die Heldin Bern.“

„Ha, sie lebten mehr! Sie kriegten
Nicht mit uns, es schwieg ihr Droh'n.
Weiber kamen, sahen, siegten!
Stolze Fürstenheere flohn.“

Johann Heinrich Voß.

Reigen.



Sagt mir an, was schmunzelt ihr?
Schiebt ihr's auf das Kirneßbier?
Daß ich so vor Freude krähe,
Und auf einem Bein mich drehe?
Schurken um und um!

Kommt die schmutze Vindereln
Euch denn gar nicht in den Sinn,
Die mich wirft mit Haselnüssen,
Und dann schreit: Ich will nicht küssen!
Nun, so schert euch zum . . .!

Diesen Strauß und diesen Ring
Schenke mir das kleine Ding!
Seht, sie hercht! Komm her, mein Engel!
Tanz' einmal mit deinem Bengel!
Dudelbidel dum!

Kiebler, siedelt nicht so lahm;
Wir sind Braut und Bräutigam!
Siedelt frisch; ich mach' es richtig!
Und bestreicht den Wogen tüchtig
Mit Kalkonium!

Polnisch muß hübsch lustig gehn,
Daß die Röcke hinten wehn!
Wart', ich werd' euch 'mal furanzen!
Meint ihr, Trödler, Wären tanzen
Hier am Seil herum?

Heißa lustig! nun kommt her!
Unten, oben, kreuz und quer,
Laß uns Arm in Arm verschränken,
Und an unsern Brauttanz denken!
Heißa! rund herum!

Ha! wie schön das Hackbrett summt,
Und der alte Brummbach brummt!
Ha! wie drehn sich rings ohn' Ende
Hüt' und Hauben, Thür' und Wände!
Dudelbidel, dudelbidel dum!
Dudelbidel dum dum dum!

An Selma.

Denkt mein Mädchen an mich? Balsamischer duftet der Garten
 Nach dem Regen, und Glanz träufelt am grüneren Busch.
 Aber ich hefte den Blick auf den Bach, der voller hinabstürzt,
 Gleite sanft wie ein Traum gegen die schäumende Fluth,
 Und mein horchendes Ohr hört leisen Laut, wie des Mädchens
 Liebe seufzendes Ach, tief in des Falles Geräusch.
 Denkt mein Mädchen an mich? und erfüllt mit zitternder Ahnung
 Hier in Blumengedüst, etwa ihr Engel mein Herz?
 O so beschwör' ich dich bei des Mädchens reinsten Empfindung,
 Die ihr mit Himmelwonn' Augen und Wangen verklärt;
 Zeige mir die Gestalt der Herrlichen, welche voll Tiefinn,
 Fern auf verlassener Spur, ihres Erlorenen denkt!
 Irrt sie im bunten Thale, von frohen Gespielen genöthigt,
 Stumm, den grünen Hut über die Augen gesenkt;
 Pflückt ohn' Absicht Blumen, und springt jetzt freudig zur Blüthe
 Jenes Hellsunders, der einst unsere Küsse verbarg?
 Oder zum rieselnden Quell, den in holder Hand sie bei Mondschein
 Einst zu trinken mir bot? Spielte sie zögernd im Quell,
 Unachtsam des Getändels um sie; und lächelt vergebens
 Ihr die Freundin ins Ohr: Mädchen, du bist ja so still?
 Oder sitzt sie einsam im grünen Dunkel der Laube,
 Auf der Stelle, wo einst mir an dem Herzen sie lag?
 Die ihr die sonnigen Blätter mit duftender Kühle durchathmet,
 Weht mir den Rosenbusch, freundliche Weste, zurück!
 Ach! sie lehnt die Stirne, von braunen Locken umflattert,
 Hingesenkt auf die Hand, an den gebogenen Arm;
 Thränen neigen die Hand und die glühende Wange; sie seufzet,
 Nennet mich, und schwer zittert ihr Busen empor.
 Selma, Selma! weine nicht so! Du weinst um mich zwar;
 Aber es bricht mir das Herz, Wüste, dich weinen zu seh'n.
 Der mit segnendem Blicke so ähnlich unsere Seelen
 Schuf, so wunderbar uns beide vereinigte, Gott,
 Unser Vater, beschied uns Trennungen; aber nicht zürnend
 Bald vereint uns, bald! wieder ein ewiger Bund!
 Still! sie athmet leis, auf die müde geweinten Wimper
 Wießt mein Genius ihr duftigen Schlummer herab,
 Und umstrahlt ihr den Geist mit des heiligen Tages Erscheinung,
 Der den Locken der Braut Rosen und Myrthen umflieht:
 Athemlos umarmt sie des Bräutigams Bild, und mit holdem,
 Wollust schmachtendem Laut drückt sie ihn fester ans Herz,
 Bebt! und wie Abendroth auf regenbeträufelter Rose,
 Schimmert ein Lächeln sanft über ihr nasses Gesicht.

Die kleine Näherin.



Schwesterchen, mein Finger thut
Mir so wehe!
Leih mir deinen Fingerhut,
Daß ich nähe;
Oh Mama zu fragen kömmt:
Kind, wie weit das neue Hemd?

Bald mit Liebe neckt' er mich,
Bald mit Tadel;
Pflöglich hat er einen Stich
Von der Nadel:
So entriß der Nimmergut
Mir im Horn den Fingerhut.

O ich rang, das glaube du,
So gewaltig!
Stich nur, laßt' er, stich nur zu;
Dies behalt' ich!
Und im Ringen, o Verdruß!
Raubt' er mir noch einen Kuß!

Schwester, mehr wie einen Zoll
Bist du größer;
Wie man was vertuschen soll,
Weißt du besser.
Mutter, sag' ich, suche doch!
Mänschen frug ihn wohl in's Loch!

Huldigung.



Wen glänzt des Himmels Bläue,
Weit umher die schöne Flur,
In des großen Tempels Freie
Schwör' ich Kreut,
Gottes Abglanz, dir, Natur!

Wich, o Geist, des Wahnes Schranken,
Wo dich Ort geengt und Zeit!
Auf zu Gott entfluch mit franken
Lichtgedanken,
Gudlos durch Unendlichkeit!

Schau, wie hehr und wunderkräftig
Alles strahlt, so hoch du drangst!
Vater, gut und weiß' und mächtig,
O wie däht' ich
Dein mit Schwermuth, dein mit Angst?

Aller Wesen Stimm' erhebet:
Gott ist Gott! in hellem Chor.
Wo ein Staub sich regt und lebet,
Alles strebet
Zu der Geister Wonn' empor.

Allem Volk in's Herz geschrieben
Ward sein ewiges Gebot:
Keine Menschlichkeit zu üben;
Nur zu lieben
Gott in uns, im Bruder Gott!

Ueberall ertönt von Allen
Fromme Sehnsucht, frommer Dank.
Gott vernimmt mit Wohlgefallen
Dort das Lallen,
Dort gereistern Lobgesang.

Wunderbar durch Glanz und Trübe
Wird der Geist uns angefaßt.
Ob der Staub um uns zerfliehe;
Gottes Liebe
Läutert auch durch Todesnacht

Friedrich v. Schiller.



u den reich begabten, aber eben so seltenen Dichtern, die vermöge der Mannichfaltigkeit und der Vielseitigkeit ihres Talentes nach so vielen und so verschiedenen Richtungen hin gleich Herrliches und Vortreffliches leisten, die einen jeden Gegenstand, dem sie sich nahen und den der warme, belebende Hauch ihrer Poesie anweht, aus dem starren, nächtigen Tode zum Leben wach rufen, zum frischen, freundigen, sonnigen Leben, wie es die wunderschöne Sage der Allen von der Lezer und dem Gesange des Orpheus und Arions erzählt, zu jenen Dichtern, deren Name fortklingen wird noch nach Jahrtausenden in der gewaltigen Sauberkraft ihres Liedes, zu jenen Männern, auf welche das Land stolz ist, welches sie hervorgebracht, gehört vor Allen, Er, Friedrich von Schiller.

Der Raum, welchen uns diese Blätter bieten, ist zu gering, auch nur den Versuch zu machen, dem gewaltigen Geist des gottbegabten Sängers überall dahin zu folgen, wohin ihn der mächtige Genius geführt; Talente, die sich bei Andern einzeln finden, oder doch in ihrer Verbindung sich gegenseitig in ihrer Wirkung beeinträchtigen, finden wir bei ihm in schönem, harmonischen Einklange, und so ist es nicht der Dichter allein, den wir in ihm bewundern, nein, wir müssen ihm auch als Philosophen, als Kritiker, als Geschichtschreiber, in allen Beziehungen die vollkommenste Anerkennung zu Theil werden lassen, und wenn es diese Richtungen besonders wären, jede einzeln eine für sich besondere Besprechung erfordert, bleibt uns hier nichts weiter übrig, als den Dichter in seinem Gesamtwirken, so gut als es unserer Feder gelingen mag, dem Auge des Lesers vorzuführen.

Es ist wohl ziemlich allgemein bekannt, daß Schiller am 10. November 1759 zu Marbach im Württembergischen geboren ist; sein Vater, Offizier in der herzoglichen Armee, bestimmte den Knaben ebenfalls für den Militärstand, und so wurde dieser bereits in seinem vierzehnten Jahre auf die Militär-Akademie in Stuttgart geschickt, die damals unter den Bildungsanstalten in Deutschland einen sehr bedeutenden Platz einnahm, wo er bis zum Jahre 1780 verweilte und nach seinem Austritt als Regimentsarzt in Stuttgart angestellt wurde. — Die strenge Disciplin, welche in der Akademie herrschte und der Eifer womit die Lehrer für das praktische Wissen ihrer Zöglinge zu sorgen bemüht waren, hatten indessen den Funken der Poesie, der tief und mächtig in der Seele des jungen Mannes erglühte, nicht zu erlödten vermocht, und nachdem er schon früher sich in dramatischen Arbeiten versucht, die er indessen mit selbstständiger Kritik verwarf und vernichtete, schuf der achtehnjährige Jüngling jenes gigantische Werk ungezügelter Kraft, die Räuber, mit denen er, nachdem er die Akademie verlassen, zuerst öffentlich auftrat. — Aber lassen wir ihn über diese Arbeit und zugleich über die Tage, welche er bis dahin verlebt hatte, selbst sprechen: „Früh verlor ich mein Vaterland,“ sagt er; „um dasselbe gegen die große Welt einzutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Ach!

Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entstehen, die mir eine Fetter waren, schweifte mein Herz in eine ideale Welt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher sie eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen, — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguss Eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich los sagte, — unbekannt mit der Neigung freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife; Eine, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffneten sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein; — unbekannt mit Menschen und Menschenherrschaft, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Geiselschlag der Subordination und des Genius in die Welt schle. — Ich meine die Räuber. — Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat der Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unmöglichen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete. —

Wenn wir Schiller sündlich mit Göthe vergleichen, so besteht der Unterschied zwischen beiden vor allem Anderem darin, daß Göthe die Natur und das ihn umgebende Leben mit poetischem Gemüthe auffasste und so aus der äußeren Erscheinung des ihn Umgebenden seine Dichtungen schuf, Schiller dagegen ging von der Idee aus und suchte diese Idee in seinen Dichtungen zu verkörpern und zu veranschaulichen. So ruft er selbst in einem seiner Epigramme Jenem zu:

Wahrheit suchen wir Beide, du Augen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie Jeder gewiß, o
Ist das Auge gesund, so begegnet es Augen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Von diesem Standpunkte aus, den uns der Dichter selbst bezeichnet, muß man ihn auch beurtheilen, um ihn ganz und gar würdigen zu können. Freilich ist es gefährlich einem solchem Princip zu folgen, das uns leicht mit der wirklichen Welt in Widersprüche verwickeln kann, und dies ist ihm auch von seinen Gegnern jederzeit zum Vorwurf gemacht worden. Aber die Idee, die sein innerstes Gemüth ausfüllte und somit seinen Dichtungen jederzeit zur Basis diente, war der universelle Gedanke der Freiheit und der Haß gegen das Unwürdige und Gemeine. — So ist auch sein ganzes Dichten und Streben nur als ein Kampf des Sittlichguten gegen das Böse zu betrachten, und wenn jemals ein Dichter seiner ehrenfesten, durch nichts zu erschütternden Gesinnungen wegen die vollkommenste Hochachtung verdient, so ist Schiller derselben vor allen Andern würdig. Und in diesem steten Kampfe, diesem ewigen Ringen nach dem Ideal, welches in seinem innersten Dichterbusem wohnte, opferte er freudig den Zweck seines ganzen Daseins, ja dieses Dasein selbst.

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens

sagt sein großer Freund von ihm, gezwungen bei dem Nebenbuhler das anzuerkennen, was ihm selbst fehlt.

Wenn wir indessen dem Lebenslaufe des Dichters weiter folgen, so sehen wir ihn bald genug, nachdem er seine Stelle als Regimentsarzt angekreten, Stuttgart verlassen; das Nationalgefühl eines Graubündtner, welches sich durch eine Stelle in den Räubern gekränkt fühlte, gab die Veranlassung dazu, denn auf die Beschwerde dieses guten Mannes verbot der Herzog dem Dichter fernerhin etwas drucken zu lassen, und so nahm Schiller seinen Abschied und ging nach Mannheim, wo er im Jahre 1782 Theaterdichter wurde, während ihm zu gleicher Zeit die dortige kurfürstlich deutsche Gesellschaft zu ihrem Mitgliede aufnahm. — Hier unternahm Schiller

seine Thalia und bald nachher erschienen die beiden Trauerspiele: *Fiesko* und *Kabale und Liebe*.

Später verließ er Mannheim und ging nach Mainz, wo er seinen Don Karlos begann, und nachdem er dort die Bekanntschaft des Großherzogs von Weimar gemacht, begab er sich nach Dresden, wo er die dortige Bibliothek ganz besonders dazu benutzte, die nöthigen Notizen über Philipp den Zweiten zur Vollendung seines Don Karlos aufzusuchen. Angezogen von dem tiefem Studium, schrieb er damals seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. Sein zweites historisches Werk, die Geschichte des dreißigjährigen Krieges erschien in dem Taschenkalender für Damen 1790 bis 1793. Diese beiden Werke, welche einem ganz verschiedenen Genre angehören, als den, in welchem der Dichter sich bisher bewegt hatte, fordern nichts desto weniger die allgemeinste Anerkennung, und Johannes von Müller selbst konnte seine Bewunderung nicht versagen, denn in einer Beurtheilung derselben vergleicht er ihr klassisches Verdienst mit dem, welches sich Thucydides durch seine Beschreibung des peloponesischen Krieges erworben.

Seinen Don Karlos vollendete Schiller in Sohlis, einem Dorfe bei Leipzig, wo sein Freund, der Buchhändler Götsche ihn auf seinem Landsthe gastlich aufnahm. Der Don Karlos scheint ihn selbst wenig befriedigt zu haben, und an mehreren Orten spricht er sich selbst darüber aus; auch wollte er es nicht auf die Bühne gebracht sehen, und nannte es vielmehr ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause.

Inzwischen hatte er bereits im Jahre 1784 vom Herzoge von Weimar den Rathstittel erhalten und nahm, nachdem er 1787 seinen Aufenthalt in Leipzig mit dem in Weimar vertauscht, eine außerordentliche Professur in Jena an. Hier begann er seine Memoiren, während er sich zu gleicher Zeit dem Studium der Philosophie mit allem Eifer hingab. Von allen Seiten kamen zu jener Zeit Beweise der Anerkennung seines Verdienstes; der Landgraf von Hessen-Darmstadt ertheilte ihm im Jahre 1788 den Rathstittel, zwei Jahre darauf wurde er vom Herzog von Meiningen zum Hofrath ernannt; die französische Republik ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht, und der deutsche Kaiser erhob ihn im Jahre 1803 in den Reichsadelstand. Damals schrieb er seinen *Wallenstein*, aber bald nachdem er dies bedeutsame Werk vollendet, versiel er in eine gefährliche Krankheit, und nachdem er von derselben genesen, begab er sich, seinen früheren Beruf und Geschäften entsagend, nach Weimar. Dort in der Gesellschaft der geistreichsten Männer damaliger Zeit schuf er seine *Maria Stuart*, die *Jungfrau von Orleans*, *Braut von Messina* und *Wilhelm Tell*. Im Jahre 1804 reiste er nach Berlin, um dort der Aufführung seines *Tell* beizuwohnen; die ehrenvollsten Auszeichnungen wurden ihm dort zu Theil, aber kränkelnd kehrte er nach Weimar zurück wo er seine Gesundheit wieder herzustellen hoffte. Und wirklich schienen sich seine Hoffnungen zu verwirklichen, man glaubte ihn auf dem Wege zur Genesung, als ihm am 9ten May 1805 der Tod eben so unvermuthet als plötzlich überraschte.

Nie ward der Tod eines Dichters tiefer und allgemeiner betrauert, als der Schiller's, aber dennoch war es ein schönes Loos gerade in dem Augenblick zu sterben, als er sich auf dem Gipfel der höchsten Vollkommenheit befand, welchen er in seinen letzten Arbeiten erreicht hatte.

Wir haben indessen noch nichts über seine profaische Arbeiten, seine Uebersetzungen verschiedener Schauspiele und vor allen über seine Gedichte gesagt — aber was wäre uns über diese zu sagen übrig? Ein Jeder kennt sie und sie sind im Munde des Volkes und werden es bleiben so lange deutsches Wort und deutsche Sprache nicht verloren gegangen sind. Ueberall erkennen wir den Meister; in seinen Liedern, unter denen sein Lied an die *Freude* obenansteht, in seinen Oden, wie die *Macht des Gesanges* und andere, in der *Hymne*, der *Dithyrambe*, in der *Elegie*, der *Parabel*, dem *Epos*, der *Romanze*, in dem *Epigramm* und der *didactischen Poesie*, überall hat er gleich Vortreffliches geleistet, und wenn wir dem Leser noch ein Gesammturtheil über des Dichters Wirken und Schaffen geben wollen, so sehen wir die Worte Friedrich von Schlegels hierher, der sich in seiner *Literaturgeschichte* folgendermaßen über ihn ausspricht: „Wenn auch zwischen seiner Poesie und unserer Bühne noch einige Disharmonie bleibt, so ist Schiller doch als der wahre Begründer unseres Dramas zu betrachten, der die eigentliche Sphäre desselben und die ihm angemessene Form am glücklichsten getroffen hat. Er war ganz dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen und philosophischen Werke sind nur als Studien und Vor-

übungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie das am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte und wie wenig er in sich zur vollkommenen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinen unbefriedigten Geist Genüge zu leisten, hervor. Er ist durchaus im Zweifel stehen geblieben, daher weht uns selbst aus seinen edelsten lebendigsten Werken bisweilen der Hauch einer inneren Kälte entgegen. Einige sind der Meinung gewesen, das Studium der Philosophie sei ihm schädlich gewesen auch für die Kunst, allein im Zweifel besangen war er schon früher und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das erste gelten, und ist wichtiger, als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese historischen und philosophischen Zurichtungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben, als zu tadeln sein. Nicht durch eine noch so große Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theaterdichter wird bei uns die Bühne ausblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Spekulation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch betrieb und so gründlich er sie auch meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für seinen Zweck vollendet waren."

Was die äußere Erscheinung Schillers anbetraf, so vereinten sich in ihm auch hier jene Eigenschaften, die wir in seinen Werken bewundern. Seine lange, hagere Figur, sein bleiches, kränkliches Aussehen waren zwar nicht geeignet im ersten Augenblick einen besonders günstigen Eindruck für ihn hervorzurufen, aber aus seinem großen blauen Auge blickte das Feuer seines gewaltigen Geistes, und seine hohe, freie Stirn verkündete männliche Energie und Entschlossenheit, das treue Abbild seiner markigen Worte:

Festen Muth in schweren Leiden
Hülfe, wo die Unschuld weint
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder! gelt es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen
Untergang der Lügenbrut!





F. v. Schiller

Der
Graf von Habsburg.



gez. u. radirt v. A. Müller.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Der Graf von Habsburg.



u Raden in seiner Kaiserpracht
Im alterthümlichen Saale,
Sah König Rudolph's heilige Macht
Bel'm festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins.
Und alle die Böhler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balken
Das Volk in freund'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge:
Denn geendigt nach langem, verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind umher waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Vente zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldenen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzt das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir betwoge die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.“

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langem Kalare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gehleicht von der Fülle der Jahre.
Süßer Wohlklang schlüß in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold.
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt,
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,“ spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Baldwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den stüchtigen Gensbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschloß.
Und als er auf seinem stattlichen Ross
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leibe des Herrn;
Veran kam der Mesner geschritten.“

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Kluthen geschwellt.
Das hemmte der Wandrer Tritte,
Und heisset legt jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst Du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lebenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und gibt ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und ihn selber auf seines Knappen Thier
Vergnügt noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Vescheiden am Jügel geführt.

„Nicht wolle das Gott! rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich besritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst Du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.

„So mög' Euch Gott, der allmächtige Herr,
Der das Flehen der Schwachen erhört,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt Ihn gehört.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blüh'n sechs liebliche Lösser.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spätesten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt da er dem Säng' in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Der Taucher.

 er wagt es, Rittermann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Söhlund?
Einen gold'nen Becher werf' ich hinab,
Verfählungen schon hat ihn der schwarze Mund,
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er sei sein eigen.“

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die scharf und steil
Hinaus hängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
 Vernehmen's und schweigen still,
 Sehen hinab in das wilde Meer,
 Und Keiner den Becher gewinnen will.
 Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
 „Ist Keiner, der sich hinunter waget?“

Doch Alles noch stumm bleibt, wie zuvor,
 Und ein Edelknecht, sanft und fest,
 Tritt aus der Knappen jagendem Chor,
 Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
 Und alle die Männer umher und Frauen
 Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsens Gang,
 Und blickt in den Schlund hinab,
 Die Wasser, die sie hinunterfölang,
 Die Charvde jetzt brüllend wiedergab,
 Und wie mit des fernern Donners Getöse
 Erschürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es waltet und siedet und brauset und zischt
 Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
 Bis zum Himmel sprühet der dampfende Gischt,
 Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
 Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
 Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
 Und schwarz aus dem weißen Schaum
 Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
 Grundlos, als ging's in den Hölletraum;
 Und reisend sieht man die brandenden Wogen
 Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
 Der Jüngling sich Gott befehlet,
 Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört, —
 Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült;
 Und geheimnißvoll über den kühnen Schwimmer
 Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
 In der Tiefe nur brauset es hohl,
 Und bebend hört man von Mund zu Mund:
 „Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“

Und hoßler und hoßler hört man's heulen,
 Und es harret noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würfst Du die Krone selber hinein
 Und sprächst: „Wer mir bringet die Kron',
 Der soll sie tragen und König sein!“
 Mich gelüßete nicht nach dem theuren Lohn.
 Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
 Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
 Schoß jäh in die Tiefe hinab;
 Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
 Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab, —
 Und heller und heller, wie Sturmes Saufen,
 Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es waltet und siedet und brauset und zischt,
 Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
 Bis zum Himmel sprühet der dampfende Gischt,
 Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
 Und wie mit des fernern Donners Getöse,
 Entfürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finstern, fluthenden Schooße,
 Da hebt sich's schwanenweiß,
 Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
 Und es rudert mit Kraft und mit emßigem Fleiß;
 Und er ist's und hoch in seiner Linken
 Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang' und athmete tief,
 Und begrüßte das himmlische Licht;
 Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
 „Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
 Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
 Hat der Brave gerettet die lebende Seele.“

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
 Zu des Königs Füßen er sinkt,
 Den Becher reicht er ihm kniend dar,
 Und der König der lieblichen Tochter winkt,
 Die fällt ihn mit funkelndem Wein bis zum
 Rande;
 Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang' lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigem Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“

„Es riß mich hinunter blitzeschnell;
Da stürzt mir aus selbigem Schwacht,
Wildstühend entgegen ein reißender Duell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.“

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten, schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Helsenriff,
Das ergaßt ich behend und entrann dem Tod,
Und da hing auch der Becken an spigen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.“

Denn unter mir lag's noch Berge tief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schauern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Wolden und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenraden.“

„Schwarz wimmelten da, in grauem Gemisch
Zu scheußlichem Klumpen geballt,
Der nachtlächte Noche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungefallt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsehlliche Hai, des Meeres Hyäne.“

„Und dahing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hüfte so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Rede.“

„Und schauernd dacht' ich's: — da froch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig.
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil: er riß mich nach oben.“

Der König dareob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becken ist Dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich Dir,
Geschnücht mit dem köstlichsten Edelstein,
Versuchst Du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was Du fahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde.“

Das hörte die Tochter mit weidern Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was Keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.“

Drauf der König greift nach dem Becken schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst Du den Becken mir wieder zur Stell',
So sollst Du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Eh'genahl heut noch umarmen,
Die jetzt für Dich bittet mit zartem Erbarmen!“

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgevalt
Und es blizt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erleiden und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.“

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.“

Die Kraniche des Ibykus.

Sum Kampf der Wagen und Gefänge,
 Der auf Korinthus Landesenge
 Der Griechen Stämme froh vereint,
 Zog Ibykus der Götterfreund.
 Ihm schenkte des Gefanges Gabe,
 Der Lieder süßen Mund Apell;
 So wandert er an leichtem Stabe
 Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergegrücken
 Afrokorinth des Wandrers Blicken,
 Und in Poseidons Fichtenhain
 Tritt er mit frommem Schauer ein.
 Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
 Von Kranichen begleiten ihn,
 Die fernhin nach des Südens Wärme
 In graulichem Geschwader zieh'n.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
 Die mir zur See Begleiter waren!
 Zum guten Zeichen nehm' ich euch;
 Mein Loos, es ist dem euren gleich.
 Von fernher kommen wir gezogen,
 Und stehen um ein wirtlich Dach;
 Sei uns der Gastliche gewogen
 Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

Und munter fördert er die Schritte
 Und sieht sich in des Waldes Mitte;
 Da sperren auf gedrängtem Steg
 Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
 Zum Kampfe muß er sich bereiten,
 Doch bald ermattet sinkt die Hand;
 Sie hat der Leiter zarte Saiten,
 Doch nie des Vogens Kraft gesannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
 Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
 Wie weit er auch die Stimme schickt,
 Nichts Lebendes wird hier erblickt.
 „So muß ich hier verlassen sterben,
 Auf fremden Boden, unbeweint,
 Durch böser Vudens Hand verderben,
 Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder;
 Da rauscht der Kraniche Gesieder.
 Er hört, — schon kann er nicht mehr seh'n, —
 Die nahen Stimmen fürchtbar kräh'n.

„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
 Wenn keine andre Stimme spricht,
 Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
 Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
 Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
 Erkennt der Gastfreund in Korinth
 Die Jüge, die ihm theuer sind.
 „Und muß ich so Dich wieder finden,
 Und hoffte mit der Fichte Kranz
 Des Sängers Schläse zu umwinden,
 Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste
 Versammelt bei Poseidon's Feste;
 Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
 Verloren hat ihn jedes Herz,
 Und stürmend drängt sich zum Prytanen
 Das Volk, es fordert seine Wuth,
 Zu rächen des Erschlag'nen Mauen,
 Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
 Der Völker stuhendem Gedränge,
 Gelocket von der Spiele Pracht,
 Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
 Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
 That's neidisch ein verborg'ner Feind?
 Nur Helios vermag's zu sagen,
 Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
 Setzt eben durch der Griechen Mitte;
 Und während ihn die Rache sucht,
 Genießt er seines Frevels Frucht.
 Auf ihres eig'nen Lemvels Schwelle
 Trogt er vielleicht den Göttern, mengt
 Sich dreist in jene Menschenwelle,
 Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedrängt sitzen, —
 Es brechen fast der Bühne Stützen, —
 Herbeigeströmt von fern und nah,
 Der Griechen Völker wartend da,
 Dumpf brausend wie des Meeres Wogen;
 Von Menschen wimmelnd wächst der Hauf
 In weiter stets geschweiften Wogen
 Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, wer die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Afiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Sängerküste
Des Chores grause Melodie.

Der streng und ernst nach alter Sitte
Mit langsam abgemessnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus,
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schließt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Rattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche bläh'n.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungsraubend, herzbethörend,
Schwallt der Grinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstoßen
Des Mordes schwere That vollbracht;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Sörlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß,
So jagen wir ihn eh'n' Ermatten, —
Verfehlen kann uns keine Reu! —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei.“

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär;
Und feierlich nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldigt der furchtbar'n Macht
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel sicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Iohannes!“ —
Und finster plötzlich wird der Himmel
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehen.

„Des Iohannes?“ — Der theure Name
Nührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well'
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Iohannes, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage
Und ahnend fliegt's mit Blitzesflage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Gummiden Nacht!
Der fromme Dichter wird gerochen;
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Nächt' er's im Busen gern bewahren.
Umsonst! der schreckensbleiche Mund
Nacht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es geh' n die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Stahl.



F. v. Schiller.

Ritter
Toggenburg.

gez. u. radirt v. A. Müller.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Handwritten text, possibly a page number or title, centered on the page.

Ritter Toggenburg.



Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet euch dies Herz,
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz!
Ruhig mag ich euch ersäheinen,
Ruhig gehen seh'n,
Eurer Augen süßes Weinen
Kann ich nicht verseh'n."

Und er hört's mit stummem Harne,
Reißt sich blutig los,
Presst sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Ross,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heiligen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm.
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselman;
Doch das Herz von seinem Gramme
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr;
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut,
Oestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut.“

Da verläßt er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen scheid er nimmer,
Noch sein treues Ross.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekant,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düster Leiden sah;
Harrtend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Sah er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte Stunden lang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Ruhig, engel mild.

Und dann legt er froh sich nieder,
Schlaf getröstet ein;
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Garrend ohne Schmerz und Klage
Bis das Fenster klang.

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte
Ruhig, engel mild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da.
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

Der Spaziergang.



Sei mir begrüßt, mein Berg, mit dem röthlich strahlenden Gipfel,
Sei mir, Sonne, begrüßt, die ihn so lieblich bescheint,
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, Euch säuselnde Linden,
Und den frohlichen Chor, der auf den Nesten sich wiegt,
Ruhige Bläue dich auch, die unermesslich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu Dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht,
Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechselnden Lauben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreiteten Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Alee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Wäste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt krauß's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in dustende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor,
Nur verstoßen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück,
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,

Ballet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei;
 Endlos unter mir sah ich den Aether, über mir endlos
 Blicke mit Schwindel hinauf, Blicke mit Schauern hinab.
 Aber zwischen der ewigen Höh und der ewigen Tiefe
 Trägt ein geländerter Steig sicher den Wanderer dahin.
 Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
 Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
 Sene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
 In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
 Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenhaltenden Gottes,
 Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand,
 Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
 Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
 Kimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße,
 Auf dem ebenen Strom gleiten die Flüsse dahin.
 Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
 Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
 Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
 Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.
 Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
 Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
 Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
 Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
 Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwacht,
 Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
 Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
 Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
 Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick?

Ein fremder

Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
 Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
 Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
 Stände seh ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
 Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
 Regel wird Alles und Alles wird Wahl und Alles Bedeutung,
 Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an:
 Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln
 Aus dem selbigen Kern hebt sich die thürmende Stadt.
 In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
 Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
 Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
 Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
 Sieh! da entbrennen in feurigem Kampf die eisernden Kräfte,
 Großes wirft ihr Streit, Größeres wirft ihr Bund.
 Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in tausend

Brüsten, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
 Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
 Hier auf dem theuern Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
 Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen
 In dem geweihten Bezirk feßliche Wohnungen ein,
 Herrliche Gaben bescheerend, erscheinen sie; Ceres vor Allen
 Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
 Bacchus die Traube, Minerva des Delbaums grürende Reifer,
 Auch das krieg'rische Ross führet Poseidon heran,
 Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
 In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
 Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzler der Menschheit,
 Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
 Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
 Helben stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
 Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
 Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
 Wetend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
 Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für Euch.
 Ehre ward Euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
 Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
 „Wanderer, kommst Du nach Sparta, verkündige dorten, Du habest
 Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“
 Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von Euerm Blute begossen
 Grünet der Delbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
 Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
 Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
 Blühend fliegt in den Baum die Art, es erseuzt die Dryade,
 Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last
 Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beschwungelt,
 In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
 Malsiebers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
 Unter der nervigten Faust spritzen die Funken des Stahls,
 Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
 Durch die Saiten des Harns sauset das webende Schiff,
 Fern auf der Rhebe ruht der Pilot, es warten die Flotten,
 Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß,
 Andre ziehen frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
 Hoch von dem ragenden Mast wehet der feßliche Kranz.
 Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
 Seltsamer Sprachen Gewir bräust in das wundernde Ohr.
 Auf den Stapel schütet die Ernten der Erde der Kaufmann,
 Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
 Was Arabien kocht, was die äusserste Zone bereitet,
 Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.

Da gebietet das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
 Von der Freiheit gefängt, wachsen die Künste der Lust.
 Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
 Und vom Meißel befeelt, redet der fühlende Stein,
 Künstliche Himmel ruhn auf schlanken, jonischen Säulen,
 Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein,
 Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
 Hüpfet der Brücke Joeh über den brausenden Strom.
 Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
 Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
 Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hasen und Lieben,
 Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
 Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wandern,
 Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
 Körper und Steinen leih die Schrift dem stummen Gedanken,
 Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
 Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
 Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
 Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriß er
 Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Schaam!
 Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
 Von der heil'gen Natur ringet sie lästern sich los.
 Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
 Warnend ihn hielten, ihn fast mächtig der stutende Strom,
 In's Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
 Hoch auf der Kluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
 Hinter Wolken erlöschten des Wagens beharrliche Sterne
 Bleibend ist Nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott,
 Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
 Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
 In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
 Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
 Auf die Unschuld schießt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
 Mit vergiftetem Biß tödtet des Lasterers Zahn.
 Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
 Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
 Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
 Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweihet,
 Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
 Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
 Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
 Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron,
 Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
 Mag das trügende Bild lebender Hülle besiehn,
 Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen

An das hohle Gebäude rühret die Noth und die Zeit,
 Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen,
 Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
 Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Glends die Menschheit,
 Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
 O so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen lebzig,
 Zu der verlassenen Flur kehrt er gerettet zurück!
 Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
 Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
 Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
 Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
 Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
 Keimt, der rothe Basalt hofft auf die bildende Hand,
 Drausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
 Unter den Wurzeln des Baumes bricht er entrüßet sich Bahn.
 Wild ist es hier und schauerlich öd. Im einsamen Luftraum
 Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
 Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
 Den verlornen Schall menschlicher Nähen und Lust.
 Bin ich wirklich allein? In Deinen Armen, an Deinem
 Herzen wieder, Vater! Ach! und es war nur ein Traum,
 Der mich schauernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde,
 Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
 Keiner nehm' ich mein Leben von Deinem reinen Altare,
 Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
 Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
 Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
 Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
 Christ Du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
 Immer dieselbe bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
 Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
 Nähst an gleicher Brust die vielfach wechselnder Alter;
 Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
 Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernern Geschlechter,
 Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.



Volksthümliche Dichter.

Claudius, Schubart, Hebel, Gröbel u. s. w.



enn gleich die Kämpfe und Siege des großen Friedrich, in der Mitte des verfloffenen Jahrhunderts fast ausschließlich die Augen des ganzen Europa auf sich zogen, so war die Bewegung, welche sie hervorriefen, mochte dieselbe in politischer Beziehung auch von der höchsten Bedeutung sein, doch keine so nationale und volksthümliche gewesen, als daß sie irgend wie auf Dichter und Dichtkunst einen bedeutendern Einfluß geübt hätte. Zwar dichtete Gleim damals die preussischen Kriegslieder eines Grenadiers, und Kamler, Peter H; und Andere blieben nicht hinter ihm zurück, aber alle diese Lieder könnte man eher als Gelegenheitsgedichte bezeichnen, die weit entfernt waren, aus dem frischen, gefunden Mark der Nationalität zu entspringen. Sei vielen, wir können sagen bei den meisten Dichtern jener Periode, war es nicht ein Drang von innen heraus, an welchem sich ihre Muse begeisterte, sondern eine Art von Manie, die deutsche Sprache nach fremdartigen Mustern und Formen zu zu dreheln, und wenn man Klopstock den deutschen Homer nannte, wollte man auch einen deutschen Horaz, Theokrit, Anakreon, u. s. w. haben, und wirklich wurde auch Gleim von der kraßfäselnden Kritik der damaligen Zeit als der deutsche Eryläus bezeichnet, nachdem man ihm schon früher mit Anakreon verglichen, obwohl er von dem Einen so entfernt war, als von dem Andern. So sehen wir denn auch die deutsche Muse der damaligen Zeit, wie eine arme Komödiantin umherlaufen, oder wie die hölzerne Gliederpuppe in dem Atelier eines Malers, bald mit diesem, bald mit jenem bunten Lappen beklebt, um sich dem verdorbenen Geschmack des Dichters und des Publikums anzupassen.

Bürger und diejenigen Dichter, welche unter dem Namen der Göttinger vorzugsweise gekannt sind, (man vergleiche jenen Abschnitt unseres Werkes) gewannen zunächst die Ueberzeugung, wie dieses Künsteln der Form aller wahren Poesie den Untergang drohte, und sie machten sich mit Eifer und Feuer darüber her, diesen Krebschaden zu kuriren. Zunächst fanden sie in den vaterländischen Ideen, welche Klop od angeregt hatte, ihre unermesslichste Basis, aber während dieser große Dichter sich, von der zerrissenen Gegenwart ab der Vergangenheit zuwendete, und bei den Hünengräbern versunkener Heldengeschlechter weilt, hatte dagegen Herder es begriffen, daß zur Erklarung eines Nationalgefühls das begeisterte Zurückschauen in die Vergangenheit nicht anreiche, sondern daß es der Beruf des Dichters sei, für die Gegenwart und deren Besserwerden zu sorgen. — Diesem entschiedenen Streben nach volksthümlichen Gehalt, der sich bei Herder recht klar und lebensfrisch findet, schlossen sich also die Jünger des Hainbundes an, und da ihnen vor Allem daran lag, der Idee das Uebergewicht über die Form zu geben, so vernachlässigten sie dieselbe größtentheils mit einer Art von Absichtlichkeit, die ihnen von ihren Widersachern zum heftigsten Vorwurf gemacht wurde. (s. S. Erd. v. Schiller in seinem Aufsatz über Bürgers Gedichte.) Dennoch war es grade Bürger, der selbst eingesteh, wie mächtig Herders Einfluß auf ihn gewirkt. In einem Briefe an seinen Freund Boje sagt er unter Andern: „O, welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volkes und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel schon längst davon gedacht und empfunden hatte.“ —

Die Bestrebungen des Göttinger Dichterbundes blieben indessen trotz aller Anfeindungen, welche sie Anfangs zu erdulden hatten, nicht ohne den bedeutendsten Erfolg, denn aus ihm heraus bildete sich die deutsche Volkspoesie in ächt nationaler Kraft und Fülle, üppig hervorblühend aus dem Boden des erwachenden Volksbewußtseins.

Einer der deutschen Volksdichter, die jener früheren Periode angehören, und der besonders mit H. Voss viel Aehnlichkeit in der Auffassung hat, ist Matthias Claudius. Geb. den 15. August 1740 zu Reinfeld in Holstein, lebte er erst als Privatmann zu Wandsbeck, wurde dann Revisor der schleswig-holsteinischen Bank zu Altona und starb den 12. Jan. 1815 zu Wandsbeck. Indessen findet sich auch noch in seinen Gedichten unverkennbar ein gekünsteltes Streben nach möglichster Einfachheit der Form, und ein ängstliches Vermeiden jedes äußerlichen Schmuckes. — Aber in allen seinen Gedichten finden wir eine innige Empfindung, gesunden Verstand und gemüthliche Laune. Das bekannte Rheinweinlied ist ein echtes Volkslied geworden und noch viele andere Gedichte von ihm leben noch heut im Munde des Volkes. — Seine gesammelten Schriften erschienen unter dem Titel: „Sämmtliche Werke des wandsbeder Solen“, wie er sich von seinem Lieblingsausenhalte zu Wandsbeck nannte; — außerdem haben wir von ihm mehrere Uebersetzungen wie: Terasson's Selhos, Ramsay's Reisen des Cyren u. a. m., die indessen weniger wichtig sind.

Gleichzeitig mit Claudius müssen wir hier den fast ganz vergessenen Overbeck nennen (geb. 1755 zu Lübeck, gest. eben daselbst als Senator 1821). Wir haben seine zwar etwas sentimentalen, aber dabei recht harmonisch klingenden, lieblichen Gedichte gewiß alle in Anthologien jener Zeit gefunden und gern gelesen, und das schöne Lied „Das waren mir selige Tage“ ein Musterwerk rhytmischer Vollendung, klingt aus den schönen Träumen unserer Kindheit wie fernes Rauschen des Windes in der Waldesinsamkeit zu uns herauf.

Kräftiger dagegen und sich mit seiner Muse nicht in der schönen duftigen Natur ergehend, sondern unter den Menschen, die dieselbe als Sklaven bewohnten, trat Schubart auf? Schon Bürger hatte vor ihm Aehnliches laut werden lassen, z. B. „der Bauer an seinen Durchlauchtigsten Tyrannen“; Stollberg in seiner Ode an den Kronprinzen von Dänemark; Müller, „der Todesengel am Bette eines Tyrannen“ hatten die gleiche Tendenz im Auge gehabt, als sich Schubart mit gewaltiger Kraft ebenfalls erhob.

Gewiß würde dieser Dichter, in welchem sich die glänzendsten Eigenschaften vereinten, und dessen Lieder um so mehr Eingang in's Volk fanden, da er selbst Componist war, den bedeutendsten Einfluß auf seine Zeit ausgeübt haben, wenn nicht sein eignes Leben selbst so zerrissen und niedergedrückt gewesen wäre. Er war am 26. März 1739 zu Obersulzheim in der ehemaligen Grafschaft Limburg geboren, wo sein Vater Schullehrer und Pfarrvicar war. Er besuchte das Lyceum zu Würdingen und die Schule zum heiligen Geist in Nürnberg, studirte dann in Jena Theologie, worauf er später Schullehrer in Geislingen wurde und sich dort verheirathete. Wegen der Verfertigung eines satyrischen Liedes und einer Parodie auf die Kitanei wurde er seines Amtes entsetzt, und kam nach vielen Schicksalen nach Augsburg, wo er seine deutsche Chronik herausgab. Sein Hang zur Satyre, dem er auch hier frei den Sichel schiefen ließ, machte ihm viele Feinde und endlich sah er sich genöthigt, die Stadt zu verlassen und ging nach Ulm, wo er seine Chronik fortsetzte. Auf Veranlassung der Kaiserin Maria Theresia, welche er in diesem Blatte angegriffen hatte, wurde er durch die Verräthererei eines Bekannten in's Württembergische Gebiet gelockt, von der dortigen Behörde auf landesherrlichen Befehl arretirt und auf die Festung Asperg gebracht, wo der Unglückliche zehn Jahre lang, ohne Urtheil und Verhör als Gefangener blieb. Endlich, im März 1787 befreit und zum Hof- und Theaterdichter in Stuttgart ernannt, starb er schon vier Jahre später (10. October 1791.) in Folge seines langen Aufenthaltes im Kerker.

Schubarts Gedichte, unter denen wir besonders das „Kaplied, die Fürstengruft, die Linde, der Gefangene, das Mütterchen“ (vergl. unten) hervorheben, sind zu den schönsten Erzeugnissen deutscher Poesie zu rechnen und werden jederzeit das Eigenthum des Volkes bleiben.

Siemlich verwandt mit ihm in seinen unglücklichen Schicksalen geistiger Beziehung ist Johann Gottfried Seume, dessen Namen wir ebenfalls hier nennen wollen, obwohl seinen eigentlichen Gedichten nach, er nicht in diese Kategorie gehört.

Das Bestreben, eine populäre Poesie zu schaffen, mußte indessen bald noch einen Schritt weiter führen, nämlich zur Bearbeitung der Dialekte, welche seit der Reformation und der Ausbildung des Hochdeutschen als alleinige Schriftsprache fast gänzlich in den Hintergrund

zurückgedrängt worden waren. Unbestreitbar hat Heint. Vos auch hier wieder das Verdienst, der Poesie diese neue Bahn gebrochen zu haben, denn alle jene kleineren Gedichte, welche vor ihm in dieser oder jener Mundart geschrieben sein mögen, sind doch ganz ohne alle poetische Bedeutung. Er selbst sagt, gleichsam um das Ungewöhnliche, Fremde zu entschuldigen, in einer Anmerkung zu seinen plattdeutschen Idyllen: „Bei dergleichen Sittengemälden niedersächsischer Landleute schien der Gebrauch ihrer Muttersprache desto zulässiger, da viele Ausdrücke den Sitten so völlig gemäß sind, daß sie das Hochdeutsche nur geschwächt und in fremdem Tone wiederzugeben vermag.“ Ferner sagt er eben daselbst mit besonderem Bezug auf die Idylle: „der Winterabend.“ In dieser und der zehnten Idylle habe ich versucht, die reiche und wohlklingende Sassenprache nach den Regeln, wie sie bis zu unsern Aeltervätern vor Gericht, auf der Kanzel und im gebildeten Umgang gehört und in geistlichen und weltlichen Büchern gelesen ward, richtig und mit Auswahl zu behandeln. Man erwarte also kein verwahrlostes Plattdeutsch, aus dem niedrigen Leben aufgerafft, noch weniger ein Plattdeutsch der besondern Mundarten in Holstein, in Mecklenburg, in Westphalen, oder wo sonst unsere Sprache in eigenthümliche Sprechung ausartele. Denn wer würde dem Hochdeutschen verfallen, für Luthers allmeisnische, aber von allen geistvollen Deutschen fortgebildete Sprache die Mundart des heiligen Meisens oder eine andere, und diese noch mit den Sprachfehlern der Unwissenheit zu schreiben? Mein Wunsch war, mit Vermeidung zu alter Worte und Fügungen, einen schicktern Nachhall der sassischen Buchsprache zu wagen, die von allen Niederdeutschen zum öffentlichen Vortrage gebraucht wurde, und neben der Hochdeutschen, als sanfteren Schwester fortkublihen verdient hätte.

Wie nun also Vos die sogenannte plattdeutsche Mundart, behandelte Johann Martin Alsteri den schweizerischen Dialekt. — Dieser geniale Dichter wurde im Jahre 1763 zu Zürich geboren, wo er theils in dortigen Schulen, theils im Hause seines Vaters, eines angesehenen Kaufmanns, seine Bildung empfing, die er späterhin auf seinen Reisen durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich vervollkommnete. Nach seiner Rückkehr trat er in das Geschäft seines Vaters ein, welches er bis zum Jahre 1804 forsführte, wo er dasselbe niederlegte, um sich ungeflört den Künsten und Wissenschaften, so wie auch den öffentlichen Geschäften zu widmen. Er wurde später Mitglied der Regierung und starb am 29. Juli 1827. — Seine Dichtungen, selbst die hochdeutschen, haben die allgemeinste Anerkennung gefunden; das schöne Lied „Freut Euch des Lebens ic.“ ist im Munde Aller; aber dennoch stehen seine Arbeiten in schweizerischem Dialekt weit über jene. (M. vergl. die unten angeführten).

Die größte Vollkommenheit in dieser Gattung der Poesie erreichte indessen vor allen andern der berühmte Johann Peter Hebel, der neben der gemüthlichen Gefühlanschaung Alsteri's eine ungläubliche Fülle dichterischer Auffassungskraft besitzt, die ihn weit über Jenen erheben.

Hebel wurde am 11. Mai 1760 in Gaden geboren, studirte Theologie und wurde Professor und Consistorialrath zu Karlsruhe. Im Jahre 1819 zum protestantischen Prälaten ernannt, trat er als solcher in die badische Ständeversammlung und starb am 22. September 1826.

Sellen hat ein Dichter von seinen Zeitgenossen eine so ungetrübte Anerkennung gefunden als Hebel. — „Sein Talent; sagt Göthe von ihm; neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohen Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst hinaufzuheben. Auf der andern Seite neigt er sich zum stilllich Didactischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personifikation zu Hülfe und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Wenn antike oder andere, durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter, das sogenannte Leblose durch allegorische Figuren beleben, Nymphen, Dryaden ic. an die Stelle der Felsen, Quellen und Bäume setzen, so verwandelt dieser Dichter dagegen diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbäuert, auf die naivste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eines anzumachen scheint. Das Lokal ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Schaglichkeit der Menschen, Geschwähigkeit, Darstellungsgabe und redliche Sprechweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingiebt,

auszuführen. Wenden wir von der Erde unsere Augen an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter den Fensterladen; der Mond, ihr Mann kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf, als die Mutter, um sein Liebchen zu besuchen. Hat der Dichter auf Erden seine Liebesteute vorzustellen, so weiß er überall etwas Abenteuerliches drein zu mischen. Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung, Jahres- und Tageszeiten zu schildern, gelingt ihm ganz besonders. Hier kommt ihm zu Gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. In gleicher Stufe führt er uns zu Pflanzen und Thieren. Andere Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unstittlichen ab zum Stittlichen hin. Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben Jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. — Allen diesen innern Eigenschaften nun kam die behagliche, naive Sprache sehr zu Statten, aus der sich Hebel einen Styl bildete, der zu diesem Zweck vor unserer Luthersprache große Vorzüge hat.

Dieses idealisirende Princip, durch welches Hebel so hoch über alle anderen Volkedichter steht, schloß auch dem wackeren Gröbel, der überall die Lebensverhältnisse, in denen sich seine Dichtungen bewegen, nur von der rein menschlichen Seite auffaßt, und Alles, was er schildert, nur als das Produkt des gesellschaftlichen, hausbadenen Lebens darzustellen gewohnt ist. Nichts desto weniger kann man auch diesem Dichter die Anerkennung seines seltenen und glücklichen Talenten nicht versagen. Zunächst zeichnen sich alle seine Gedichte durch eine glückliche Wahl des Stoffes aus, den er dann wieder eben so glücklich zu bearbeiten weiß, während der der Sache selbst vollkommen angepasste Ausdruck eine seltene gemüthliche Schaglichkeit bei dem Leser hervorbringt. Johann Conrad Gröbel war übrigens am 3. Juli 1736 zu Nürnberg geboren und trieb dort das Gewerbe seines Vaters, welcher Maschiner war. Er starb den 8. März 1809. — Außer ihm ist unter den neueren Dichtern, die sich einer besondern Mundart bedienten, hier noch Bornemann zu erwähnen, dessen reiches und schönes Talent die vollständigste Anerkennung gefunden hat. — Auch Langbein, des viel gelesebenen wollen wir hier gedenken, obgleich derselbe weit hinter den beiden letztgenannten Dichtern zurücksteht und seine Lieder auch nur in hochdeutscher Sprache geschrieben sind. Es ist indessen viel Aehnlichkeit zwischen ihm und Gröbel, indem auch er eine sehr glückliche Erfindung des Stoffes besaß; aber in der Ausführung ist ein unbestreitbares Haschen nach Effect sichtbar, wodurch er oft grade langweilig und ermüdend wird. — Auch grenzt das komische Princip in seinen Gedichten nahe an Frivolität. — Langbein war im Jahre 1751 zu Radeberg bei Dresden geboren und studirte zu Leipzig die Rechte. — Nachdem er längere Zeit in Dresden Advokat und Kanzlist des geheimen Archivs gewesen, ging er im Jahre 1800 nach Berlin, wo er das Amt eines Censors bekleidete und ebendasselbst 1838 starb.

Die nachfolgenden Gedichte entlehnen wir aus den Sammlungen der betreffenden Dichter.



Matthias Claudius.

Rheinweinlied.



erkränzt mit Laub den lieben vollen
Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Eurovia, Ihr Herren Zecher,
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn, noch
aus Polen,
Noch wo man franzmänn'ch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille,
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Creter, saule Bänder,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus, wie Wein;
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft Ihr auch nicht suchen,
Wenn Ihr Wein finden wollt,
Das bringt nur Silbererz und Koboltsuchen,
Und Etwas Lausgold.

Der Bloßberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind, wie der;
Dreum tanzen auch der Kuckuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns aller Wege
Uns freun und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!

Die Sternscherin.

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

I. Band. XI. Heft.

Sie gehn da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht,
Wie Perlen an der Schnur;

40

Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit,
Und kann mich satt nicht sehn.

Dann saget unter'm Himmelzelt
Mein Herz mir in der Brust;
„Es gibt was Bessers in der Welt,
Als all' ihr Schmerz und Lust.“

Ich werf' mich auf mein Lager hin,
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn,
Und sehne mich darnach.

Christian Adolf Overbeck.

Fischerlied.

Wer gleicht uns freudigen
Fischern im Kahn?
Wir wissen die schmeibigen
Fische zu fahn.
Wir sitzen und schweben
Gesügelten Lauf;
Wir tanzen und heben
Die Füße nicht auf.

Bald hauchen uns säumende
Lüftchen ins Ohr;
Bald heben uns schäumende
Wogen empor.
Dann brüll's an den Klippen
Und Helsen hinan;
Dann schüttern die Rippen
Den taumelnden Kahn.

Doch lacht nur des saufenden
Sturm's unser Muth
Und erntet der brausenden
Tiefe Tribut.

Wir freuen uns des Meeres,
So wild es auch scheint,
Und traun ihm, als wär' es
Mit Planken umzäunt.

Wir fahren mit sinkendem
Vollmond hinaus,
Und kehren mit blinkendem
Kahne nach Haus.
Uns geben die Netze,
Früh Morgens gestellt,
Lebendige Schätze
Und Abends schon Geld.

Wohl bergen uns schügende
Hütten die Nacht,
Bis wieder das blickende
Sternchen erwacht.
So geht es, und nimmer,
Geh's anders, als gut,
Ein Fischer hat immer
Gar fröhlichen Muth.

Christian Friedrich Daniel Schubart.

Der Gefangene.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Durch's schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernen Himmel an,
Und wein' und seufze bitter.

Die Sonne, sonst so hell und rund,
Schaut trüb' auf mich herunter;
Und kömmt' die braune Abendstund',
So geht sie klatzig unter.

Mir ist der Mond so gelb, so bleich,
Er wackelt im Wittwenschleier;
Die Sterne mir — sind Kackeln gleich
Bei einer Todtenseier.

Mag sehen nicht die Blümlein blühen,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach! lieber säh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldenen Aehren;
Nächt' nur in meinem Felsenbauch
Die Stürme brausen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenschein
Im Busen einer Rose?
Denn Nichts ist mein; ach Nichts ist mein
Im Muttererdenschoße.

Kann nimmer an der Gattin Brust,
Nicht an der Kinder Wangen
Mit Gattenwonne, Vaterlust
In Himmelsthränen hangen.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen,
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einsamkeit,
Ich wälze mich auf Kesseln;
Und selbst mein Beten wird entweicht
Bom Klirren meiner Fesseln.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Ketten schuf,
Um sie damit zu strafen.

Was hab' ich, Brüder, Euch gethan?
Kommt doch und seht mich Armen!
Gefangner Mann, ein armer Mann!
Ach, habt mit mir Erbarmen!

Das Mutterherz.



Mutterherz, o Mutterherz!
 Ach! wer senkte diese Regung,
 Diese stuhende Bewegung,
 Diese Wonne, diesen Schmerz
 Süß und schauerhaft in Dich!

Gott, der Herzenbilder,
 Sprach zur rothen Bluth
 In den Adern: Milder
 Fließe, still und gut!

Und da strömten Flammen
 Alle himmelwärts
 In der Brust zusammen —
 Und es ward ein Mutterherz.

Mutterherz, o Mutterherz!
 Diese liebevolle Regung,
 Diese stuhende Bewegung,
 Diese Wonne, diesen Schmerz
 Senkte Gott, nur Gott in Dich!

Kaplied.



Auf, auf! Ihr Brüder, und seid stark,
 Der Abschiedstag ist da!
 Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
 Wir sollen über Land und Meer
 Ins heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben steht,
 Ihr Brüder, um uns her;
 Uns knüpft so manches theure Band
 An unser deutsches Vaterland,
 Drum fällt der Abschied schwer.

Dem bieten graue Eltern noch
 Zum letztenmal die Hand;
 Den kosen Bruder, Schwester, Freund;
 Und Alles schweigt, und Alles weint,
 Todtblaß von uns gewandt.

Und, wie ein Geist, sählingt um den Hals
 Das Liebchen sich herum;
 Willst mich verlassen, liebes Herz,
 Auf ewig? — und der bittere Schmerz
 Macht's arme Liebchen stumm.

Ist hart — drum wiehle Du, Tambour,
 Den Generalmarsch drein!
 Der Abschied macht uns sonst zu weich,
 Wir weinten, kleinen Kindern gleich —
 Es muß geschieden sein.

Lebt wohl, Ihr Freunde! Sehn wir uns
 Vielleicht zum letztenmal;
 So denk, nicht für die kurze Zeit,
 Freundschaft ist für die Ewigkeit,
 Und Gott ist überall.

An Deutschlands Grenze fällen wir
 Mit Erde unsre Hand,
 Und küssen sie — das sei der Dank
 Für Deine Pflege, Speis' und Trank,
 Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meereswooge sich
 An unserm Schiffe bricht,
 So segeln wir gelassen fort;
 Denn Gott ist hier, und Gott ist dort,
 Und der verläßt uns nicht!

Und ha! wenn sich der Tafelberg
 Aus klauen Dästen hebt;
 So strecken wir empor die Hand,
 Und jauchzen: Land! Ihr Brüder, Land!
 Daß unser Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Offizier
 Gesund ans Ufer springt,
 Dann jubeln wir: Ihr Brüder, ha!
 Nun sind wir ja in Afrika.
 Und Alles dankt und singt.

Wir leben drauf in fernem Land
Als Deutsche brav und gut,
Und sagen soll man weit und breit,
Die Deutschen sind doch brave Leut',
Sie haben Geist und Muth.

Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein;
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernem Freunde, dann an Euch;
Und Thränen fließen drein.

Die Fürstengruft.

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Schmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt.

Die alten Särge leuchten in der dunklen
Verwesungsgruft, wie faules Holz;
Wie matt die großen Silberschilde funkeln,
Der Fürsten letzter Stolz!

Entsetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Seufzt Schauer über seine Haut,
Wo Gütlichkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hehlen Augen schaut.

Wie fürchterlich ist hier des Nachhalls Stimme!
Ein Zehentritt hört seine Ruh'.
Kein Wetter Gottes spricht mit lauter Stimme:
O Mensch, wie klein bist Du!

Denn ach! hier liegt der edle Fürst, der gute,
Zum Völkersegnen einst gesandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruchte
Im Zorn zusammenband.

An ihren Urnen weinen Marmorgeister;
Doch kalte Thränen nur von Stein,
Und lachend grub, vielleicht ein welscher Meister,
Sie einst dem Marmor ein.

Da liegen Schädel mit verloschenen Blicken,
Die ehemals hoch-herabgedreht,
Der Menschheit Schrecken! — Denn an ihrem Nicken
Sind Leben oder Tod.

Nun ist die Hand herabgefällt zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weifen, der am Thron zu laut gesprochen,
In harte Fesseln schlug.

I. Band. XI. Heft.

Zum Todtenbein ist nun die Brust geworden,
Einst eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden,
Wie zween Kometen, stand.

Betrocknet und verschrumpft sind die Kanäle,
D'rin gelles Blut, wie Feuer, floß,
Das schäumend Gift der Unschuld in die Seele,
Wie in den Körper goß.

Sprecht, Höflinge, mit Ehrsucht auf der Lippe,
Nun Schmeichelein in's taube Ohr! —
Verändert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weibrauch, wie zuvor!

Er steht nicht auf, Euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Foten mehr,
Damit geschwinkte Fosen ihn befächeln,
Schamlos und geil, wie er.

Sie liegen nun, den eisern Schlaf zu schlafen,
Die Menschengeißeln, unbetrant,
Im Felsengrab, verächtlicher, als Sklaven,
In Kerker eingemauert.

Sie, die im ehrnen Busen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und gottgeschaffne, bessere Menschen hielten
Für Vieh, bestimmt zur Trohn;

Die das Gewissen, jenen mächt'gen Kläger,
Der alle Schulden niederschreibt,
Durch Trommelschlag, durch welsche Trillerschläger
Und Jagdlärm übertäubt;

Die Hunde nur und Pferd' und fremde Diener
Mit Gnade lohten, und Genie
Und Weisheit darben ließen; denn das Bärnen
Der Geister schreckte sie;

Die liegen nun in dieser Schauergrötte,
Mit Staub und Würmern zugedeckt.
So stumm! so ruhmlos! noch von keinem Gotte
In's Leben aufgeweckt.

Weckt sie nur nicht mit Euren bangen Achzen,
Ihr Scharen, die sie arm gemacht,
Verscheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wäthrich hier erwacht!

Hier Matsche nicht des armen Landmanns Peitsche,
Die Nachts das Wild vom Acker scheucht!
An diesem Gitter weile nicht der Deutsche,
Der sich vorüberkreucht!

Hier heule nicht der bleiche Waisenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm!
Nie suche hier der Krüppel an dem Stabe
Vom fremden Solde lahm.

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seid menschlicher, erweckt sie nicht!
Ha! früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht;

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wenn sie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräul zu einem Berge häufen,
Der flammend sie bedeckt.

Ihr aber, besetz Fürsten, schlummert süße
Im Nachtgewölbe dieser Gruft!
Schon wandelt Euer Geist im Paradiese,
Gehüllt in Blüthendust.

Sandht nur entgegen jenem großen Tage,
Der aller Fürsten Thaten wiegt,
Wie Sternklang tönt Euch des Richters Wage
Drauf Eure Jugend liegt.

Ah, unterm Pöpelu Eurer frohen Brüder —
Ihr habt sie satt und froh gemacht —
Wird Eure volle Schale sinken nieder,
Wenn Ihr zum Lohn erwacht.

Wie wird's Euch sein, wenn Ihr vom Sennenthron
Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr seid zu herrschen werth!“

Johann Martin Usteri.

Rundgesang.

Chor. Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
Oh' sie verblüht!
So mancher schafft sich Sorg' und Müh,
Sucht Dornen auf, und findet sie,
Und läßt das Weischen unbemerkt,
Das ihm am Wege blüht.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Wenn schon die Schöpfung sich verhält,
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So scheint am Abend nach dem Sturm
Die Sonne, ach! so schön!

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Wer Reid und Mißgunst sorgsam flieht,
Genügsamkeit im Gärtchen zieht,
Dem schießt sie bald zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte bringt.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Wer Redlichkeit und Treue übt,
Und getu dem ärmern Vender giebt,
Da siedelt sich Zufriedenheit
So gerne bei ihm an.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,

So reicht die holde Freundschaft stets
Dem Lieblichen die Hand.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Sie trocknet ihm die Thränen ab,
Und freut ihm Blumen bis in's Grab;
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,
Und Dämmerung in Licht.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Sie ist des Lebens schönstes Band,
Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand,
So wallt man froh, so wallt man leicht
In's bessere Vaterland.

Chor. Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Oh' sie verblüht!

So wird's choh.

Das Mütterli geht mit dem Meitschli in
Mert,
Es haust em es Güttschli, es haust em es Pferi,
Und Guggel und Huchndli, und Schüssli vo Bley,
Und Blättli und Läßli vo Holz und vo Bley.

Und wenn's i feuf Jahre denn wider wird gah,
So laht's denn, i wette, die Guggeli stah!
Es liest denn e gar e schönes Docketli us,
Und macht ehm es Köffli und püglet es us.

Und wenn's nach feuf Jahre denn wider wird
gah,

So laht's denn, so mein i, an d' Docketli stah:
Es chrimlet denn Bendel, und Spizli und Schuh,
Und schielet den artige Herrlene zu.

Und gah't's nah feuf Jahre denn wider in Mert,
Denn haust's wider Güttschli und Wäge und Pferi,
Und Blättli und Läßli vo Holz und vo Bley,
Und bringt si sorn eigene Meitscheli hey.

Johann Peter Hebel.

Die Mutter am Christabend.

Er schloft, er schloft. Do lit er, wie ne Gros!
Du lieben Engel, was i bitt,
By Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts m'im Ghind im Schlof!

Verwachmer nit, verwachmer nit!
Di Mutter goht mit stillem Treitt,
Se goht mit zartem Muettersinn,
Und holt e Baum im Ghämmerli d'inn!

Was henk Der denn dra?
Ne schöne Lebche-Ma,
ne Giheli, ne Nummeli
und Blüemli wiß und roth und gel,
vom allerfinste Zuckermehl.

's isch guet, Du Muetterherz!
Biel Süß macht numme Schmerz.
Gib's sparsam, wie der liebi Gott,
nit all' Tag helfet er Zuckerbrot.

Sez Nümmedrüßiger her,
die allerschönste, woni ha,
's isch nummen an fei Mäseli dra.
Wer het sie schöner, wer?

's isch woher, es isch e Pracht,
was so en Deyfel lacht;
und isch der Zuckerbeck e Ma,
se mach er so ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani eht no meh?
Ne Hazenelli wiß und roth,
und das eis vo de schöne.
D Ghind vor bittere Thräne
biwahr Di Gott, biwahr Di Gott!

Und was isch meh do inn?
ne Biedeli, Ghind, 's isch an no Di.
I leg Der schöne Helgeli dri,
und schöni Gebetti sin selber drin.

Jetzt gönnti, traul, goh;
es fehlt nit meh zum Gute —
Pog trüßig, no ne Ruthe!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut Di nit,
's cha sy, sie hant Der 's Büdeli wund;
doch witt nit anderst, sen isch's Der gsund;
's muß nit sy, wenn D' nit witt.

Und willsch's nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!
Doch Muetterlieb isch zart und frumm,
sie windet rotthe Bendeli dri,
und macht e Letschli dra.

Jetzt war er usstafft,
und wie ne Maibaum ziert,
und wenn bis früeh der Tag verwacht,
het 's Bienechtshindli Alles gmacht.

De nimmsch's und danksch mer's nit;
Drum weisch nit, wer Ders git.
Doch machts Der numme ne frohe Muth,
uad schmeckts der numme, sen isch's scho gut.

Bym Bluesß, der Wächter rüest
scho Deyß! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me si vertieft,
wenn 's Herz an näumis Nahrig findt!

Sez, bhütdi Gott der Her!
En anderi Gheri mehr!
Der heilig Christ isch hinedt do,
het Ghindes Fleisch und Blut ag'no;
Wärsch an so brav, wie er!

von F. Gröbel



gez. u. radirt v. E. Dittner.

Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Johann Konrad Gröbel.

Der Schlosser und sein Gesell.



Der Schlosser haut an G'sell'n g'hat,
Der haut su langsam g'seilt,
Und wenn er z'Mittog g'ess'n haut,
Dau ober haut er g'eilt.
Der eiberst in der Schüssel drin,
Der legt ah wieder draus,
Es is lah Mensch su fleist g'west
Van Tisch in ganz'n Haus.

Deiz haut a maul der Master g'sagt:
„G'sell! dös versteih ih nith,
Es ist doch su mei Lebta g'west,
Und weil ih denk, die Nied:
Su woi mer ärbet, ist mer ah;
Ba Dir geihts nith a su,
Su langsam haut noch kanner g'seilt,
Und ist su g'schwind, woi Du.“

„Ja! sagt der G'sell: dös was ih scho,
Haut All's sein gout'n Grund:
Des G's'n wörd halt goar nith lang,
Die Kerbet verzih Stund.
Wenn aner möist den ganz'n Log
In an Stück ess'n fert,
Ehät's af die Leht su langsam geih,
Als woi ban Feil'n dort.“

Die Krebsse.

Es haut amaul an Advokat
An Herrn af'n Laub
An G'sall'n thou, doch nith umsunst,
Dös is scho su bekannt.
Denn ummasunst, dau is der Laub,
A jeder bitt ums täglich Brand;
Der ah trakt's kläglich zamm,
An andern trakt mer's hamm.

Und woi der Herr scho zohlt haut g'hat,
So fällt's'n eiberst eih,
Er wörd noch für dōi G'fälligkeit
A weng wos schuldi sey.
„Deiz mach ih'n noch a klans Präsent,
An Sock vuhl Krebs, nau haut's an End';
Dōi schick ih morg'n neih,
Nau wörd er z'fried'n sei.“

Und morg'n mouß a su der Knöcht
 Gleich fröh nei in die Stedt;
 Dau stänna sei die Krebs niht eh,
 Für böia wär scho Schod.
 Denn in der Sunna halt'ns niht,
 Und bringt mers laud, wos thout mer mit?
 Su ober, gähls scho g'sweit,
 Su haut der Herr a Freud.

My Wöter, böß senn graußl Krebs,
 Dau wäg'n fünf a Pfund.
 An Sparges haut er drin derzon,
 Döi Wear is böia g'sund.
 „Dau, Hanns! hauß gleich an Bröiß derzon,
 Und wou er wohnt, des wäst scho, wou;
 Sog ner, i kumm bald neih,
 Nau seih'r ih selber eih.

Deiz nehmt der Knöcht den Sock vußl Krebs,
 Wörßs af'm Wog'n naf;
 Führt fröh, vur Legs, und schläßt derzon,
 Der Sock gählt ober af.
 Und wöi er hi kummt für des Haus,
 Deiz senn die Krebs scho alli rans;
 Dau wörds böiz sabar sey!
 Er troßl'n Bröiß halt neih.

Gleich nehmt der Herr in Bröiß in d'Hand;
 Und wöi er'n löß'n thout,
 Dau spizt er scho des Maul a weng,
 Es schmeckt'n böiz scho gout,

Und sagt: „Hanns! es senn Krebs dauinn!“
 „Wos ih niht für a Simp'l bin;
 No, Herr! böiz bin ih frau,
 Weil ner die Krebs senn dau.“

Deiz ober sög'ns alli zwöi
 A weil annander eh; —
 Was kaner, wos er sog'n soll;
 Der Hanns will scho derwoh.
 „No, Hanns! wou senn die Krebs böiz denn?“
 „Er sagt jo, daß dauinna senn;“
 „Ja wou denn?“ „No dauinn.“
 „Dau is jo kaner d'rin.“

„Ja Dunner, Herr! wos sagt Er denn.
 Die Krebs böi senn dauinn;
 Dau wäst der Leußl, wou ih böiz
 Döi Dinger alli sinn.
 Ih heb scho Alles drüber g'soudt,
 Und af'm ganz'n Wog'n g'soudt,
 Es is halt kaner d'raf,
 Dau steig Er selber naf.“

Wos ober böia weiter noh
 Mitnander hob'n g'macht,
 Dös haut mer mir halt freilih niht
 Su gründlih eb'n g'sagt;
 Doch hoff ih, es wörd g'scheha sey:
 Wen könnt denn su wos fall'n eih?
 Und wenns niht wauer wär,
 Ih schreibets scho niht her.

von E. Langbein



gez. u. radirt v. E. Dittner.

Verlag von H. Hofmann & Comp. in Berlin.

August Friedrich Ernst Langbein.

Das getaufte Käpplein.



Der Krieg, der dreißig Jahre lang
Die blutige Geißel raslos schwang,
Zog endlich, wie jeder Sturm, vorbei;
Doch Deutschland glich einer Wüstenei.
Verödet hatten Schwert und Brand
Die Städtlein und das platte Land.
Die Kirchen waren zu Ställen geworden,
Die Pfarren geöfnet vor den wilden Horden.
Da sprach ein Reichsfürst, ein frommer Herr,
Zu seinem treuen Hosprediger:
„Herr Doktor, wir wollen den Unfug steuern,
Die Kirchenordnung löblich erneuern;
Durchkreuzet deshalb mein ganzes Reich,
Und macht, was krumm ist, wieder gleich!“

Der Gottesmann begab sich sofort,
Kraft dieses Auftrags, von Ort zu Ort,
Und fand denn unter andern leider
In einem Städtchen einen Schneider,
Der, ohne Gelahrtheit und Beruf,
Sich eigenmächtig zum Pfarrer schuf.
Er stand des Sonntags an heiliger Stelle
Und predigte tapfer von Himmel und Hölle;
Er mehrte durch Tausen der Christen Zahl,
Sag Beichte, vertheilte das Abendmahl,
Und nähte Herzen voll Liebesflammen
Auf ewig am Altare zusammen.
Das alles, meint' er, sei recht gethan;
Doch heftig fuhr ihn der Doktor an:

„Hat Euch die Sonne das Hirn verbrannt?
Was mischt Ihr Euch in den geistlichen Stand?
Greift wieder nach Scheer' und Bügeleisen,
Sonst will ich den Weg aus der Kirch Euch weisen!“

Den Meister wurmte dieser Sturz,
Und er entschloß sich geschwind und kurz,
Um nicht der Pfarre verlustig zu gehn,
Sich landesfürstlichen Schutzes zu erschn.
Der Leichtfuß lief nach der Residenz,
Gelangte bei Hofe zur Audienz,
Und hub gar bitterlich an zu klagen,
Daß man ihn wolle vom Amte jagen.

Man rief den Doktor, der Fürst begann:
„Was habt Ihr gegen diesen Mann?
Er klagt, Ihr wolltet Euch an ihm reiben,
Und ihn mit Schimpf von der Pfarre treiben.“

Der Doktor sprach: „Das heißt meine Pflicht;
Denn nur ein Pfuscher ist dieser Wicht,
Und in der heiligen Bibel steht:
Gniedrigt werde, wer selbst sich erhöht! —
Ja, starrt mich nur an, Ihr windiger Schneider!
Ihr macht vielleicht erträgliche Kleider,
Doch eine Predigt ist in der That
Ein anderes Werk als eine Naht!
Und sind denn Menschen Guresgleichen
Geübt in kirchlichen Gebräuchen?“

Wie taufet Ihr zum Beispiel ein Kind?
Laßt uns doch sehn, wie Ihr das beginnt!"

"Ich nehm's darin wohl mit Guch auf!"
Erwiderte spöttisch der Meister drauf.
"Bedenket aber hochgelehrt,
Daß zu der Tauf' ein Kind gehört."

"Hier!" — rief der Doktor, und warf frisch
Sein sammtenes Käpplein auf den Tisch:
"Für einen Pfarrer von Eurem Schlag
Ein solcher Täufling wohl gelten mag."

"Gut!" sagte der Schalk: "Vor allen Dingen
Laßt aber nun auch Wasser bringen!"

Und als ein Napf voll vor ihm stand,
Schöpf' er daraus mit hohler Hand,
Und während er zum Ueberfluß
Dem Käpplein spendete Guch auf Guch,
Sprach er dazu höchst feierlich:
"Hespredigers Käpplein, ich taufe dich,
Daß du sollst Käpplein heißen und bleiben,
Bis Alter und Motten dich zerfläuben." —

Da lachte der Fürst und zog gemach
Den Gottesgelahrten beiseit und sprach:
"Laßt ihn zufrieden! Er ist kein Narr,
Und wohl geschickter als mancher Pfarr."

Die Spende.

Ein Geiziger, der alles nahm,
Was ihm umsonst zu Händen kam,
Ließ Eis in seine Grube fahren;
Doch da nie Gäste bei ihm waren,
Verbraucht' er von dem Eis kein Loth.
Allein beim nächsten Frost gebot
Er dennoch wieder: "Kaspar, geh
Und hole frisches Eis vom See!"

"Eis holen?" — fiel der Hausknecht ein:
"Das wird wohl nicht vonnöthen sein.
Die Grub' ist noch vom alten voll;
Sagt, was ich damit machen soll?"

Der Herr sann schweigend auf Bescheid,
Es that ihm um den Vorrath leid;
Doch fühlt er schnell sein Herz erwärmen,
Und gütig sprach er: "Gib's den Armen!"

Dichter der Gegenwart. Platen, Kopisch, Geibel.



ine mit Friedrich Rückert ganz verwandte Erscheinung in der Dichtkunst der Gegenwart, bietet der vielgekannte, vielgelesene Platen dar, und obschon man durchaus nicht etwa die Behauptung aufstellen kann, daß sich Einer durch oder mit dem Anderen gebildet hätte, so findet doch großen Theils das, was wir über jenen Dichter im Allgemeinen sagten, auch auf diesen seine besondere Anwendung. — Unbestreitbar besaß Platen ein recht tüchtiges Talent für die Poesie, und vereinigte daselbe mit einem kräftigen, durchweg gebildeten Geist, aber die polemische Richtung, welche er gleich bei seinem ersten Auftreten einschlug und bei welcher er bis zum letzten Federstrich beharrte, zehrte seine besten Kräfte auf und ließ ihn wenig oder nichts von dem vollenden, wozu ihn sein Genie befähigt hatte. Schlimmer aber war noch, daß er auch in dieser Polemik von einem starrsinnigen Egoismus geleitet wurde, der nur überall sich selbst sah, überall seine Ansicht als unumstößliches Gesetz aufstellte, und ihn z. B. in seinem romantischen Oedipus, auf welches Werk er selbst den meisten Werth legt, zu den unhaltbarsten Urtheilen veranlaßt, indem er nur das was in ihm liegt und aus ihm hervorgeht, als das Wahre und Richtige bezeichnet. Mag der Leser selbst urtheilen wenn wir hier das Sonnet Platens, welches er seine Grabchrift genannt hat, anführen.

„Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen
Und auf die Sprache drückt ich mein Gepräge.

Der Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Dram hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gefänge formt ich aus verschiedenen Stoffen,
Lustspiele sind wie Märchen mir gelungen
In einem Styl, den keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonnett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und diesen Vers für meine Grust gefungen.

Sollte man bei dem Durchlesen dieser Verse sie nicht für einen bloßen Scherz, für eine Ironie halten? — Und doch sind sie aus Platen's vollständigster Ueberzeugung hervorgegangen
I. Bd. XII. Heft. 42

wie Jeder wissen wird, der sich mit den Arbeiten dieses Dichters selbst nur oberflächlich vertraut gemacht hat. — Die Nachzügler der Romantiker, (und selbst auch Eichendorff trifft theilweis dieser Vorwurf,) hatten allerdings zu jener Zeit mit Hintenansehung der Form den Glauben geltend zu machen gesucht, daß die wahre Poesie nur in dem Ideellen, außerhalb der Natur und der Wirklichkeit gesucht werden müsse, so daß die Schicksalstragödie mit ihrem Gesolge als die höchste Potenz der Poesie angesehen wurde; hiergegen zog nun Platen zunächst zu Felde. Man mag es ihm auch allerdings als ein Verdienst anrechnen, daß er gegen jene falschen Ansichten gekämpft und dazu beigetragen, das Publikum aus seiner Geschmacklosigkeit aufzureißen, die Art und Weise aber, wie er dies that, ist eine durchaus verwerfliche und sich eben wieder in seiner adligen Arroganz begründende. So sagt er z. B. von Raupach, der bei allen Vorwürfen, die man ihm macht, doch ein entschieden hohes Talent für die dramatische Poesie behandel hat, das ihn gewiß befähigte, etwas Ungewöhnliches zu erreichen, wenn er seine Muse nicht zum Theater-Regisseur gemacht hätte, die folgenden entwürdigenden Verse:

„Das Jüdchen Raupach erst begann zu singen
Das jetzt als Raupach trägt so hoch die Nase,
Es suchte sich zu Trunkenheit zu zwingen
Durch Schillers zehnmal abgedrückte Phrasen.“

Daß nun aber die Angegriffenen ebenfalls nicht gerade säuberlich mit dem Herrn Grafen von Platen umgingen, ist wohl leicht zu denken, und als er seine Gesellen im Jahre 1821 herausgab, eine Arbeit, zu welche er wohl durch das Studium von Goethe's westfälischen Doman veranlaßt wurde, hatte er ebenfalls manche bittere Pille zu schlucken, wie z. B.:

„Von den Früchten, die sie aus das Gartenhaus von Schiras pfehlen
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Gesellen.“

und noch vieles Andere, von welchem wir indessen nur das ruhigere, leidenschaftslose Urtheil Göthe's über den Dichter hervorheben: „Im Grafen Platen,“ sagt dieser, „finden sich alle Haupterfordernisse eines guten Poeten: Einbildungskraft, Erfindung, Geist, Productivität besitzt er im hohen Grade; auch findet sich bei ihm eine vollkommen technische Ausbildung und im Studium Ernst wie bei wenigen Anderen; allein ihn hindert seine unselbige polemische Richtung; daß er in der großen Umgebung von Rom und Neapel (Platen befand sich damals in Italien) die Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen kann, ist einem so hohen Talente gar nicht zu verzeihen. Der romanische Oedipus trägt Spuren, daß, was das Technische anbelangt, gerade Platen der Mann war, die beste deutsche Tragödie zu schreiben; allein nachdem er im gedachten Stück die tragischen Motive parodistisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch im Ernst eine Tragödie machen! — Und dann was nie genug bedacht wird, solche Händel verwirren das Gemüth, die Hilder unsrer Feinde werden zu Gespenstern, die zwischen allen freien Productionen ihren Spuk treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron ist an seiner polemischen Richtung zu Grunde gegangen und Platen hat Ursache, zur Ehre der deutschen Literatur von einer so unerfreulichen Bahn für immer abzulenken.“

Aber Platen achtete diese Winke und Warnungen wenig oder gar nicht, und erst in seinen letzten Lebensjahren siegte sein Talent über jenes irrige Streben. Auch in seinem Herzen fand der Ruf der Völker nach Freiheit ein Echo, und eine Reihefolge schöner begeisterter Lieder entquoll seiner Brust, hatte er doch einen tiefen klaren Blick in das Leben der Völker gethan und erkannt, daß die Freiheit allein das Grundprincip des bürgerlichen so wie des geistigen Lebens ist. Hier wird er ein ganz Anderer, als er es vorher gewesen, man erkennt ihn nicht mehr wieder. — Die Gedichte dieser Periode zeichnen sich sowohl durch poetischen Gehalt, als auch durch die gelungene Form aus. Die Gefahren, mit welchen Rußlands wachsende Macht das gesammte Europa bedroht, und die ihm bei dem unglücklichen Ende der vorletzten polnischen Bewegung in ihrem ganzen Umfange klar vor der Seele schwebten, begeisterten ihn zu wunderschönen, tiefgefühlten Gedichten, die überall den tiefsten Anklang gefunden. Man vergleiche unten „Kassandra,“ der künstige Held“ u. — Leider überraschte ihn der Tod mitten in diesen Anstrengungen, sich einen dauernden Namen unter Deutschlands Dichtern, — als seine früheren Arbeiten ihm bieten konnten — zu erwerben.

Ueber seine Lebensverhältnisse fügen wir noch die folgende kurze Notiz hinzu.

Karl, August, Georg, Max Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. October 1795 zu Ansbach geboren. Seine erste Jugendbildung erhielt er im Cadettencorps zu München und dann in der dortigen Pagenanstalt. Im Jahre 1815 machte er als Officier den Feldzug nach Frankreich mit und widmete sich nach Beendigung desselben den Studien auf den Universitäten Würzburg und Erlangen; später ging er nach Italien, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode lebte, der am 5. December 1835 erfolgte.

Ein vieljähriger Freund Platens, den wir ebenfalls an dieser Stelle erwähnen wollen, ist der Maler und Dichter August Kopisch, der sich gegenwärtig in Berlin befindet, wo er als Professor zur Disposition des Königl. Hofmarschallamtes bestimmt ist. Er wurde am 16. Mai 1799 zu Breslau geboren, wo er das dortige Gymnasium besuchte und dann, sich der Malerei widmend, die Akademie in Prag besog. Später ging er nach Wien, Dresden und endlich nach Italien, von wo er im Jahre 1828 nach Berlin zurückkehrte. — Seine Gedichte zeichnen sich durch naiven Strophenbau und eine gemüthliche Anschauungsweise aus, der man beim Lesen die Anerkennung nicht versagen kann. — So ist z. B. das Lied „Vater Noah“ ein rechtes Volkslied geworden, und es ist zu bedauern, daß er nicht mehr in dieser Gattung geliefert hat. Auch bei ihm ist, wie bei Platen, vielleicht durch diesen darauf hingeführt, ein Streben nach Vollendung der Form an manchen Stellen deutlich vorwiegend, wie z. B. in seiner Ode an den König Friedrich Wilhelm IV. Dante's göttliche Comödie und eine große Zahl italienischer Volkslieder übersehte er in's Deutsche, eine eben so schwierige als undankbare Arbeit, die er indessen mit vielem Geschick und großer Sprachgewandtheit durchführte. —

Ein anderer Dichter, auf welchen Platens Streben ebenfalls den unverkennbarsten Einfluß geübt hat, ist Emanuel Geibel. — Aber wir wollen all' das Feindselige, was wir über den Lehrer gesagt, gern zurücknehmen um dieses Schülers willen. Geibel hat von Platen mit der glücklichsten Besonnenheit nur das Beste sich angeeignet. Sein echt poetisches Gemüth konnte sich nicht mit dem hohlen Schellengeklänge eines schönen Rhythmus und wohlklingenden Reimes begnügen ohne den Kern des Gedankens. Platen sagt an einer Stelle, ich glaube im Oedipus:

Wer sich zu dichten erkühnt und die Sprache verschmäh't und den Rhythmus
Gleicht dem Plastik, der Bilder gehau'n in die Lust!
Nicht der Gedanke genügt; die Gedanken gehören der Menschheit
Die sie zerstreut und benugt; aber die Sprache dem Volk!
Der wird wahren am längsten von allen germanischen Dichtern,
Der des germanischen Wort's Weisheit am Besten verstand.

So stellt Platen die Form über Alles und schiebt den Gedanken ganz und gar in den Hintergrund zurück; — aber Geibel erkannte, daß nur in der innigen Vereinigung beider Principien, des Gedankens und der Form eine wahrhafte Meisterschaft erreicht werden könnte. —

Wie sehr übrigens Geibel Platen schätzte geht aus seinem schönen Gedicht: „Platen's Vermächtniß“ hervor, wo er denselben sprechen läßt:

„Ist auch das Saatkorn noch nicht aufgegangen,
Daß ich gestreuet in der Heimath Boden,
Verzagt ihr auch, von Kleinmuth noch besungen,
Des Untraus träge Bildniß auszuroden,
Erscheinen wird der Tag, wo mit Verlangen
Den Absentzug ihr suchet des Rhapsoden,
Der ringend nach der Schönheit goldnen Früchten
Vor eurem Groll nach Süden mußte flüchten.“

Die Gedichte Geibel's sind fast sämmtlich lyrischer Natur, und ein tiefes, zartes Empfinden haucht uns aus ihnen entgegen. In ihm ist nichts von der krankhaften Zerrissenheit der Zeit, sondern überall Einklang und Harmonie und in seinem überreichen Herzen schließt er eine ganze Welt von Liebe ein, mit welcher er gern alles Feindselige um sich her versöhnen möchte. — Gelingt ihm das aber nicht, und wird's ihm zu toll und unheimlich im bunten Treiben der Welt, so flüchtet er hinaus in die Waldeinsamkeit, zu der wunderschönen See, die ihm verheißt hat:

„Doch will dein Arm ermüden,
Bei mir dann kehre ein,
Im säuselnden Waldfrieden
Sollst du gekräftigt sein.“

IV

Wo aber Seibel mit seiner Muse hinaustritt in das Welleben, da mahnt auch er, wie Platen, die Stämme Deutschlands, eng aneinander zu halten in starker Einigkeit, wenn nicht das Vaterland dereinst die Heute der Slaven werden solle. Friedrich Barbarossa verweist den ungeslämten Jüngling, der ihn um Rath fragt, zum strengen Festhalten an das einmal Erwählte, und endlich steht er selbst auf, der alte Hüter Deutschlands; der große Morgen bricht an, er tritt gerüstet mit seinen Rittern aus dem Berg und durchzieht unter Schwerdterblitzen und Harfenklängen das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und auf's Neu' zu Tachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

Geboren wurde Seibel zu Lübeck am 18. October 1815; besuchte das dortige Gymnasium, und studirte dann Philologie in Bonn und Berlin. Nachher lebte er längere Zeit (1838—1840) in Griechenland, und seit seiner Rückkehr nach Deutschland hält er sich abwechselnd bald in Berlin, bald in Cassel, Stuttgart oder am Rheine auf. Von ihm erschienen: gemeinschaftlich mit C. Curtius, Klassische Studien, übersetzt aus altgriechischen Dichtern, Bonn 1840; — Gedichte, Berlin, fünfte Auflage 1846; — Zeitsimmen, Lübeck, dritte Auflage 1846; — Volkstlieder und Romanzen der Spanier, Berlin 1843. — König Roderich, Tragödie, Stuttgart 1844; — König Sigurd's Brautfahrt, Berlin 1846.

Die unten angeführten Gedichte Seibel's, so wie die von Platen und Kopisch entlehnten wir aus den betreffenden Sammlungen derselben, welche bei Alex. Duncker in Berlin, und in der Collet'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienen sind.



Karl Aug. Georg Max Graf v. Platen-Gallermünde.

Der Herzogin von Leuchtenberg.



Unbewahrt hat graue Vorzeit
dieses erfreuliche Wort,
(Wenn je der Schmerz uns des Gekreuzten
theilhaft erscheint,
Den das Mutterauge dem Sohn
Nachweint, des Hoffnungsvollen zu frühe
beraubt)

Daß stets in der Blüthe dahin sinkt jugendlich,
Wer der Gottheit süßer Liebling.

Hohes Frau! Dir fern umsehen zwö Wittwen den
offenen Sarg,

Trostleeren Blick neigend in sehnstüdtstiefer Noth
Nach dem Bruder, nach dem Gemahl
Hinschauend, durch unpflichtigen Jammer bewegt;
Doch über das nächtliche Schauspiel liebevoll
Wirft die Dichtkunst ihren Lichtstreif.

Ewig soll Dein Mutterherz dastehn, wie ein
Niobebild,

Hoch auf des schönstimmigen Festlieds Fußgestell.
Aber selig werde genannt,
Wer frühe schon eingeht in das Schattengefild:
Nicht schleppt er die Sorge des krankheitmüden
Leibs

Schritt vor Schritt angstvollem Grab' zu;

Auch der Schönheit, auch der Kraft Abnahme,
des lieblichen Paares,
Nicht kennt er, schaut Nichts in des Jahrs tief-
ernstem Tanz,

Als den reigenführenden Lenz,
Nicht durch des Daseins Wechselgeschicke das Herz
Fühlt tief er empört: Es kredenzt selbst Glücklichen
Herben Vermuthselch das Schicksal.

1. Bd. XII. Heft.

Wer erfuhr mehr, denn Du selbst, raschlammigen
Wandel des Tages?

Dir wurde manch freudiger Kranz neidvoll entführt,
Einem Heldensohne vermählt,
Ruhmreich, an Schönheit Krone der irdischen Frau,
Bald seines umfunkelnden Sternbilds Untergang
Sahst Du, bald ihn selbst begrubst Du.

Thronberaubt dann kehrte gen Europa die Tochter
zurück;

Doch goldne Frucht hängt an des Unheils morschem
Ast

Häufig als ein labendes Pfand
Freudvoller Zukunft. Auf dem Gefieder des Siegs
Schwang liebebesetzt sich empor Dein Schwiegersohn,
Der vom Thron warf jenen Bluthund.

Muthbegabt, festwillig, voll anhaltender Kraft
in des Kampfs

Langwierigkeit, immer voran, wo's galt Gefahr,
Sah die Welt den Herrlichen, ihm
Zujauzend Beifall. Häßliche Nymphy der Syree,
Du sahest allein, um das Aug' neidgelben Kunst,
Kalt, in theilnahmsloser Bosheit;

Denn sich selbst bleibt treu des Sinns ursprüng-
liche Jämmerlichkeit;

Lichtfeines Nachteulengesächleht flieht sonnenkrank
Deine Scheibe, rosiges Tag!
Manch Hirngespinnst anscheckt es und mancherlei
Säulhaubige Dünste. Die Weisheit aber zieht
Ihre Glanzbahn jung und aufrecht.

Ihr, der Selbstsucht Söhne, die krampfhaft in
des zähen Gemüths

Irrwahn, so fest halten der Herrschaft Eisenstab;
 Wißt, ein Fürst, ein Kaiser sogar
 Starb für die Freiheit! Jugendlich, ach! in dem
 Kausch

Neubustigen Sieges, an Schönheit Hercules,
 Sanft des Manns kraftvoller Leib hin!

Ja, er starb. Frohlocke nicht, irrsinniger Pöbel!
 Es trug

Niemals der Tod, der des Triumphs Ehrenscheitel
 umwand,

Eine honigsüßere Form.

Umhüllt des Weihrauch's Wolke das Leichengepräng
 Sammt festlichen ewigen Lorbeers Wohlgeruch:
 Thräne, fleuch, hier steht der Nachruhm

Riesenhast! Oft sah die Welt duldsam des Er-
 oberers Schwerts

Blitzartig aufzuckenden Glanz, Freiheit indes
 Hand der Helden wenige nur;

Doch diese schmückt stets reineren Heiligenscheins
 Sanftleuchtende Krone; dem Herrschaftsmächtigen
 Zwängt die Stien' bloß ein Metallkreis.

Ewig Heil drum Jedem, der einheimische Fluren
 befreit

Aus doppelt schwer drückender Noth: Pfaff sammt
 Tyrann,

Ankerketten sind's an Gewicht.

Heil Jenem, der dacht ritterlich auf der Gewalt
 Thronstufen erhebend ein schuldlos Mädchen, ihr
 Deines Sohns Hand anvermählt hat,

Hohe Frau! Zwar warf die Hochzeitsfackel betrüg-
 lichen Schein.

Halbdunkler Grusflampe vergleichbar; doch es hat
 Solches uns der Glaube gelehrt,

Daß stets in undurchdringlicher Nichte Gewölk
 Umhüllt die erleuchtete Vorsicht ihren Pfad,
 Während Blindheit unser Loos ist!

Kein Warum frommt. Ewig bleibt stillschweigend
 und ernst das Geschick;

Doch wälzt die Dichtkunst der Beredsamkeiten Flut,
 Strömt Ergebung aus und Geduld;

Antheil am Schmerz, Antheil an der Freude ge-
 ziemt

Ihr, welche die Fittige festhält selbst Saturns,
 Ihm des Daseins Spiegel vorhält.

Ueber's Meer fernhin gesandt sei dieses, o nenn'
 es, Gedicht,

Das auf gebirgmächtigem Giland stummend ich
 Unter'm Hauch des Lenzes ersand,

Der auch der Sehnsucht mildere jeglichen Schmerz.
 Stets brause jedoch des Gesangs Strom, welcher um
 Wittelsbachs liedfrohe Burg schäumt.

Kassandra.

 einem Loos seien Klagen geweiht, Europa!
 Aus dem Unheil schlendert in neues Schreckniß
 Dich ein Gott stets ewig umsonst erschließt Du
 Frieden und Freiheit!

Kaum versank allmählig im trägen Zeitlauf
 Jener Zwingburg südl'ber Ban zu Trümmern,
 Wo des Weltherrn Zepher dem Inquisitor
 Schürte den Holzstoß:

Sieh, da keimt schon unter dem Hauch des
 Nordpols

Frischen Unheils wuchernder Saame leis auf:
 Hoch als Giftbaum ragt in die Luft bereits dies
 Riesige Schenjal!

Selbst dem Weil fruchtloser Begeisterung trotzt
 Dieser Stamm, der Alles erdrückt, und keiner
 Wolke, weh' uns, rettender Bliz zerschmettert
 Wipfel und Ast ihm!

Ketten dräum, wie sie nie gekliert, der Menschheit
 Bangen Hals zuschnürend, und parricidisch
 Reicht im Wettlauf mächtiger Ungeheuer sich
 Frevler an Frevler!

Noch einmal, wie's künden die alte Fabel,
Ueber'm Haus blutiger Tantaliden
Sein Gespann rückwärts mit Gutsitzen lenkend,
Schaudert Apollo!

Zwar der Hahn kräht; aber er weckt die Welt nicht!
Selbst des Einhorn's Stachel vielleicht zerflittert:
Aber Deutschlands, doppelter, freise wachsam,
Schärfe die Klamm Dir!

Der künftige Held.

Rückwärts gewandt blickt oft in der Fabel
Nacht
Der Dichter, späht Heroen sich aus, und forscht
Durch manches Zeitlaufs Thatenwirrwarr
Liederbegierigen Sinns nach Helden:

Ich wähle den mir, welcher dereinst erscheint,
Und will vom Tod nicht wecken Gemoderete:
Den Mann der Zukunft preisend, wandelt
Vor dem Erwarteten mein Gesang her!

Er komme bald uns, welchem des Ewigen
Rathschluß verliehn ruhmwürdiges Rächeramt
Schäufster Unthat, aus den Bühnen
Reiß' er dem Wolfe das Lamm, er komme

Dem Stamm verderblich jener Semiramis
Mit ihrem zahllos wimmelnden Puhlerheer,
Die schon der Vorzeit graues Wort uns
Als babylonische Nege weis sagt!

Er komme, der mit strafendem Geißelstieb
Nach Äfen heim stumpsfüßrige Sklaven peitscht,
Sie selbst und ihre längst entneroten,
Weibisch entgürteten Dschingiskane,

Die nur des Mords noch pflegen, und nicht der
Schlacht,
Des Völkermords! Dir, Siegender, möge dann
Mongolenblut aus jeder Locke
Ueber den faltigen Mantel triefen!

Herrscher und Volk.

Die sehnt ein willkürübender Herrscher sich
Nach Dichterweihrauch, dessen er nicht bedarf:
Er legt ans Schwert kraftvoll die Faust und
Wen er zum Opfer sich wählt, und wer ihm

Mißfällt, und wer Freiheit zu verkünden wagt,
Den trifft der Tod, den decken Sibiriens
Schneefelder zu, der wird geschmiedet,
Lief in der Grotte des Helsenlands,

Titanenhaft auf eisernen Ross, zu dem
Das Meer emporschlägt, Aber das Meer bedarf,
Ohnmächtig schmerzvoll, eines Mannes,
Welcher im Lied es empfiehlt der Nachwelt

Als Stoff des Mitleids, welcher erzählt, wie schnell
Zusagen wehn aus süßlichem Mund, und ach!
Gleichschnell verweht sind, wie man Schwüre
Bricht in der Nähe des Pols und südwärts!

Sind Schwüre nicht (leicht löst sie der Pabst) ein
Spiel
Herzloser Bourbon's? Nichtigem, falschem Eid,
Ach, lauschte Frankreich, lauschte Spanien,
Lauschte das Land um Messina's Pharus,

Diesseits und jenseits! Einen erblickten wir,
Der seines Zwingherrn blutige Hand geküßt,
Nachdem umsonst sein Best des Wagens
Stricke zerhaun, den geliebten König

Nicht lassen wollend. Jener entwich, da socht's
Sechs Jahr' um ihn, sechs Jahre, befreit zuletzt
Ihn aus der Haft. Er kommt und liefert
Seine Beschüger dem Blutgerüst aus.

War solches Undanks fähig ein Nero selbst?
Dem, der für ihn sich opferte, mindestens
Dem Strang des Henkers ihn entrückend,
Hätt' er ein rühmlisches Grab gegönnt ihm!

Ihr fürchtet Nichts, Tyrannen; allein den Tod
Doch fürchtet Ihr, der kein Diadem verschont:
So möge denn um's Sterbelager
Drängen sich Euch der verhasste Chorus

All Derer, die dumpfbrütende Kerkerluft
Frühzeitig wegrafft; all der Segnükten Geist,
Die auf Galceren Euch, mit Mördern
Eng aneinander gefoppelt, stunden;

All derer, die, weit über die Welt verstreut,
Dem Bild der Heimat ihre Gemüther voll,
An fremder Thür ihr Brod erbetteln,
Ja, zu Barbaren verbannt, des Moslems

Mildthätigkeit ansehen! — Um Euer Bett
Wird manch Gespenst mit drohendem Finger stehn,
Durch Kettenlärm Euch weckend, oder
Priester und Priestergebet verschleudend.

An Karl den Zehnten.

Aus Deiner Abnherrn blühendem Reiche zogst
Umblickend oft auf lässigem Zelter Du,
O zehnter Karl, von Deiner Söhne
Frauen unjammet, der letzte Ritter!

Nicht lehrte Weisheit Dich das erblidne Haar!
Nicht sendet nach weichherzige Seufzer Dir
Frankreich, es weint Dir nicht des Mitleids
Gasliche Thräne der stolze Dritte.

Dein eignes Volk mißkennend, und was die Zeit
Umstürzte, kalt aufnöthigend, hieltest Du's
Barbaren gleich, die fern im Südost
Knechten am Joch und das Joch beklatschen!

Nicht fleust in Frankreichs Adern Kroatenblut!
Freudvoll begrüßt dreifarbig Wimpel schon
Europa, männlich aufgerichtet,
Ja, bis in Afrika jauchzt das Echo!

Längst sind der Zeit blutdürstige Gräul geföhnt:
Blut floß von seher, wann die verjüngte Welt
Neukräftig aufwuchs, blutig siegte
Christus und blutig erkämpfte Luther

Wahrheiten. Nicht mehr rufe die Manen an
Des Bruders, der klagwürdig und edel fiel,
Nicht aber schuldlos, seine Schwachheit
Trägt des Geschehenen schwerste Hälfte.

Uralte Blutschuld lastete lange schon
Auf Capets Haus, seitdem den erlauchten Sproß
Ruhmvoller Kaiser einst der schändde
Bruder des heiligen Ludwigs abhieb.

Lern' aus der Welt Jahrbüchern Gerechtigkeit,
Und stieb versöhnt! Dein sonstiges Volk, es sei
Vollwerk der Freiheit künftighin uns,
Glänzendes Geseßlein Europas.

Nie reiz' es mehr blindwüthender Frevel auf,
Und König Philipp herrsche gerecht und gut!
Viel hängt an ihm! Nie war so heilig
Jegend ein fürstliches Haupt, wie seins ist.



ges. u. radirt v. F. Habelmann.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

August Kopisch.

Die Zwerge auf dem Baum.

Sonst wimmelte das Haslithal
Von niedlichen Zwerglein überall,
Die halfen im Felde, die halfen im Wald
Und trugen uns Holz ein, wurd' es kalt.
Sagt an ihr Leute was ist geschehn:
Es läßt sich keiner mehr da sehn?!

Was ist geschehn? — Ein böser Streich!
Sie wurden verlacht, — da floh'n sie gleich,
Sie huschten so gern auf den Hornbaum
Und träumten da nickend den Mittagtraum:
Da sagt ein Säbeln den Ast entzwei
Wo sie neulich gefessen in einer Reih.

Und nun, den andern Mittag drauf,
Huscht wieder das Zwergleinvolk hinauf,
Sie hatten so fleißig gemäht das Gras,
Es war Jedwedem sein Stirnlein naß!
Und, wie sie sich trocknen, so bricht der Ast,
Bersägt wie er war, — von der vielen Last:

Sie purzeln herunter und Alles lacht:
Da haben sie sich davon gemacht!
„O Himmel wie bist du hoch überall,
Wie groß ist die Untren im Haslithal!“
So riefen sie aus und schrieen sehr:
„Einmal hierher und nimmermehr!“

Der Jäger am Mummelsee.

Eer Jäger trifft nicht Hirsch, nicht Reh,
Verdrißlich geht er am Mummelsee. —

„Was süßet am Ufer? — ein Waldmännlein:
Mit Gelbe spielt es im Abendschein!“

Der Jäger legt an: „du Waldmännlein
Bist heute mein Hirsch, dein Gold ist mein!“

Das Männlein aber taudet unter gut, —
Der Schuß geht über die Mummelhut!

„Ho, ho, du toller Jägerdamm,
Schieß du auf — was man treffen kann!
I. Bd. XII. Gest.

Geschenkt hatt' ich dir all das Gold,
Du aber hast's mit Gewalt gewollt!

Drum troll dich mit lediger Tasche nach Haus,
Ihr Hirschelein tanzet, sein Pulver ist aus!“

Da springen ihm Häselein über das Bein,
Und lachend umflattern ihn Lachtaubelein.

Und Elstern süßigen ihm Brot aus dem Sack,
Mit Schabernack, husch, und mit Gid und mit Gack.

Und flattern zur Liebsten, und singen um's Haus:
„Leer kommt er, leer kommt er, sein Pulver ist aus.“

Historie von Noah.

Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herr dar;
Der roch des Noah Dyer sein,
Und sprach: „Ich will Dir gnädig sein,
Und, weil Du ein so frommes Haus,
So bitt' Dir selbst die Gnaden aus.“

Fromm Noah sprach: „Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Dieweil darin ersäufet sind,
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.
Drum möcht' ich ormer, alter Mann,
Ein anderweit Getränke ha'n!“ —

Da griff der Herr in's Paradies,
Und gab ihm einen Weinstock süß:
Und sprach: „Den sollst du pflegen sehr!“
Und gab ihm guten Rath und Lehr,
Und wies ihm Alles so und so,
Der Noah ward ohn Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Dazu sein ganzes Hausgesind,
Pflanz Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut' Keller dann, und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus, zu Gottes Ehr':
Das macht' ihm eben kein' Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Müßliche Lehre.
Ein kluger Mann hieraus erfieht
Dass Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalsen Wasser gießt:
Dieweil darin ersäufet sind,
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.

Markgraf Friedrich.

Auf, Eisenacher! zu Ros, zu Ros!
Heran, Heran, zum Streiten!
Der Markgraf flüchtet vom Wartburg Schloß
Selb' Zwölfe sah ich ihn reiten!
Sie reiten zum Walde im Mendenschein,
Und hör' ich ein Kind bei ihnen schrei'n:
Sein Töchterlein will er erretten!
Auf! Ritter und Reiter, zu Pferd, zu Pferd!
Abshüttelt den Schlaf, die Jagd ist's werth!
Ihr fahet ihn, drauf will ich wetten!“

„Durch Kindesfroi wir verrathen sind,
O Amme, bring' es zum Schweigen!“ —
„Ach Herr, ihr reitet mir zu geschwind,
Es dürstet, ich kann es nicht säugen!“ —
„Und, dürstet mein Kind, so halten wir an!
Ihr Zwölfe umher, rasch, Mann an Mann!“

Die Eisenacher sie nahen,
Sie reiten heran, wie saufender Wind,
Doch Amme, säuge nur ruhig das Kind!
Wir wollen sie eifern empfangen!“

„Halloh ihr Feinde, heran gerannt!
Wir werden dämmen und wehren!
Und kostet es ganz mein Thüringerland,
Soll nichts meine Tochter entbehren!“ —
Da hallen die Schilde, der Kampf wird heiß,
Die Zwölfe stehen, ein Mauerkreis,
Sie stehen und rücken nicht weiter.
Und aus den Zwölfen, ein Mauerthurm,
Ragt Markgraf Friedrich, und wehret dem Sturm
Und wirft von den Rossen die Reiter.

Doch mitten, vom hallenden Kampf umringt,
 Von der Amme in Kengsten gesäugt,
 Ruht lächelnd das Kind und trinkt und trinkt,
 Bis satt es sich wendet und schweiget. —
 „Auf, Markgraf, eile, dein Kind ist satt!“

Auf, laß uns fliehen von dieser Statt!“
 Da wendet der Held sich vom Streite . . .
 Und als der Vater es sieht gethan,
 Da mäht er dem Lächlerlein sichere Bahn
 Und wehret und — jaget ins Weite!

Der kleine Grimoald.

„Oir, hoher Himmel, sei es,
 Dir, weite Erde, gesagt,
 Und dir, erschlagener Vater,
 In's Grab hinab geklagt:“

„Verrathen hat uns die Mutter —
 Sie wollte Königin sein! . . .
 Nun brechen zu allen Thoren
 Die Hunnen, wie Wasser, herein!“

„O Grimoald, du Kleiner,
 Wir müssen erschlagen dich:
 Es binden dich sonst die Hunnen
 Zu Schimpf elendiglich!“ —

„O Brüder, nicht erschlaget mich,
 Mit eurem kalten Schwert!
 Ich kann mich schon erhalten
 Auf einem guten Pferd!“ —

Sie huden ihn auf den Rappen
 Und nahmen die Braunen sich,
 Sie jagten, daß hinter ihnen
 Strom, Feld und Wald entwich.

„O Grimoald, du Kleiner,
 Nicht jage soweit voran;
 Es ist da vorne Keiner,
 Der dich beschirmen kann!“

„O Grimoald, lieber Bruder,
 Wir sehen dich nicht nicht mehr!
 Und überall sind Feinde
 Verstreut im Wald umher!“ —

Da mußten die Beiden sechten,
 Ihr Schwert gab guten Klang,
 Es fiel, vor Gifults Söhnen,
 Der wilde Hunnenrang.

Sie ritten traurig weiter:
 „Wo mag nun Grimoald sein?“ —
 Da kommt er auf weißem Pferde,
 Geflogen im Mondenschein.

„O Grimoald, du Kleiner,
 Ist das dein lichter Geist:
 Du rittest auf schwarzem Rosse,
 Nun ist dein Pferd so weiß?“ —

„O Komoald und Lase;
 Nicht ist's mein lichter Geist,
 Das Pferd ist von einem Hunnen
 Darum ist es so weiß.“ —

„Den Rappen erschach er und hub dann
 Auf seinen Sattel mich:
 Da zog ich sein Messer und stach ihn
 Und wandte das Rosz und wich.“ —

„Komm Grimoald, o Grimoald,
 Komm küß' uns Kleiner Held,
 Komm, komm du Gifults Söhnelein,
 Wir reiten durch die Welt!“

„Wir dreie reiten zusammen,
 Durch Regen und Sonnenschein;
 So wird der Stamm von Gifult,
 Den Feinden wie Feuer sein!“

Die Meerfei.

(Sicilianische Sage.)



schönes Meer Siciliens,
Wer springt in deine Flut?
Der Hirten schönster kühlet
In Wellen seine Glut.

Das Wellenmädchen schwachtend,
Folgt nach ihm unverwandt:
Er horcht und zieht sie leise,
Nach sich, ans grüne Land.

„Du blaues Meeresauge!“
Nicht satt kann er sich sehn!
Er küßt sie und die Schöne
Läßt alles stumm geschehn.

„Komm Mädchen, in die Grotte!
Da ruhen wir allein:
Es weiden die Schaf und Ziegen
Umher am Felsenstein.“

Er steckt ihr an sein Ringlein,
Umschlingt den holden Leib:
Da ward das Wellenmädchen
Des schönsten Hirten Weib. —

Mit Mond und Sternen taucht sie
Allmächtig aus der Flut:
Wo sie auf weichen Bliesen,
Beim schönsten Hirten ruht.

Sie schmückt ihm die Grotte
Mit Muscheln licht und klar,
Mit purpurnen Korallen,
Mit Perlen wunderbar.

„Zünd' an eine grüne Kerze,
Bei Sanct Rosalien's Grab,
Und streif' die Pein der Sünden,
In heil'ger Büßung, ab.“

„O Söhnlein, sprach die Mutter:
Laß von der stummen Braut!
Sie kann zu Gott nicht beten,
Sie schweigt daß einem graut!“

„O Mutter, liebe Mutter,
Ist stumm ihr Purpurmund;
So sagt ihr blaues Auge:
Dich lieb' ich allestund!“

Und eh, in Wonn' und Küßen,
Ein Jahr vergangen war,
Geschah's, daß ihm ein Knäblein
Die Wellenfrau gebar.

„Wer wird das Knäblein taufen?
O nenne du es geschwind!
Und, schweigst du noch, so tödt' ich
Dich Nice und auch das Kind!“

Da öffnet sich der schöne,
So lang verschloß'ne Mund,
Sie seufzt: „So muß ich scheiden!“
Fährt mit dem Kind zu Grund.

„O Sohn, warum so traurig,
Hier auf dem Fels im Meer?“ —
„Ach Mutter, um die Meerfei
Ist mir das Herz so säuer!“

„Ach Söhnlein, laß sie fahren!
Wie bist du trüb' und bleich!
Komm beten zur Madonna:
Denk an das Himmelreich!“



Traumkönig von E. Geibel.

gez. u. radirt v. F. Habelmann.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Emanuel Geibel.

Traumkönig und sein Lieb.



Süß schlummert das Mädchen im
Kämmerlein
Gebettet auf reinlichem Pfähle,
Die Sommernacht hauchet würzig herein
Mit ihrer erquickenden Kühle.

Am Fenster erblüh'n die Rosen zumal,
Es duften so süß die Linden,
Raum mag des Mondes gold'ner Strahl
Durch's Laub den Eingang finden.

Doch plötzlich stärker weht der Duft,
Glühwürmchen weben und stimmen,
Es rauschen die Blätter, es klingt die Luft
Von leisen melodischen Stimmen:

„Süß Lieb, süß Lieb, und wiege dich fein
Auf stillen Schlummerwogen;
Traumkönig will dein Liebster sein,
Traumkönig kommt gezogen.“

Da steht der Elf zu Häupten ihr,
Er schüttelt die Locken, die dunkeln,
Daß hell an seiner Krone Jier
Die Edelsteine funkeln.

Dann beugt er sich sanft auf die Holde herab,
Küßt Stirn und Lippen ihr leise,
Und zieht mit goldenem Zauberstab
Umher viel lustige Kreise.

Doch wie er sie weiter und weiter schlingt,
Da wird zum Palaste das Stübchen,
Drin ruh'n, von fürstlichem Glanz umringt,
Traumkönig und sein Liebchen.

Aus purpurnen Polstern bereitet schwillt
Die prächtige Lagerstätte.
Von ferne dämmert die Lampe mild,
Zwei Pagen knien am Bette.

Und drüber in silbernen Reifen schwingt
Ein Vogel sein farbig Gefieder,
Er schaukelt sich sacht wie im Schlaf und singt
Ein Brautlied schmelzend hernieder.

So ruht Traumkönig beim Liebchen fein
In traulichem Küssen und Rosen,
Bis hell das Lager der Morgenschein
Befränzt mit leuchtenden Rosen.

Da schwindet der Elf von dannen sacht,
Rings ist der Zauber verflossen,
Und auch das Mädchen, das holde, erwacht,
Von lieblicher Scham übergossen.

Doch als sie aufschlägt die Augen klar,
Von langen Wimpern umsäumt,
Da senkt sie, da preßt sie das Herz — es war
Da Lieb' und Glück nur geträumet.

An den Grafen von Platen.

Denn auch nur Wen'ge deine Größe ahnen
 Von jenem Volk, für das du hast gesungen,
 Für das du hast gekämpft und gerungen,
 Voran ihm wandelnd auf der Schönheit Bahnen;

Doch sammelt schon im Schatten dieser Fahnen
 Ein Häuflein sich, von edlem Muth durchdrungen,
 Und ob dein eigner Heldruf auch verklungen,
 Wir schlagen fort die Schlacht für deine Manen.

Wir sind die Schaar, die nie von Schrecken
 Meide,
 Die mitten durch des Feind's gefenkte Speere
 Den Weg erkämpft für eine Königstheide.

Verpfändet haben wir die eigne Ehre,
 Daß keines Vubens Hand mit frechem Streiche
 Die Schulter, die den Purpur trug, verfehre.

An die Philologen.

Wie schmerzt es mich, auf also sand'gen
 Spuren
 Euch immer noch zu sehn, ihr Philologen,
 Die ihr erfüllt so manden lieben Vogen
 Mit geistreich ungereimten Conjecturen.

Last endlich doch Kritiken und Censuren!
 Hieher in's alte Hellas kommt gezogen;
 Seht dieses sonnig blauen Meeres Bogen,
 Und athmet ein die Lüfte dieser Fluren.

Auf diesen Tempeln, diesen Säulenkränzen
 Laßt eure Blicke ruh'n, und auf den frommen
 Altären, die von weißem Marmor glänzen.

Und wenn der Mond im Blau heraufge-
 schwommen,
 Schaut zu dem Volk und seinen Reigentänzen,
 So wird ein Hauch der Verwelt auf euch
 kommen.

Wie es geht.

Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht,
 Er spielt mit dir — da neigte sie das Haupt,
 Und Thränen perlten ihr vom Angesicht
 Wie Thau von Rosen; o, daß sie's geglaubt!
 Denn als er kam und zweifelnd fand die Braut,
 Ward er voll Trost; nicht trübe wollt' er scheinen,
 Er sang und spielte, trank und lachte laut,
 Um dann die Nacht hindurch zu weinen.

Wohl pocht' ein guter Engel an ihr Herz:
 „Er ist doch treu, gib ihm die Hand, o gib.“
 Wohl fühlt' auch er durch Bitterkeit und Schmerz:
 „Sie liebt Dich doch, sie ist ja doch dein Lieb.“
 Ein freundlich Wort nur sprich, ein Wort vernimm,
 So ist der Zauber, der euch trennt, gebrochen —
 Sie gingen — sah'n sich — o, der Stolz ist
 schlimm! —
 Das Eine Wort blieb ungesprochen.

Da schieden sie. Und wie im Münsterchor
 Verglimmt der Altarlampe rother Glanz —
 Erst wird er matt; dann flackert er empor
 Noch einmal hell, und dann verlöscht er ganz —
 So starb die Lieb' in ihnen, erst beweint,
 Dann heiß zurückersehnt, und dann — vergessen,
 Bis sie zuletzt, es sei ein Wahn, gemeint,
 Daß sie sich je dereinst besäßen.

Nur manchmal sahen sie im Mondenlicht
 Vom Kissen auf — von Thränen war es naß,
 Und naß von Thränen war noch ihr Gesicht;
 Geträumet hatten sie — ich weiß nicht, was.
 Dann dachten sie der alten schönen Zeit,
 Und an ihr nichtig Zweifel'n, an ihr Scheiden,
 Und wie sie nun so weit, so ewig weit.
 O Gott, vergieb, vergieb den Weiden!

Geheimniss.

chneller, mein Ross, mit Hast, mit Hast!
Wie säumig dünkt mich dein Sagen,
In den Wald, in den Wald meine selige Last,
Mein süßes Geheimniß zu tragen;

Es liegt ein trunfner Abendschein
Rothdämmernd über den Gipfeln,
Es jauchzen und wollen mit fröhlich sein
Die Vögel in allen Wipfeln.

O könnt' ich steigen mit Jubelschall
Mit die Lerch' empor aus den Gründen,
Und droben den rosigen Himmeln all'
Mein Glück, mein Glück verkünden;

Oder ein Sturm mit Flügelgewalt
Zum Meer hinbrausen, dem blauen,
Und dort was im Herzen mir glüht und schallt
Den verschwiegenen Wellen vertrauen!

Es darf mich hören kein menschlich Ohr,
Ich kann wie die Lerche nicht steigen,
Ich kann nicht weß'n wie der Sturm empor,
Und kann's doch nimmer verschweigen.

So wiß' es, du blinkender Mond im Fluß,
So wißt es, ihr Buchen im Grunde:
Sie ist mein, sie ist mein! Es brennt ihr Ruß
Auf meinem seligen Munde.

Gesicht im Walde.

ch hatte mich verirrt im tiefsten Wald,
Schwarz war die Nacht, unheimlich troff der Regen,
Der Sturm ging in den Wipfeln wild und kalt.

Da sah ich plötzlich unfern meinen Wegen
Durch's feuchte Laub blutrothe Funken sprüh'n,
Und Hammerschläge dröhnten mir entgegen.

Durch Dornen und durch Buschwerk drang ich
föhn,
Und bald gewahrt' ich, rings vom Wald umfängen,
In hoher Hall' ein Schmiedesfeuer glüh'n.

Drei Riesen waren's, die die Hämmer schwingen,
Beruht, die Augen nur auf's Werk gefehrt,
Dazu sie schauerliche Weisen fingen.

Sie schmiedeten an einem großen Schwert,
Zweischneidig war's, der Griff als Kreuz gestaltet,
Die Spitze nadelsharf und unverehrt.

Und Einer sang in Tönen fast veraltet,
Doch also tief, wie wenn emporgeschwellt
Der mächt'ge Hauch in dumpfer Orgel waltet:

„Es rühet im Birnbaum, auf dem Walsersfeld
Sich schon der Saft, und seinem Volk zum Heile
Erscheinen wird der langersehnte Held.“

D'rum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Das Schwert, das Königsschwert, muß fertig sein,
Und unser Werk hat Eile, Eile, Eile!“

Er schwieg, und singend fiel der Zweite ein,
Mit einer Stimm', als wollt' er aus den Gräften
Mit Orzosaunenschall die Todten schrei'n:

„Es hat zur Nacht gedonnert in den Klüften
Des alten Bergs, den man Kyffhäuser heißt,
Und einen Adler sah ich in den Lüften.“

Wie Sturmesrauschen klingt es, wenn er freist,
In seinen Fängen trägt er Blitzekeile,
Die Rabenbrut entfliehet, es steigt der Geist.

D'rum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Zur rechten Stunde sei das Werk gethan:
Das Kreuzschwert hat Eile, Eile, Eile!“

Und tief einfallend hub der Dritte an,
Das scholl, wie unterird'sche Donner grollen,
Wenn sich die Lava rühret im Vulkan:

„Die Zeit ist schwanger; aus den dürren Schollen
Wird eisern angeh'n eine Kriegerfaat,
Sein rothes Banner wird der Kampf entrollen.

D'rum schreiten hohe Geister früh und spat
Durch's deutsche Land, und pochen an die Thüren,
Und mahnen laut: der Tag des Schicksals nah't!

Viel eitles Blendwerk wird der Feind erfären,
Mit Lächeln locken, drän mit Bliggeschoß,
D' lasse keiner dann sein Herz verführen!

Denn Hüße nur von Thon hat der Kolos,
Und stürzen wird er über kurze Weile,
Im Fall begrabend seiner Knechte Troß.

D'rum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Ihr Bälge blaß, ihr Funken sprüht empor!
Das Schwert des Siegs hat Eile, Eile, Eile!“

So sangen sie. Dann schwieg der dumpfe Chor,
In kaltem Schauer bebten meine Glieder,
Doch wagt' ich nicht mich in der Halle Thor.

Zurück in's schwarze Dickicht floh ich wieder,
Und sah verlöschen bald der Flamme Licht,
Nur bang im Haupt noch summten mir die Lieder.

Kaum weiß ich jetzt, war's Traumbild, war's
Gesicht?
Doch mahnt es, daß auch wir das Schwert be-
reiten,
Das Schwert des Geistes, welches nie zerbricht.

Wachet und betet! Schwer sind diese Zeiten.

Einkehr!

 er Staub ist heiß, die Sonne glüht,
Vom langen Wandern bin ich müd';
Sich da, im Schatten der Linden
Muß ich ein Wirthshaus finden!

Gott grüß' dich, schöne Kellnerin,
Du siehst wohl, daß ich müde bin,
D' reiche dem durstigen Jecher
Zum Rande voll den Becher!

Dein Wohl, dein Wohl, vielhelbes Kind,
Si, wie dir so rosig die Wangen sind,
Und deine Augen wie Kohlen,
Die funkeln schelmisch verstoßen.

Dein Wein ist süß, dein Wein ist klar,
Doch blick' ich Dir auf die Lippen gar,
Da dünkt von deinem Munde
Ein Kuß mir noch süßer zur Stunde.

Du sagst nicht: ja, du sagst nicht: nein;
Da muß ich denn schon herzlich sein;
Da hast ihn — gib mir ihn wieder! —
Was schlägst du die Augen nieder?

Ein braver Bursch, 'ne schöne Maid,
Wo die sich treffen allezeit,
Da soll ein Küßchen in Ehren
Ihnen kein Narr verwehren.

Dichter der Gegenwart.

Friedrich Rückert und Leopold Schefer.



Is in der gewalligen Zeit, wo die Morgenröthe deutschen Bewußtseins über blutgedüngte, leichenbedeckte Schlachtfelder heraufdämmern begann, auch der Baum deutscher Poesie frisch und kräftig grüne Zweige trieb, das Land weil umher zu beschalten und köstliche Frucht zu bringen, da war auch einer unter ihnen voll Leben und Mark, der stark und gewallig emporwuchs, der seine Freude daran zu haben schien, wenn der Sturm daher brauste und ihn schüttelte, wie Ossian von der Eiche zu Morven singt:

„Die jauchzet
wenn über sie die Windbraut geht;“

da war dieser Zweig blüthenreibend, und fruchtverheißend und seine Blätter lustig der Morgensonne entgegenbreitend. Aber wenn er auch dem Regen und Sturm kräftig getroßt, die heiße Sonne dörrete ihn aus, der Saft vertrocknete und mit ihm die schöne Frucht.

So Friedrich Rückert.

„Was schreibest Dichter, Du? — In Gluthbuchstaben
Einschreib' ich mein und meines Volkes Schande
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen!“

Solche markige Worte rief Freimund Reimar, unter welchem Namen Rückert zuerst öffentlich auftrat, seinem Volke zu, und seine „Vorklänge zu den geharnischten Sonetten“ so wie diese selbst sind die trefflichsten Erzeugnisse einer ächt dichterischen Begeisterung, die auch die allgemeinste Anerkennung fanden und stets finden werden. Das Genie des Dichters thut sich in ihnen auf die glänzendste Weise kund, und sie sind ein bleibender, tief bedeutsamer Denkstein in der deutschen Poesie.

Aber nachdem jene gewalligen Augenblicke der Zeit vorüber waren, die auch manchen minder begabten Sänger wachgerufen, nachdem Rückert noch eine politische Komödie geschrieben, welche den Kaiser der Franzosen behandelt, glaubte er in dieser Richtung genug geleistet zu haben, und wendete sich einer anderen, ihm bequemeren zu, mit welcher er nachmals noch oft genug wechselte.

Als Goethe seinen westfälischen Divan schrieb, mochte er fühlen, daß seine poetische Zeugungskraft gewissermaßen erschöpft sei, und deshalb wendete er seine Aufmerksamkeit und den letzten Rest seiner Kraft auf die Vollendung und die Meisterschaft der Form, in welcher er das zu erforschen suchte, was ihm an Gedankenfülle und Kraft zu leisten nicht mehr möglich war. So entstanden jene nebelhaften, körperlosen Gebilde, wie sie ein geistreicher Kritiker bezeichnet, in denen man vergeblich nach einer tieferen Anschauung der Phantasie sucht.

So gehallos nun auch, bei Licht besehen diese Lyrik immer war, der dadurch die Bahn gebrochen wurde, so gab es doch Viele, die sich an diesen Tändeleien und Koketterien der Sprache ergötzen, und unter ihnen, die sich auf diesem Wege weiter fortbewegten, war auch Rückert. Wir sehen ihn in dieser Periode als Naturdichter auftreten, doch darf man ihn nach dieser Bezeichnung nicht etwa in die Klasse derer rechnen wollen, welche man sonst gewöhnlich unter diesem Namen versteht, und die sich so zu sagen mit der Landschaftsmalerei der Poesie begnügen, welche das Resultat einer einseitigen Reflexion ist, wo die Phantasie kümmerlich und untergeordnet wird. Rückerts Dichtungen aber, und es wäre ein großes Unrecht ihnen dies Verdienst nehmen zu wollen, erscheinen vielmehr als ein freies Resultat gefühlvoller, phantasiereicher Naturanschauung; er faßt die Natur in ihren Wirkungen und Erscheinungen nicht bloß durch Reflexion auf, um sie im Gegensatz zum Geistlichen hinzustellen, sondern er behandelt sie vielmehr wie eine Personifizierung des Geistes durch die Phantasie, und unter himmelanstrebenden Palmen und den fremdartigen Wunderblumen des Orients mit ihren seltsam veranschenden Düften hinwandelnd, knüpft er an sie seine tiefe gehaltvolle Anschauung. Bei dieser Richtung wurde Rückert natürlich auch, wenn wir es so ausdrücken dürfen, zu einem neuen und entsprechenden Kostüm für seine Dichtungen geführt, und von dem Glanz desselben erstent und geblendet, sing er bald genug an, Verstandesergießungen in dieses neuentdeckte Kostüm hineinzuopaffen und dieselben für Poesie zu halten, und sich dann in solch' einem neuen Kleide so hübsch zu finden, daß er gar kein Ende finden konnte, darin zu kokettiren. — So sind die meisten seiner Gedichte zu lang und diese Länge beeinträchtigen um so mehr den Eindruck, als man während des Lesens immer mehr die Uebersetzung gewinnt, wie der Dichter nur bemüht gewesen ist, mit künstlich herbeigesuchten Metaphern, seinen Mangel an wahrer Produktionskraft zu verbergen; und auch diesen Metaphern sieht man und oft genug deutlich an, wie sie nur deshalb herangeschleppt sind, daß der Dichter irgend einen neuen Reim, der ihm besonders künstlich geschienen mit anbringen konnte. — Man lese z. B. das Gedicht „Sommerlied“ und man glaubt fast, daß der Dichter dasselbe als eine Parodie auf diejenigen Bestrebungen, die sich nur mit der Form beschäftigen, gemacht hat, denn man kann wohl kaum sagen „gedichtet.“ Da heißt es:

„Seinen Traum
Lind wob
Frühling kaum,
Wind schnob,
Seht, wie ist der Blüthentraum verweht.“

Und dann weiter unten:

Wo ist Dein
Kranz, Mai!
Wohnt Dir kein
Glanz bei,
Wenn der Liebe Sonnenschein zerrann?

Wie wenden uns nun mehr zu einer dritten Richtung der Rückertschen Poesie, die ebenfalls nicht unberührt bleiben darf, nämlich zu seinen didactischen und geistlichen Gedichten.

Ob das Lehrgedicht, so wie die geistliche Poesie überhaupt mit dem Begriff und Wesen der Dichtkunst bestehen kann, in so fern nämlich die Letztere nur den Zweck hat, den Glauben zu lehren und in sich zu tragen, dies ist bereits oft genug den Gegenstand vielfältiger Untersuchungen gewesen. Der Ausspruch Jean Pauls, daß die didactischen Gedichte, „uns ihren zerhackten Gegenstand Glied für Glied, obwohl jedes in einige poetische Goldsilbern gewickelt, zu zählen,“ findet auch größtentheils auf die geistlichen Gedichte seine Anwendung, und über Alopstocks Arbeiten dieser Richtung schreibt Lessing an Gleim: „Was sagen Sie dazu? — Wenn Sie schlecht davon urtheilen, werde ich an ihrem Christenthum zweifeln, und urtheilen Sie gut, an Ihrem Geschnack.“

Was nun die geistlichen Gedichte Rückerts anbelangt, so möchte man sich schon von vorn herein zu der Annahme veranlaßt fühlen, daß er in dieser Art der Dichtung vorzüglicheres nicht geleistet, denn das geistliche Lied als solches verlangt keinen poetischen Schmuck, keine glänzende Ausstattung, sondern Einfachheit und Gefühlsanschauung, während ihm vor allem Reflexionen fremd bleiben müssen. Unsere besseren Kirchenlieder „Eine feste Burg ist unser Gott — Befiehl Du deine Wege“ und Andere sind daher auch wirkliche Volkslieder geworden, während ein Gedicht wie z. B. das von Rückert gewiß halt läßt:

III

„Nur der Mensch allein
Kann das Licht verbüßern,
Wenn er im eignen Schein
Sich zu sonnenlüstern;
Wenn er das Gott gegeben
Nur auf sich selbst das Licht
Nehrt, nicht auf die daneben
Und auch zum Himmel nicht.“

Es giebt wohl nicht leicht häufiger verbrauchte Gedanken, als die in dieser Strophe enthaltenen, und noch dazu sind die Verse wenig dazu geeignet in den Ohren des Volkes anzuklingen. Aber dafür finden wir auch wieder Entschädigung in anderen Arbeiten des Dichters die zu derselben Gattung gehören und es ist kaum zu glauben, daß ein und derselbe Dichter Lieder singen konnte, so voll Kraft und Saft wie jenes wunderschöne:

„Saft gesät von Gott zu reifen
Auf der Garben großer Tag.“

Aber mit kurzen Worten zu reden, Rückert hat zu viel, viel zu viel Gedichte gemacht; es ist ein reicher, unermesslicher Schatz von Gold in ihm und er fördert es herauf ohne Furcht vor bösen Wellern und unterirdischen Wassern, die ihm seine Arbeit verkümmern könnten. Aber dieses gewonnene Gold prägt er nicht immer aus in eine Münze, die überall Werth hat und guten Klang, sondern er macht auch hübsche Spiel- und Schmucksächelchen daraus, die gar zierlich und manierlich aussehen mit den blühenden Edelsteinen, die er da hineingesügt hat; doch wenn auch diese Spielereien längst aus der Mode gekommen und verstäubt in dem Schmuckkästchen eines eleganten Bondes liegen, jenes geprägte Gold wird immer seinen Werth behalten.

Geboren wurde Friedrich Rückert zu Schweinfurt am Main, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte in Jena, wo er sich im Jahre 1811 als Privat-Docent habilitierte und später 1815 bis 17 als Mitredacteur des Morgenblattes in Stuttgart lebte. Hierauf ging er nach Italien und 1819 nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich in Koburg nieder, wurde 1826 als Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen und im Jahre 1841 an die Universität Berlin zu derselben Stellung berufen. — Seine sämtlichen Schriften hier anzugeben erlaubt der Raum an dieser Stelle nicht, und wir heben daher hier nur seine „gesammelten Gedichte“ hervor, die in verschiedenen Auflagen (bei Heyder in Erlangen) erschienen, aus denen wir auch die unten folgenden entlehnen.

Wir brauchen wohl nicht erst zu erwähnen, daß Rückerts Erscheinung einen gewiß mächtigen Einfluß auf die deutsche Poesie ausgeübt hat, und unter den Dichtern die sich ihm zunächst, hinsichtlich der lyrischen Richtung, welche sie verfolgten, anschließen ist unstreitig Platen der bedeutendste, von welchem wir mit anderen, ihm verwandten Erscheinungen ausführlicher sprechen.

Unter den Dichtern aber, welche durch den Vorgang Rückerts zur didactischen Poesie geleitet wurden, verdient einzig und allein Leopold Schefer genannt zu werden, dessen kleinere Gedichte dieser Gattung sich sowohl durch eine einfach schöne Sprache, als auch durch tiefe Innigkeit des Gefühls auszeichnen, so weit dies wenigstens in dieser Gattung der Dichtkunst zu erreichen ist.

„Ein tiefes beschauliches Gefühl tritt uns in diesem Dichter entgegen, den die still sinnende Contemplation eines reichen Herzens, das durch innere und äußere Erfahrungen vielfältig gereift und gebildet worden zum Dichter gemacht hat,“ sagt Theodor Mundt in seiner Literaturgeschichte von ihm. „In seinem Laienbrevier, das unter allen seinen Werken die meiste Anerkennung gefunden, hat er die Summe seiner dichterischen Lebenserfahrungen in eine Reihe von didactischen Gedichten zusammengestellt. Hier ist die Ausdrucksweise als Spruch als Enome vorherrschend, und diese gnomische Art der Dichtung scheint dem Naturell Schefers ganz besonders zuzusagen, obwohl er von der Kunst des Angelo Silesius, in zwei Zeilen die beiden Pole eines großen Weltgedankens entscheiden und mit der Schnelle eines Blizes zusammenzufassen, nicht befiel. Statt dieser epigrammatischen Kürze ist Schefer viel mehr in eine liebenswürdige Redseligkeit ausgegangen und führt uns besonders gern auf die kleinen Lieblingsplätzchen seines Sinnes und Philosophiren's hin, an denen wir uns auch, unter grünen Laubgängen, duftigen Frühlingobüschen, Lerchenschlag und dem gutmüthig vergnügten Gesichte eines Kleinfädlers, das uns von ungefähr auf der Straße begegnet, seine anmüthige Gesellschaft keinen Augenblick verdriessen lassen. Indem

jedoch der Dichter die gewonnenen und beruhigten Ereignisse seiner inneren Lebenskämpfe, nichts aber mehr von und aus diesen Kämpfen selbst darstellt, so hängt damit auch der Mangel an beweglicher Dialectik des Gedankens von selbst zusammen. Es werden nur lauter positive Sätze ausgesprochen, eine prästabilierte Harmonie schwebt über der ganzen Lebensansicht des Dichters, die Tugend herrscht in Frieden über der verklärten Erde, ein Purismus und Sauberkeitsgeist hat sich hell und leuchtend über die Form und Gestalten des Lebens gebreitet und alle Negativen des Daseins werden als überwunden zurückgestellt oder unberührt gelassen, wenn man auch nicht immer einsieht, wie sie überwunden werden konnten. Unter Schefers reinen poetischen Himmel nimmt sich ein Tugendidealismus herlich genug aus, obwohl er unter dem Dunstkreis des wirklichen Lebens sich als unmöglich erweist. Doch würde, glauben wir, auch die poetische Wirkung dieser Gedichte gewonnen haben, hätte Schefes darin zugleich in die andre Seite des Lebens mehr hinübergreifen, die Konflikte und die Unruhe gezeigt aus denen er fernher Ruhe gewonnen, einige Dämonen und Ungeheuer in dies fortwährende Blüthengewimmel losgelassen, einige kräftige Donnerschläge zur Variation in dies ununterbrochene Nachtigallensingen hineingesendet, mit einem Wort: hätte er auch die Schlange in dem Paradiese gezeigt.“

Ueber Schefers Leben führen wir hier nur noch die kurze Notiz bei, daß derselbe am 30 Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz geboren wurde, das Gymnasium in Gauhen besuchte und dann nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er sich außer den schönen Wissenschaften noch ganz besonders mit dem Studium der Musik beschäftigte, zu welchem Zweck er den größten Theil Europas durchkreiste. — Seine Gedichte erschienen gesammelt bei Veit & Comp. in Berlin und wir entlehnen aus demselben die unten folgenden.





gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Leopold Schefer.

Das Bettelkind.



Gott Vater saß in guter Ruh
Und sah der lieben Erde zu.
Ein Anderer hätte nichts gesehen,
Vielleicht auch nicht ein Hüttchen sehn,
Weil eben Abenddunkel war,
Nur Schnee und Sterne funkelten klar;
Nedoch ein liebend Herze sieht
Was seinen Lieben wo immer geschieht.
Drum sah auch vom Himmel eine Frau
Mit feuchten Augen, doch jetzt genau,
Ihr armes Kind auf Erden gehn
Mit Bettelbrod, bei Sturm und Wehn,
In schlechtem Kleiddien, schlechten Schuhen,
In altem Lätzlein, ohne zu ruhen
Und fror — und ging doch, in Fried und Ruh,
In Nacht verstoßen, der Fremde zu,
Und seufzte nur hinauf zu den Sternen:
Wo ihre Mutter da wär' im Fernen?
Und blieb in der Kälte vor Freuden sehn
Indes ihr die Augen übergehn.

Da spricht die Mutter im Himmel droben,
Zum Vater, den die Engel loben:
Ach, siehe das gute Töchterchen mein
Ich wünschte, du nähmst es in Himmel ein!
Sie hat keinen Menschen auf der Welt,
Nur das Bettelbrod, das ihr Händchen hält,
Sie hat kein Bettlein, nicht Laub noch Stroh,
Und doch verläßt sie auf Gott sich froh!
Und darum, ach, verlaß sie nicht Du!
Gib mir zur Seligkeit sie dazu,
Da hätte ich sie, da hätte sie mich,
Ach, himmlischer Vater, erweise dich!
Dir kann ja Keiner das Gute wehren,
Du kannst ihr nichts Lieberes als dich bescheeren.

Da drängen die Engel sich schon heran,
Gut Werk das hätte gern Jeder gethan.
Doch der himmlische Vater spricht in Fried:
Versucht mir erst des Kindes Gemüth.

Und flugs fort eilt ein Engel hinab —
Und begegnet als Bettler, alt am Stab,
Dem armen Kind mit seinem Brod
Und grüßt: Mein Kind, ach, segne dich Gott!
— Ich — muß heut hungrig zu Bette gehn —
Gute Nacht! —

Da bleibet das Mädchen sehn,
Sieht matt ihn wanken in summer Noth
Und ruft ihm nach: Da hast du mein Brod!
Der kehrt, und nimmt es und segnet sie:
„Verlaß dich auf Gott, der verläßt dich nie.“
Und wohlter wird ihr zu Muthe darauf
Und dankbar blickt sie zur Mutter auf.

Doch mit dem Lätzlein voll Bettelbrod
Kammt der Engel im Himmel und tritt vor Gott.
Die Mutter möchte das liebe Brod
Gern kosten! Doch wird sie feuerroth,
Denn der himmlische Vater in seinem Schooß
Bewahrt das Lätzlein und achtet's nicht groß.

Er winkt nur. Und zum zweiten hernieder,
Schon fliegt ein Engel zum Kinde wieder —
Und tritt als armes Knäbchen ihm vor,
Das barfuß ging und klappert und fror.
Das sieht das gute Kind und spricht:
Warm hielt mich das Röckchen, ich friere nicht —
Das nimm du als Mäntelchen, nimm die Schuh,
Ich bitt' dich, nimm auch das Lätzlein dazu!
Und zieht ihm die Schuh an, vor Eifer stumm,
Und giebt ihm das Röckchen als Mantel um,
Ja sie muß ein Stück mit dem Knäbchen gehn,
Wie lieb ihm Mantel und Schuhe sehn!

Drauf mit den Schühlein, dem Röckchen und Lätz
Kommt wieder der Engel zum Himmel in Flug.
Die Mutter weint die Schühlein an,
Die machte dem Kind noch ihr guter Mann!
Doch der himmlische Vater in seinem Schooß
Bewahrt sie zum Brod, und achtet's nicht groß.

Er winkt nur. Und zum dritten hernieder,
 Fort schwingt ein Engel sich wieder —
 Und setzt sich erstarrt, halb nackt und erbleicht,
 Als kleines Mädchen hin, eh' sie den Steg erreicht.
 Das sieht sie jetzt weinen! und weint davor,
 Und spricht zur Mutter getrost empor:
 Ach, meine Mutter, wenn ich das wär',
 Du gäbst mir das Herz aus dem Leibe her!
 Und in's Dunkle tritt sie hinter den Saun,
 Daß der Mann im Monde sie nicht soll schaun,
 Und legt dem Mädchen ihr Hemdchen hin.
 Das sieht sie an mit verwandeltem Sinn,
 Und wächst — und wird ihr größer im Sehn
 Und wird ein Engel glänzend und schön
 Und schwebt — und hebt sie mit sich empor,
 Begleitet von singender Engel Chor,
 Und legt Gott Vater das Linnen in Schooß
 Und der Mutter giebt er ihr Kind so bloß,
 Und die Mutter weint, die ihr Kind bedeckt,
 Und das Kind weint laut, vor Freuden erschreckt,
 Die Engel lächeln in Gnüg' und Ruh,
 Und der himmlische Vater steht dem zu:
 Nun hab' ich euch beiden: euch beide beschert,
 Was Fromme wünschen, das ist schon gewährt;
 Heil dem, wer gute Versuchung erfährt!
 Doch fromm ist der nur, der sich bewährt.
 Wer wohlthat, der hat immer zu geben,
 Wer das Letzte giebt, der giebt erst eben;
 Nur wer nichts werth ist, vertraut auch
 nicht,

Der behält sein Gut wie die Ras' im Gesicht. —
 Du aber, mein Kind, nun krümle das Brod,
 Hinab für die Armen, zum Dank für die Noth,
 Und wirf die Schühlein und Kleidchen hinab —
 Damit ein Kind noch drunten was hab'.
 Und wie sie die Bro sammen niederstreut,
 Da sieht sie: aus jedem Krümchen erfreut
 Wohl hundert Brode zur Erde schweben,
 Wie Flocken sich dicht zum Schneeball weben;
 Und so aus den Händen des Kleidchens eben,
 Viel hundert sich neu in den Lüften weben;
 Und aus den Schuhen viel hundert Schuh. —
 Da schließt der Himmel droben sich zu.

Doch die Kinder, die früh nach Waldholz gehn,
 Die bleiben erstaunt vor den Bäumen stehn,
 Wer über und über so reich sie behangen!
 Da schüttelt und langt, wer kann erlangen,
 Und Zeglidem paßt das Nöckchen wie seines!
 Und allen Geschwistern noch bringt er eines!
 Dann sammeln sie Körbe voll Brod statt Holz,
 Und fliegen nach Hause und thun wie stolz,
 Und kommen in duftenden Kleidern zur Mutter,
 Die befiehlt sie — den schönen Zeug! und das Futter!
 Und ein Bettler spricht: Ich merke, ich merke! —
 Hier lehnt Gott Hinem ein gutes Werk!
 Und hätte das Werk ein Kind gethan,
 Das nahm er gewiß als sein eigenes an!

Der thörichte Bettler.

 in Narr ging um so Tag für Tag
 Sich Gaben bittend in seinen Sack.
 Er kniete nieder vor der Kage
 Und bat um die Pfoten, nur um eine Tazge!
 Die Kage spuckte: Die kann ich nicht geben,
 Wie lang' ich da Mäuse? Das kostet mein Leben!
 Er kniete vor dem Strauß in den Sand
 Und bat nur um ein Bein — vor der Hand.
 Der Strauß ward böse: Das kann ich nicht geben,
 Wie kann ich da fliehen? Das kostet mein Leben!
 Er kniete hin vor den Bettelmann
 Und sprach ihn um seinen Bettelsack an.
 Der Bettler bat ihn: Den kann ich nicht geben,
 Wie samm' ich da Brod? Das kostet mein Leben!
 Er kniete hin vor den König Saul
 Und bat ihn um Freiheit und eignes Maul

Nun — eine Krone die könnt' ich schon geben,
 Die Freiheit aber — die kostet mein Leben.
 Er bat drei Hexen um ihre Zungen,
 Die schimpften ihn einen dummen Jungen.
 So kniete und bettel' er Tag für Tag
 Und hatte am Abend nichts im Sack.

Was er nie gebeten, das hatt' er nie: Brod;
 So bat er den Tod nun um den Tod.
 Mein, sprach der, ich kann mich nicht selbst weggeben.
 Tod schenken die Aerzte, das ist ihr Leben!
 Denn überhaupt, mein verrückter Freund,
 Ihr bittet bei falschen Leuten, wie's scheint,
 Und bittet um das, was sie find, nicht haben,
 Denn was Jedwedes Leben ist,
 Das kriegst du nimmer zu dieser Frist.

Als sollte die Katze die Mäuse haschen,
 Als sollte die Maus die vom Milchtopf naschen!
 Doch bitte drei Weiber um ein Wort,
 Da gehst du reichlich beschenkt fort!
 Drum bitte am liebsten um Worte, Versprechen,
 Um „Halten“ bitten, das mahnt an Gebrechen.
 Ich bin zwar nur der alberne Tod,
 Doch kenn' ich die Menschen — aus ihrer Noth.

Der Bettelmann hat das zur Lehr' genommen,
 Hat stets den Sack voll Versprechen bekommen,
 So daß er hat können vom Winde leben,
 Viel Andern noch reichlich davon gehen;
 Hat große Schätze davon erworben
 Und ist noch an der Windsucht gestorben.

Sankt Peter mit dem Pudel.

Legende.

Motto:
 Gfcl dulden stumm,
 Mzugut ist dumm.

Lebensregel.



Sankt Peter saß am Himmelsthor,
 Da winkelt es draußen fromm davor,
 Doch bescheiden kaum aller sieben Stund'
 Zuletzt schwach voll es mit frommem Mund
 Und wedelte, wie mit dem Schwanz an die Thür.
 Sankt Peter schlummerte für und für,
 Jetzt kommen so selten noch Christen herauf;
 Da voll es hörbar. Da that er auf
 Und sah gar einen Hund, nicht klein,
 Der wollte auch in den Himmel hinein.
 Er glaubte: das ist der Edelmann,
 Der zum Hunde worden, lobesam,
 Und frug ihn barsch: Was willst du hier?
 Hier gilt kein strafverhertes Thier;
 Wer seinen Himmel auf Erden gehabt,
 Wird billig darauf mit der Hölle begabt.

„Ach, spricht der Hund, den Himmel nicht —
 Ich suche nur meines Herrn Gesicht!
 Und da er doch muß im Himmel sein,
 Will ich unter seinen Stuhl nur hinein!
 Sankt Peter schilt: Ein neu Verlangen!
 Gewiß ist dir's bei ihm zu wohl gegangen.
 Seinen Namen zu nennen kann dir nicht schaden!“

— Sie nannten ihn alle nur Gw. Gnaden,
 Und immer war er mir, ach, so gnädig!
 Von Knochen war mein Bauch nie ledig —
 Ich hatte mein' eigne Hundehütte
 Und jährlich frisches Stroh, eine Schütte.
 Mein Halsband war mit Sammet gesütert.
 Mein guter Herr! Heil, wer ihn nur wittert! —

Da sprach Sankt Peter mit sanftem Mund:
 Du du frommer und getreuer Hund!

Doch sage mir an, du dankbar Thier,
 Was hast du auf deiner Nasen hier?
 Da glüht eine lange kahle Stelle,
 Die starrt so blutroth, wund und helle —
 Die Nasen ist gar ein empfindlicher Theil!

Drauf sprach der Hund: Ach Herr, sie ist heil,
 Sie heilte von einem Male zum andern!
 Vor langer Weile — unter andern —
 Betropft sie mir mein Herr — nur im Scherze —
 Mit brennendem Siegellack frisch von der Kerze
 Und drückte sein abliges Wappen' mir drauf:
 Dann rief er zum Hochgeehrten: Nun lauf!

Da sprach Sankt Peter: Im Höllenpfehl
 Da sitzt dein Herr wohl, auf glühendem Stuhl.
 Jed' anderer Hund wär' lange todt —
 Ich thue dir auf, denn es thut schier noth,
 Daß Thiere nun werden im Himmel genommen,
 Da endlich so wenig Christen mehr kommen;
 Auf jeder humanen Eisenbahn
 Ist Thieren ein Kasten aufgethan;
 Doch sag' mir erst: Was für ein Hund du bist,
 Der so duldbend, so stumm — und so dankbar noch ist?

Da verkroch sich der Pudel, als müßt' er ihn schlagen,
 Und sprach, ganz blaß vor Furcht und Zagen:
 Ich bin nur ein armer Hund von der Gasse —
 Ich bin — verzeiht mir! — ein Deutscher von Race.

Und schnell wie der Wolf war er fort und hinaus!
 Da schämte Sankt Peter und weinte sich aus.
 Drauf sah er der Spur nach auf der Stelle:
 Ob er seinem Herrn auch folg' in die Hölle?

Für Liebende.

Der Liebe Lohn.



Seid mir gesegnet, die ich vergoß,
 All ihr Thränen! den ich gewandelt,
 Sei mir gesegnet, Weg des Lebens!
 Denn in die Gefilde der Seligen
 Bin ich gekommen!
 Und die Thränen, als Blumen hier entpfeßt,
 O wie wehen, wie duften sie alle mich an!

Nun an der Brust der Göttlichen, ach,
 Ruh' ich schon lange —
 Selig es hörend, klopfet so süßesüß
 Ihr Herz für mich! verdien' ich's — für mich!
 Liebelustend schauet ihr Auge
 Auf zu den heiligen Sternen —
 Aber ich — schauet ihr lieber
 In das verklärte Auge!
 Zurückdenkend sag' ich ihr dann:
 O Psyche, was litt ich um Dich!
 Und fast schmerzlich zu mir geneigt
 Flüstern, wie atmende Rosen,
 Mir ihre Lippen:
 „Ach! — Wie soll ich Dir Alles vergelten? —“

Brautmorgen.



Wun laß die Sterne fliehen,
 Wir haben unsern Ort!
 Laß Wolf' und Wölkchen ziehen,
 Wir ziehen nicht mehr fort!

Geheimnisvolles Regen
 Und schnuckelvoller Flug
 Kann uns nicht mehr bewegen,
 Wir kennen das genug!

Wir haben uns gefunden
 Wir haben es erreicht,
 Wir halten uns umwunden
 Noch wenn die Nacht erbleicht.

Was die Natur durchschüttert,
 Was Alle selig macht,
 Davon sind wir durchzittert
 Und unsre Brust durchsacht!

Das Lied vom Kusse.



Im Kuß ist ohne Gleichen
 Der Liebe wahrstes Zeichen
 Und zartester Genuß!
 Ist Anfang, Mitt' und Ende,
 Der Liebe Frühlingewende,
 Der Wiener Weibchengruß.

Wer küßt, verheißt sein Leben
 Dir auch so hinzugeben
 Und Liebesüberfluß;
 Ein Kuß vergilt die Leiden,
 Und für die reinsten Freuden
 Dankt man mit einem Kuß.

Du kennst das Gold am Glanze,
 Die Jungfrau an dem Kranze,
 Das Weib ist wie ihr Mund;
 Wie frisch sie leb' und blühe,
 Wie heiß sie lieb' und glühe,
 Das thut ein Kuß dir kund.
 Die Augen können trügen,
 Die Worte können lügen,
 Geschenke, die man giebt,
 Ein Kuß nicht? — Auch! — doch wisset:
 Wer nie dich recht geküßt,
 Hat nie dich recht geliebt!

Was die Sonne nicht sieht.



Alles schaust du, Alles hast du,
 Unbegreiflich reiche Sonne!
 Aber einen solchen Abend
 Wie uns Menschen heut umzaubert
 Seit du von uns weg gesunken: —
 Einen Halbmond in den Wolken,
 Solche sanft entglommene Rosen,
 Solchen Duft der Nachtviolen,
 Diesen Sternenglanz im Wasser,
 So geheimnisvolle Stille
 Und ein Horchen und ein Flüstern,
 Und dies Nahen der Geliebten,
 Ihr Greifen, ihr Umschlingen,
 Und ihr Halten an dem Busen
 Und den Druck der lieben Händchen
 Und ihr Lächeln und ihr Blicken
 Aus dem Dämmer in das Dämmer —
 Hast du, sahst du das, o Sonne?!

Der Apotheker.

von F. Rückert.



ges. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Friedrich Mückert.

Der Apotheker.



am ein alter, rost'ger,
Kalter, frost'ger,
Dürrer, eingeschrumpfter,
Abgestumpfter,
Arzneischmecker,
Gläserlecker,
Apotheker, langsam,
Mühevoll-gangsam,
Durch den Garten schleichend,
Und sah leidend
Bäum' und Pflanzenarten
An im Garten.
Um die Eigenschaften,
Die da haften
An den schönen Sachen,
Auszumachen:
Was für blöde Augen
Möchte taugen?
Was für Ohrenklingen
Aufzubringen?
Und was auszuwittern
Wider's Jittern?
Was die Licht in Fingern
Möchte ringern,
Und was die in Füßen
Auch verjüßen?
Was für Gliederreißen
Gut zu heißen?
Was das Lungenkeuchen
Möchte scheuchen?
Wider Magendrücken
Was zu yflücken?
Wider Seitenstechen

Was zu brechen?
Und was abzurufen
Wider'n Schnupfen?
Woraus Thee zu kochen
Zur Sechs Wochen?
Nüchtern was zu lauen
Zum Verdauen?
Was sich ließ im Stillen
Drehn zu Pillen,
Oder was verbergen
In Latwergen?
Was da zu bestimmen
Zum Bauchstimmen,
Und was zu vereinigen
Zum Blutreinigen?
Was zusammen zu scharren
Zu Katharren?
Als so weit bekommen
Er gekommen;
Sah ich Bäume wanken
Wie die Kranken,
Daß von weissen Stielen
Blätter fielen,
Und am Boden klebten
Gleich Recepten.
Als fortfuhr das Mustern,
Ward zu Hustern
Aller Nachtigallen
Liederfchallen;
Und die Rosenhecken
All vor Schrecken
Wurden leichenfarber
Als Rhabarber.

Blücher.

1.

Als Blücher auf dem Feld der Schlacht
Gewaltig disputirte,
Wo Gott der Herr mit seiner Macht
Ihm selber präsidirte;
Hat England ihn dafür
Nach Recht und nach Gebühr
Gemacht zum Doctor juris,
Doctor vom achten Ritterrang,
Das Schwert ist deine Feder,
Die Streitsach' ist ein Waffengang,
Das Schlachtfeld der Katheder;
Da trittst du mit Gewicht
Dem Feind vor's Angesicht,
Als rechter Doctor juris.
Fahr nur in dem Prozesse fort,
Den du mit ihm begonnen,
Rühr mit Kanonenschall dein Wort,
Bis daß du hast gewonnen.
Lehr' unser deutsches Recht
Dem Franzmann im Gefecht,
Held Blücher, Doctor juris!

2.

Als Blücher der Held und Wellington
Als Sieger zusammen traten,
Die beiden, die sich lange schon
Gekannt aus ihren Thaten;
Da sprach zu Wellington Blücher bald:
Du Held, so jung von Jahren,
An Klugheit und Bedacht so alt,
Wie ich mit grauen Haaren!
Da sprach zu Blücher Wellington:
Du Held von starker Tugend,
Von Locken so gealtert schon,
Das Herz so frisch von Jugend!
Da stand der Jüngling und der Greis,
Sie gaben sich die Hände,
Und fragten, ob auf dem Erdenkreis
Noch so ein Paar sich fände.

3.

Als von Frankreichs Blücher der Held
Nach England überfuhr,
Ward er geehrt wie auf der Welt
Man ehrt in England nur.

Als nah das Schiff der Küste war,
Das Deutschlands Helden trug,
Jaudzt' ihm vom Strand der Britten Schaar
Entgegen laut genug.

Ein Keel, stark wie ein Felsenriff,
Springt in die See vom Strand,
Und wadet durch bis an das Schiff,
Hält's an mit seiner Hand.

Er langt hinein mit einem Griff,
Oh er sich's recht beschn,
Und zieht hervor aus Blüchers Schiff
Mit beiden Armen wen?

Der da zuvorberst steht im Schiff,
Das muß der Blücher sein;
Drum nach dem vordersten er griff;
Das muß der Blücher sein!

Er setzt ihn auf, durchs Meer ihn trägt;
Da von den Schultern spricht,
Der drauf sitzt und die Ohr' erwägt:
Ich bin der Blücher nicht.

„Und wenn du nicht der Blücher bist,
So mußt du in die Flut.“
Wenn der ein guter Schwimmer ist,
So ist es für ihn gut.

Der Keel noch einmal hin an's Schiff,
Und greift noch einmal drein,
Doch setzt er nach dem größten griff:
Das muß der Blücher sein!

Die Lieb' ist blind, die sich vergriff;
Seht! der ist Blücher, der!
Der größt' und vorderst nicht im Schiff,
Und doch der Blücher er!

Nun setzt ihn nur auf Schultern hoch,
Tragt ihn vor allen her!
So ist er nun der größte doch,
Der vorderste doch er.

4.

Als Blücher durch die Straßen
Londons im Wagen fuhr,
Drängte sich ohne Maßen
Das Volk auf seine Spur.

Sie wollten all ihn grüßen;
Da hielt er aus dem Schlag,
Weil man sie wollte küssen,
Die Hand den ganzen Tag.

Sie küßten auf und nieder,
Wo jeder kam dazu,
Die Hand durch alle Glieder
Die Hand und ihren Schuh.

Da sprach der alte Streiter
Still zu sich mit Verstand:
Wenn das so fortgeht weiter,
So komm' ich um die Hand.

Man wird sie ab mir küssen;
Und ja nicht weiß ich doch,
Ob ich sie werde müssen
Nicht brauchen irgend noch.

Drauf eine Hand von Leder
Seht' er an jener Statt:
Da küsse nun sich jeder
Nach Lust am Leder fatt.

Sie sahn am Wagen baumeln
Die Hand, die schlapp genug;
Sie küßten sie mit Laumeln,
Und merkten nicht den Trug.

Auffiel ihr weß Gesäßlotter
Doch einem von der Schaar,
Der von Pudding und Porter
Genährt am besten war.

Obdam! sprach er verwegen;
Wie konnte diese Hand
Nur führen jenen Degen,
Der Frankreich überwand?

5.

Da kamen, von dem Namen
Des deutschen Feldmarschalls
Gelockt, die britt'schen Damen
Herbei nun ebenfalls.

Beghrten von den Haaren
Des alten Feldmarschalls,
Als Schmuck sie zu bewahren
Am Busen, um den Hals.

Da zog er ohne Stocken
Den Hut vom Haupte fein,
Und zeigte, daß die Locken
Ihm ausgegangen sein.

Verzeihung, schöne Damen,
Daß ich mit solchem Flor
Nicht dienen kann, es kamen
Guch andre schon zuvor;

Die mir die Locken nahmen
Und stritten drum zumal;
Die Jahre, schöne Damen,
Sind's, die mich machten kahl.

Die kriegerischen Jahre,
Sie nahmen alles schier,
Und diesen Rest nur spare
Ich noch für Deutschland hier:

Daß, wenn mir altem Tropyse
Wird dort mein Lorbeerkranz,
Er auf dem kahlen Kopfe
Sei ohne Halt nicht ganz.

6.

Der König Wilhelm Friederich
Sprach sanft zu seinem Helden:
Ihr spielt, und zwar nicht niederig,
Wie ich mir here melden.

Ich bitt' euch, lieber alter Held,
Des bösen Beispiels wegen,
Stellt ein das Spiel um hohes Geld.
Da sprach der alte Degen:

Ich habe niedrig nie gespielt:
Seit ich das Spiel begonnen;
Und wo dem Feind die Bank ich hielt,
Da habt ihr stets gewonnen.

So laßt, Herr König, also mich
Fortspielen, weil ich lebe.
Doch will ich nicht dadurch, daß ich
Ein böses Beispiel gebe.

Nicht viel verlieren darf, wer noch
Gewonnen keine Schlachten;
Wer sie gewinnt, spielt nie zu hoch,
Das mögen sie beachten.

Und sollt' ich auch mein Fürstenthum
Im hohen Spiel verlieren,
Berliet' ich nie doch meinen Ruhm,
Noch meiner Preußen ihren.

7.

„Bei Gott, ich muß mich zum Empfang
Des alten Helden schicken,
Den ich verfolgt hab' oft und lang
Von hier mit meinen Blicken.

„Ich hab' gesehn in mancher Schlacht
Wel seine Bligesschnelle,
Und sehnd, eh ich es gedacht,
Ist er auch hier zur Stelle.

„Weit drüben, dacht' ich, sei er noch,
Dazwischen weite Klüfte,
Er aber ist hin drüber hoch
Gesprungen durch die Lüfte.

„Als ob im Dampf er vor sich hab'
Den Graben einer Schanze,
Ist er gesprungen übers Grab,
Und ist schon nah im Glanze.“

Im Himmel sprach der alte Feig,
Und hob des Blüchers wegen

Sich von dem hohen Heldenig,
Und ging ihm straks entgegen.

Der Blücher kam ihm doch zuvor,
Eintrat er gleich dem Blige,
Und senkte, schreitend durch das Thor;
Vor ihm des Degens Spitze.

Vorbei schritt er dem alten Feig
Und trat, ohn' umzuschauen,
Hin, wo er sah auf ihrem Sitz
Die Königin der Franken.

Da bracht er seinen ersten Gruß
Der preussischen Luise,
Und beugte vor ihr seinen Fuß,
Daß er ihr Ehr' erwiese.

Worauf er den Bericht ihr gab
Von Gräßen; die ihr Gatte,
Sein König, für sie über's Grab
Ihm anbefohlen hatte.

Sie dankt' ihm mit Holdseligkeit;
Und so, nach abgethanen
Geschäften, trat er dienstbereit
Zu seines Königs Ahnen.

Geharnischte Sonette.

1.

Er Mann ist wacker, der, sein Pfund
benutzend,
Zum Dienst des Vaterlands lehet seine Kräfte:
Nun denn, mein Geist, geh auch an dein Geschäft,
Den Arm mit den dir eignen Waffen puzend.

Wie fühne Krieger jetzt, mit Blutblick truzend,
In Reihn sich stellend, heben ihre Schäfte;
So stell' auch Krieger, zwar nur nachgeächte,
Geharnischter Sonette ein paar Duzend.

Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
Aufquellst, wie Riesen aus des Stromes Bette,
Stell' euch in eure rauschenden Geschwader!

Schließt eure Glieder zu vereinter Kette,
Und ruft, mithadernd in den großen Haber,
Gri: Waffen! Waffen! und dann: Kette! Kette!

2.

O daß ich stünd' auf einem hohen Thurme,
Weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:

Wie lang willst du dich winden gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feinds Triumphrads Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir genug gerieben, daß dichs endlich wurme?

Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
Wir selber fühlten mit fühllosem Rücken
Lang genug den Druck von eures Feindes Hufen.
Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen —
Voll mehr als Stein, wie lang darf man dich
drücken?

3.

Was schmiedest du Schmied? „Wir schmieden Ketten,
Ketten!“

Ah, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du Bau'r? „Das Feld soll Früchte
tragen!“

Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.
Was ziehst du Schütze? „Lob dem Hirsch, dem
fetten.“

Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was frickst du Fischer? „Reh dem Fisch, dem
zagen.“

Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?
Was wiegest du schlaflose Mutter? „Knaben.“
Ja, daß sie wachsen, und dem Vaterlande,
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter du? „In Gluthbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen.“

4

Ihr, die ihr klebt an eurem Werkgerüste,
Um Holz und Stein nach eurem Maß zu hauen
Damit nur jeder laß' ein Werklein schauen,
Sich jeder nur als kleiner Schöpfer brüste!

Wann laßt ihr das thörichte Gelüste,
Ein grundlos Nichts auf eurem Sand zu bauen?
Ihr bauet Hättlein, und es sinkt mit Grauen
Indeß die Veste, Vaterland, ins Wüste.

O sammlet, sammlet euch, zerstreute Haufen,
Legt euer kleines Werkgeräth bei Seiten,
Wollt nicht euch um die Mörtelsteine raufen!

Erst gilt's den Mittelpunkt euch zu erstreiten,
Der Freiheit Grundstein erst gilt's zu erkauen
Mit Blut; dann baut drauf eure Einzelheiten.

Liebesfrühling.

1.

ch hab' in mich gefogen
Den Frühling treu und lieb,
Daß er der Welt entflohen,
Hier in der Brust mir blieb.

Hier sind die blauen Lüfte,
Hier sind die grünen Au'n,
Die Blumen hier, die Düste,
Der blüh'nde Rosenzaun.

Und hier am Busen lehnet
Mit süßem Liebesaß
Die Liebste, die sich sehnet
Den Frühlingswonnen nach.

Sie lehnt sich an zu lauschen,
Und hört in stiller Lust
Die Frühlingströme rauschen
In ihres Dichters Brust.

Da quellen auf die Lieder
Und strömen über sie
Den vollen Frühling nieder,
Den mir der Gott verlieh.

Und wie sie davon trunken
Umblücket rings im Raum,
Blüht auch von ihren Funken
Die Welt, ein Frühlingstraum.

2.

Sie sah den Liebsten schweigend an,
Sie such' ein Wort, auf das sie sann.
Sie dachte, und in Duft zerfloß
Des Denkens Faden, den sie spann.

Empfindung tauchte auf, als wie
Die Nymph' aus Fluten dann und wann.
Und tauchte wieder in die Flut,
Als ob es sie zu neu'n begann.

Die Seele war der Knospe gleich,
Die will und sich nicht aufthun kann.
Sie lächelte, als staunte sie
In sich ein holdes Räthsel an.

Sie athmete, als ob auf's Herz
Ihr drück' ein süßer Zauberbann.
Sie blickte wie nach einem Traum,
Der schwimmend nicht Gestalt gewann.

Sie flüster, es war kein Wort,
Ein Hauch nur, der in Dufte zerrann.
Sie flüster' ihm das Wort ins Herz:
Du bist ein sehr geliebter Mann.

Du bist ein sehr geliebtes Weib.
So sprachen sie und schwiegen dann.

3.

Warum sich zwei erwählen,
Zusammen Eins zu sein,
Untrennlich sich vermählen
Zu Leib- und Seelverein?
Sind sie dazu geboren?
Von Gott dazu erkoren?
Es ist nicht auszuzählen,
Warum es so muß sein.

Die Welt, sie stand so munter
Vor meinen Augen da;
Die ganze ging mir unter,
Da ich den Sinen sah!
Es saßte mich ein Bangen,
Wie ich sie sah zergangen;
Doch schöner ging und bunter
Sie auf im Freunde ja.

Ich träumte nur von Wonne,
Wann ich mich sonst gefreut;
Ich meinte wol, daß Sonnen
Mir schienen auch wie heut;
Das alles war ein Schatte,
Da ich die Lust nicht hatte,
Die nun als wie ein Brönnen
Sich aus sich selbst erneut.

Es wurden die Gewalten
Der Liebe mir bewußt;
Ich fühlte sich entfalten
Im Herzen eine Lust.

Mit meinen Liebesblicken
Die Schöpfung zu umfassen,
Gott, Himmel, Welt zu halten
Vereint an meiner Brust.

Kann man im Herzen tragen
Soviel zu jeder Frist?
Ich will davor nicht zagen,
Weil Alles Ein's nur ist.
Durch Liebe will ich zeigen
Der Welt, ich sei liebeigen.
Und jeder Blum' es sagen,
Daß du mein Gatte bist.

Ich will die Liebespenden
(O zürne nicht der Braut)
An alle Welt verschwenden,
Wie Lenz vom Himmel thaut.
Mir ist soviel geliebet:
Ich kann sie Alle lieben,
Dhn' etwas zu entwenden
Dir Einem süß und traut!

4.

Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonn', o du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darcin ich schwebte,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!
Du bist die Ruh, du bist der Frieden,
Du bist der Himmel mir bestieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir werth,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein bestes Ich!

5.

Der Himmel hat eine Thräne geweint,
Die hat sich ins Meer zu verlieren gemeint.
Die Muschel kam und schloß sie ein:
Du sollst nun meine Perle sein.
Du sollst nicht vor den Wogen zagen,
Ich will hindurch dich ruhig tragen
O du mein Schmerz, du meine Lust,
Du Himmelssträn' in meiner Brust!
Gieb, Himmel, daß ich in reinem Gemüthe
Den reinsten deiner Tropfen hüt.

6.

Deine Liebe hat mich beschlichen
 Wie der Frühling die Erde,
 Wann der Winter nun ist entwichen,
 Kaum merkt sie, daß warm es werde.
 Aber der Sonne heimliche Kraft
 Hat schon das Herz ihr gerührt,
 In der Wurzel regt sich der Saft,
 Noch ehe der Zweig es spürt.
 Der Schnee zerschmilzt, die Wolken zergehn,
 Die erste Blüt' ist entglommen,
 Dann sieht sie in voller Glut sich stehn,
 Und weiß nicht, wie es gekommen.

7. Vorfrühling 1821.

Der Frühling war im Hauch der Lüfte,
 Und in der Sonne mildem Schein;
 Doch mischten keine Blumendüfte
 Sich, keine Blumenfarben, drein.
 Wol an der heitern Himmelsbühne
 Stand lächelnd das verklärte Blau,
 Doch wollte nicht das frische Grüne
 Hervor sich wagen auf der Au.

Da wandelte, im grünen Schleier,
 Sie ihren Garten auf und ab;
 Was giebt er ihr zur Frühlingsfeier,
 Der ihr so oft sein Schönstes gab?

Er hat ihr heute nichts zu geben,
 Er ist so arm, es kränkt ihn still,
 Er kann den Frühling nicht erstreben,
 Den er ihr gerne opfern will.

Und hast du nichts ihr darzubringen,
 O schwächte nicht in eitlem Harn!
 Versuch' ihr selbst es abzurufen;
 Sie ist so reich als du bist arm.

Da langt als ein verwegener Freier
 Ein übermüth'ger Rosendorn
 Nach der Gebieterin grünem Schleier,
 Und hält ihn fest in süßem Zorn.

Er segnet seines Glückes Loose,
 Zu prangen mit geborgtem Grün,
 Und sieht erstaunt die Frühlingsrose
 Des Angesichts im Grünen blühen.

Edelstein und Perle.

I.

Du meiner Liebsten kam ich jüngst gegangen,
 Und fand sie dort in ihrem stillen Zimmer,
 Von holder Ruh' auf weichem Sitz umfangen.

Sie war dabei im schönsten Puz, wie immer,
 Und von dem Tisch her trieb das Licht der Kerze
 Sein leises Spiel mit ihres Schmuckes Schimmer.

Es hätte lieber, als daran im Scherze,
 Im Ernst sich mögen an den Augen weiden,
 Doch war ihm das versagt zu seinem Schmerze:

Vom Schlaf geschlossen waren faust die beiden.
 Ich sah es, kam mit leisen Tritten nah
 Und setzte still mich neben ihr bescheiden.

Ich kann nicht sagen, wie mir da geschah:
 Ich hatte über sie mich hingebeugen,
 Daß ich sie unter mir aufathmen sah.

Vom Duft des Schlummers, der in leisen Bogen
 Auf ihres Busens Füllen schwamm, empfand
 Ich einen Zauberkreis um mich gezogen;

Und ob die Scheu in mir gleich widerstand,
 Doch fühl' ich mit dem Haupt, vom Dufte trunken,
 Mich hingefunken an des Busens Rand.

Ich schien mir selber auch in Schlaf versunken;
 Nicht wundert mich's in diesem Anbetrachte,
 Daß es die zwei auch mochte so bedunken,
 Die jegund an zu sprechen fingen suchte.
 Wel sollte, was sie sprachen, ihnen gelten
 Allein, nicht mir, der, ihnen unkund, wachte.

Denn so was hört ein Mensch im Baden selten.
 Als ich gehört an jener Stelle meine
 Zu haben von Bewohnern zweier Welten.

Die Perle sprach mit einem Edelsteine.
Gleich hatt' ich heid' erkannt an ihren Stimmen,
Hatt' ich gleich reden hören nie noch eine.

Denn anders reden Perlen, welche schwimmen
Auf Meeresfluth, als die im eignen Lichte
Im dunklen Erdsnacht, Edelsteine, glimmen.
Da sprachen sie, was ich euch hier berichte.

2

Hier wohn' ich an des Ohrs gewölbter Pforte
(So klang es schmelzend zu mir her von oben)
Und höre da hineingehn alle Worte,

Womit man sich beifert, die zu loben,
In deren Dienst ich mich allhier befinde,
Um an ihr alle Künste zu erproben,

Wie man durch's Ohr den Weg zum Herzen finde.
Doch sie, was ein zum einen Ohr ging, wieder
Läßt sie hinaus zum andern gehn geschwinde.

Ich aber habe nun die alten Lieder
Der Schmeichelei genugsam hören müssen,
Wie man sie ganz vergöttert auf und nieder.

Man nennt sie himmlisch schön von Haupt zu Hüfen
Mich wundert, daß ich noch nicht trunken worden
Von all dem unterwegs verlorne Süßen,

Wie eine Blum' an Nektarflusses Borden.
Doch so viel muß ich freilich selber sagen,
Gehör' ich gleich nicht in der Schmeichler Orden:

Mein hartes Schicksal hab' ich zu beklagen,
Das aus dem ganzen Liebesparadiese
Mich hier zum fernsten Winkel hat verschlagen.

O wie ich selig mich auf ewig priesse,
Wenn einmal nur, was so mit Uebertreibung
Von fern man lobt, mir in der Näh sich wiesse!

Mich reizte so die art'ge Erdbeschreibung,
Daß ich, gelockt von fernem Himmelsstrichen,
Ward überdrüssig der Zuhausebleibung.

Still' hat ich einst vom Ohr mich fortgeschlichen;
Und wenn ich ständ' in besserer Gankt beim Glückte,
So wär' ich da und dort umhergestrichen.

Doch unterwegs ergriff mich seine Lücke
Und machte, daß ich hinfiel ihr zu Fuße;
Da sehnt ich mich nach meinem Ohr zurückte.

Sie aber ließ, zur wohlverdienten Buße
Der Wanderlust, ein Weilchen dort mich liegen,
Und holte mich dann endlich heim mit Ruße.

Nun will ich mich denn hier in Ruhe wiegen
Und, ohne weiter auszugehn auf's Schauen,
Kroh sein, was ich hier mag zu hören kriegen.

Doch muß ich das auch sagen im Vertrauen,
Daß ich zuweilen besser mich erquicke,
Wenn sie vorm Spiegel steht wie andre Frauen.

O wie dann immer segn' ich mein Geschicke,
Das mich hieher gebracht hat aus den Wogen,
Wo ich die Welt der Schönheit überblicke!

Doch leider ist das Glück so schnell entflohen:
Denn kaum daß sie zum Spiegel hin sich bückte,
Hat sie sich auch schon wieder weggebogen.

O wenn sie wüßte, wie sie mich entzückte,
Wie gern mit ihrem Bild ich Blicke tauschte;
Ich glaube, daß sie langsamer sich schmückte.

Mein, wenn sie wüßte, wie ich mich herauschte,
Wie, wo sie sich allein glaubt ohne Zeugen,
Der Schalk von ihrem eignen Ohr her lauschte;

Ich glaube, daß, den Hochmuth mir zu beugen,
Sie mit der Hand mir geben würd' ein Kläppchen
Daß es mir ein Geschwürfischen würd' erzeugen.

Ja steigen zu des Ohres zartem Läppchen
Würd' ihr vor Scham das Blut, das ich es spüren
Und röther würde werden als ein Häppchen.

Das will ich denn mir zu Gemüthe führen
Und, um zu schönen meinen Glanz, den feuchten,
Mit keinem unvorsicht'gen Blick mich rühren.

Das aber will von dir mir seltsam deuchten,
Herr Edelstein, mit Strahlen breit dich machend,
Wie du so kecklich wagst darein zu leuchten.

Dein Loos ist freilich gegen meines lachend.
O wenn du wünschtest, daß du mich verbindest,
Erzähle, weil wir zwei allein sind wachend,
Wie du auf deinem Busen dich befindest!

Die deutschen Fabeldichter.

Hagedorn. Gellert. Lichtwer. Willamow.
Pfeffel &c.



Was wir leider von so vielen Producten deutscher Literatur und Kunst überhaupt sagen müssen, daß sie, wenn auch nicht grade eine unmittelbare Nachbildung des Fremden, doch wenigstens aus fremdländischer Anregung hervorgegangen ist, findet auch theilweis auf die Ausbildung der deutschen äsopischen Fabel seine Anwendung. Wir finden dies Gebiet der Poesie zwar schon sehr früh nach dem Muster der antiken, dem Aesop zugeschriebenen Fabeln in Deutschland angebaut, und die vorzüglichsten Fabeln lieferten Ulrich Boner, ein Predigermönch, der in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte, und nach ihm Burkard Waldis und Hans Sachs. Später indessen ging diese Dichtungsart ganz verloren, bis endlich Hagedorn zuerst sie wieder zu Ehren brachte. Indessen ist der Einfluss, welchen die französischen Dichter zu jener Zeit auf Deutschland ausübten, und dem auch Gellert und seine Anhänger und zum Theil auch die Dichter der sächsischen Schule erlagen, bei Hagedorn in allen seinen poetischen Productionen nicht allein bei den Fabeln deutlich hervortreten: indessen müssen wir auch zu seinem Verdienst hinzufügen, daß es gerade ihm vor allen seinen Zeitgenossen am glücklichsten gelang, die Anmuth und Eleganz, die Leichtigkeit und die geistreichen Spielereien der französischen Poesie in die deutsche zu übertragen, während dieselben Versuche der meisten Dichter jener Periode immer nur unbehülfliche, schwerfällige Nachahmungen hervorbrachte, welche weit hinter den Originalen zurückblieben.

Es ist indessen an dieser Stelle unfres Werkes nicht Raum genug übrig, uns in einer längeren Abhandlung über die Geschichte und die eigentliche Dichtungsart der Fabel auszusprechen, da die Zahl der deutschen Fabeldichter, die hier genannt werden müssen, nicht gering ist, doch wollen wir wenigstens die scharfsinnige Definition der Fabel, die Lessing von derselben giebt, hier anführen, und diese heißt folgendermaßen: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Fall die Wirklichkeit ertheilen, und eine

Fabel im weitern Sinne so viel als Märchen, Erzählung einer erdichteten Begebenheit, wird in der Poesie im doppelten Sinne gebraucht; indem man einmal in epischen und dramatischen Gedichten das Gewebe der Begebenheiten (das Sujet), dann aber auch eine eigene Dichtungsart, oder ein solches Redeproduct mit diesem Namen bezeichnet, welches man zum Unterschiede von jener die äsopische Fabel, auch wohl Aesoplog zu nennen pflegt.

Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.“

Zu jener Zeit nun, als die Fabel auch in der deutschen Poesie so zu sagen ein Bürgerrecht zu gewinnen suchte, galt nicht nur in Frankreich allein, sondern auch unter den Dichtern aller anderen Sprachen, LaFontaine als das unübertreffliche Muster eines Fabeldichters; ihm schloß sich daher Hagedorn zunächst an. In allen seinen Fabeln, die sogar größtentheils auch, was die Erfindung betrifft, Nachbildungen der LaFontaineschen sind, suchte er seines Vorbildes glänzende Eigenschaften, und wie gesagt mit Glück, zu erreichen. So war es denn auch nicht zu verwundern, wenn die Hagedornschen Fabeln gleich bei ihrem Erscheinen das allgemeinste Aufsehen erregten, besonders da der Dichter es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hatte, in ihnen auch die Lächerlichkeiten und Schwachheiten seiner Zeit zur Schau zu stellen und durch witzige Einfälle und naive Scherze lächerlich zu machen. Im Uebrigen verdient er den Beifall, welchen ihm seine Zeitgenossen im reichen Maße zufließen ließen, vollkommen, denn auch sein Styl ist elegant fließend, die Composition gelungen und die Ausführung kurz und gedrungen, durchaus keine unnötigen Längen enthaltend, die der Fabel besonders nachtheilig sind und ihren Eindruck schwächen.

Von diesem letzten Fehler hat sich insbesondere Gellert nicht los machen können, und er hat denselben wohl eigentlich mit von LaFontaine überkommen, ohne wie dieser die Gewandtheit zu besitzen, durch blendende Spiele des Witzes die Längen zu verbergen. Nichts desto weniger concentrirte Gellert die Neigung und den Beifall des gesammten Volkes auf sich in einem so hohen Grade, wie ihn wohl selten wieder Jemand erreicht hat, und der Grund hierzu liegt wohl hauptsächlich in dem Charakter des Dichters, der auch in alle seine Poesieen hineingegangen ist, und die freundliche Gutmüthigkeit, die leicht verständliche Moral, verbunden mit treuherziger Schalkhaftigkeit und populärem Witz, die sich überall in seinen Arbeiten finden, sind nicht das Product einer künstlich hereingeholten Moralphilosophie, sondern das treue Ergebnis seines biederen, kindlich gutmüthigen Herzens. So sind denn Gellerts Fabeln das Buch der Nation geworden, und wie Garve sagt: „man liebt sie, wo man sonst nichts liebt; Jedermann versteht sie und findet den Scherz, woran er sich vergnügen und die Wahrheit, die ihn bessern soll.“

Ein Fabeldichter, dessen Name jetzt einen eben so bedeutenden Klang haben würde, wenn seinem Talente nicht durch einen frühzeitigen Tod die Grenze gesetzt worden wäre, ist J. S. Michaelis. Seine hübschen kleinen Fabeln finden sich in allen Mustersammlungen und ähnlichen Collectiv-Verken, und sind gewiß den meisten Lesern bekannt, wie z. B. die von der Taube, welche der auf dem Bache schwimmenden Biene ein Blatt zuwirft, auf welches sich diese rettet, und nachher den Jäger in die Hand schießt, der die Taube schießen will; — die Erzählung von dem Bauer, der es tadelt, daß die Kürbisse an einer Kanke und nicht auf Eichbäumen wachsen, u. A. m.

Nach Gellert hat indessen den größten Ruf als Fabeldichter unstreitig Lichtwer erreicht, und dieser hat vor demselben unstreitig den Vorzug, daß die in seinen Fabeln enthaltene Moral keine kalte abgedroschene Lebensregel enthält, sondern auch das Herz und das Gemüth selbst angeht. Außerdem grenzen seine Fabeln weniger an die didactische, als an die epische Poesie, und die Wahrheit dieser Schauptlung findet man besonders da recht deutlich hervortretend, wo es ihm mehr darauf ankömmt, die einzelnen Vorgänge mit größerer Bestimmtheit und ausgeführter zu zeichnen, eine Manier, der aber durchaus nicht diese gemüthliche Behaglichkeit zu Grunde liegt, die wir besonders bei Gellert finden, sondern in welcher deutlich das Bedürfnis nach epischem Schwunge und Ausführung hervortritt. — Lichtwer's Fabeln hatten übrigens das sonderbare Schicksal, daß sie nach ihrem Erscheinen der ersten Auflage im Jahre 1748, bei welchem der Verfasser übrigens nicht einmal seinen Namen genannt hatte, während eines Zeitraums von drei Jahren gänzlich unbeachtet blieben, bis endlich Gottsched darauf aufmerksam machte, worauf bald nachher eine zweite und dann eine dritte Auflage derselben immer noch anonym erschienen; da aber diese dritte Auflage durch Kamler ohne Vorwissen des Verfassers besorgt und viele Veränderungen darin vorgenommen waren, sand sich Lichtwer endlich veranlaßt, bei einer vierten Auflage seinen Namen zu nennen und gegen das Verfahren Kamlers zu protestiren, ein Streit, der damals in der literarischen Welt großes Aufsehen erregte.

Gleichzeitig mit Lichtwer trat unter den Fabeldichtern Willamow auf, welcher dieser Dichtungsart eine andere Gestalt zu geben suchte, indem er sie dialogisirte, wodurch es ihm allerdings leicht wurde, eine größere Lebendigkeit in der Darstellung zu erreichen. Er befaß zwar

ebenfalls das Talent einer leichten, gefälligen Sprache, aber grade durch den Dialog konnte er es nicht vermeiden, die Klarheit und Anschaulichkeit der Erzählung zu beeinträchtigen und in Längen zu verfallen, die den Eindruck des Ganzen bedeutend schwächen.

Einer späteren Zeit als die genannten Fabeldichter gehört Pessel an, der indessen die Fabel ganz wie seine beiden Vorgänger behandelte; indem er diese Dichtungsart nur als das Kleid irgend einer moralischen Mittheilung betrachtete, und indem er diesen Grundsatz mit großer Strenge festhielt, führte er auch die äußere Ausstattung der Fabel in ihre engsten Grenzen zurück und wußte sie mit fast epigrammatischer Kürze zu behandeln, doch entbehren seine Arbeiten diese gemüthliche wohlwollende Weltanschauung, durch welche sich die Uebrigen, besonders Cellert, auszeichneten, ja man findet sogar bei ihm häufig genug eine bis zur Bitterkeit gesteigerte Ironie, welche dem Eindruck des Ganzen schadet.

Außer diesen Dichtern haben noch viele andere, darunter sehr bedeutende Männer, die Fabel bearbeitet, doch ohne sich so ausschließlich oder doch hervorstechend mit derselben zu beschäftigen wie jene, und wir nennen hier nur flüchtig die Namen Haller, J. A. Schlegel, Giseke, Kästner, Ebert, Suero, Lessing, Klein, Ewald v. Kleist, Bodmer, Moser, Zacharia, v. Nicolay, Langbein u. A. m. In der neuesten Zeit hat indessen der Geschmach an der Fabel, die der geistigen Richtung unserer Zeit nicht mehr so wie früher zusagt, bedeutend abgenommen, wo sie auftrat, geschah es meistens nur in politischer Tendenz. Abraham Emanuel Fröhlich, von welchem wir bei Gelegenheit der schwäbischen Dichterschule gesprochen, hat in dieser Richtung sich sehr vortheilhaft ausgezeichnet. Indessen müssen wir hier noch wenigstens die in neuerer Zeit so berühmt gewordenen Fabeln des Superintendenten Hey erwähnen, die wohl einen großen Theil ihres Rufes den geistreichen Zeichnungen Otto Spekters zu verdanken haben. Rein im epischen Sinne behandelt haben diese hübschen kleinen Gedichte allerdings viel mit der Fabel gemein, ohne jedoch ihrer innerlichsten Grundlage nach solche zu sein, da der Zweck des Verfassers beim Niederschreiben derselben wohl auch nicht der war, wirkliche Fabeln zu schreiben.

Wir sehen nun hier noch einige kurze Notizen über die Lebensverhältnisse der vorhergenannten Dichter hinzu:

a) Friedrich von Hagedorn wurde am 25. April 1708 zu Hamburg geboren, wo sein Vater als dänischer Resident im niedersächsischen Kreise lebte. Nachdem er eine sehr sorgfällige Erziehung auf dem hamburgischen Gymnasium erhalten, welches damals eines ausgezeichneten Rufes genoß, studierte er bis 1729 in Jena die Rechte und ging dann als Privatsekretair des dänischen Gesandten nach London. Im Jahre 1731 zurückgekehrt wurde er zwei Jahre darauf als Secretair bei der sogenannten englischen Court, einer großen Handelsgesellschaft in Hamburg angestellt, eine Stellung, die ihm in pekuniärer Beziehung ein hinreichendes Auskommen gewährte, und ihm außerdem noch Muße ließ, seiner Lieblingsbeschäftigung, der Dichtkunst obzuliegen. Er starb am 28. October 1754 in seinem noch nicht vollendeten 47sten Lebensjahre an der Wassersucht.

b) Christian Fürchtegott Cellert ward am 4. Juli 1715 zu Hagnichen, einem kleinen Städtchen bei Freiberg im Erzgebirge, wo sein Vater Prediger war, geboren, von welchem er den ersten Unterricht empfing. Schon früh versuchte sich der junge Cellert in der Poesie, und das erste von ihm bekannt gewordene Gedicht fertigte er in seinem dreizehnten Jahre zu dem Geburtstage seines Vaters. Im Jahre 1729 kam er auf die Fürstenschule zu Meißen, um sich daselbst für die Universität vorzubereiten. Nachdem er dort die Bekanntschaft mit Gärtner und Rabener gemacht, bezog er im Jahre 1734 die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Indessen nöthigte ihn seine schwache Brust, nachdem er bereits seine Studien beendigt, dem wirklichen Predigeramte zu entsagen. Er übernahm daher für's erste eine Hauslehrerstelle, bis er im Jahre 1751 eine außerordentliche Professur an der Universität zu Leipzig erhielt, und las zunächst über die Dichtkunst und die Beredsamkeit, wo seine Vorträge so zahlreich besucht wurden, daß er sie in den öffentlichen Hörsälen der Universität halten mußte. Zuhörer aus allen Ständen strömten ihm zu, so weit hatte sich sein Ruf bereits verbreitet. Bekannt ist, daß Friedrich der Große ihn zu sich rufen ließ und sich mit der Unterredung Cellerts so wohl zufrieden zeigte, daß er ihn le plus raisonnable de tous les savants allemands nannte. — Besonders erfreute sich auch Cellert der Freundschaft des Churfürsten von Sachsen und der preussischen Prinzen Carl und Heinrich, von denen der Letztere ihm sogar das Pferd zum Geschenk machte, welches er in der Schlacht bei Freiberg geritten, da die Aerzte dem Dichter, welcher an Hypochondrie litt, Bewegung anrathen hatten. In seiner letzten Krankheit schickte ihm der Churfürst sogar seinen Leibarzt, dessen

Kunst den gefeierten und so allgemein betrauereten Dichter jedoch nicht mehr am Leben erhalten konnte, der am 13. December 1769 in seinem 55ten Lebensjahre starb.

c) Magnus Gottfried Lichtwer wurde am 30. Januar 1719 zu Würzen geboren; er studierte in Leipzig und Wittenberg die Rechte, erhielt an der letzteren Universität die Doctorwürde, trat dort eine Zeitlang 1747 als öffentlicher Lehrer auf. Seine geschwächte Gesundheit veranlaßte ihn indessen bald, diese Stelle niederzulegen, worauf er nach Halberstadt ging, wo er verschiedene Staatsämter bekleidete und endlich als königl. Preuss. Hof-, Regierungs- und Consistorial-Rath am 6. Juli 1783 starb.

d) Johann Gottlieb Willamow, geboren 1736 zu Mohrungen in Preußen, bezog 1751 die Universität Königsberg und wurde 1758 Director am Gymnasium zu Thorn. Im Jahre 1767 begab er sich nach Petersburg, um die Direction der dortigen deutschen Schule zu übernehmen. Er legte aber diese Stelle bereits 1776 wieder nieder, um sie mit einer andern bei einem Fräuleinlist zu vertauschen, starb aber schon ein Jahr darauf am 6. Mai 1777.

e) Gottlieb Conrad Pfeffel, wurde am 28. Juni 1736 in Colmar im Elsass geboren, bereits in seinem funfzehnten Jahre bezog er die Universität Halle um dort die Rechte zu studiren. Eine Augenhündung, die ihn dort befiel, war die Ursache, daß er sich noch vor Beendigung seiner Studien nach Dresden begab, wo sich sein Zustand zu bessern schien, aber kaum war er in seine Heimath zurückgekehrt, als ihn neue Rücksälle trafen, welche endlich seine gänzliche Erblindung herbeiführten. Sein nahe ein halbes Jahrhundert ertrug er dieses entsehrliche Schicksal, von der Hand einer liebenden Gattin allein geleitet, die Stunden der Einsamkeit mit der Poesie ausfüllend. Im Jahre 1773 errichtete Pfeffel in Colmar mit Erlaubnis des Königs von Frankreich eine akademische Erziehungsanstalt für die protestantische Jugend, ein Institut, was indessen in Folge der französischen Revolution einging. Seit dieser Zeit verwandte er seine Muse nur zu literarischen Beschäftigungen. Im Jahre 1803 wurde er Präsident des neu errichteten Consistoriums in Colmar, und starb, nachdem er noch zuvor den neunten Theil seiner poetischen Versuche herausgegeben, am 1. Mai 1809.

Die nachfolgenden Gedichte entlehnen wir aus den verschiedenen Sammlungen der betreffenden Dichter.



von Gellert.



gez. u. radirt. v. P. Habelmann.

Verlag v. A. Hoymann & C^o in Berlin.

Christian Fürchtegott Gellert.

Inkle und Jariko.



Die Liebe zum Gewinn, die uns
zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde
Fluthen fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut,
das Leben,
Der ungewissen See auf Brettern Preis
zu geben;

Die Liebe zum Gewinn, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inken auf ein
Schiff.

Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz, und Rechnen seine
Jugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durch's
Schwert befehrt,
Das wir das Christenthum, und unsern Geiz gelehrt;
Er sieht Amerika. Doch nah' an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm
am Strande

Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Ziel auf die Britten los, und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwert. Nur Inke soll
noch leben;

Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung
geben.

Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirretem Sinn,
Der Britte sich zuletzt bei einem Baume hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Oränen,
Ob Hunger oder Schwert ihm wird das Leben
nehmen.

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schwächern
Ohr.

Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor,
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie fragt. Was wird sie thun? Bestürzt zurücke
fliegen?

XV. Heft.

O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen
nicht.

Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiß
Gesicht,

Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmuth seiner
Blicke,

Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.

Nach Inken nimmt dies Kind bei wilder Anmuth
ein.

Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstimmt zu
sein,

Verräth sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge sprach um Günst, und hat um Gegen-
liebe.

Die Indianerin war liebenswerth gebaut,
Durch Mienen red't dies Paar, durch Mienen wird's
vertraut;

Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten speißt sie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu be-
frei'n;

Durch Lächeln ratht sie ihm, getrost und froh zu sein.
Sie sah ihn zehnmal an, und spielt mit seinen
Haaren,

Und schien verwunderungsvoll, daß sie so lockicht
waren.

So oft der Morgen kommt, so macht Jariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Bärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage!
Sie bringt ihm manch' Geschenk, und schmückt sein
kleines Haus

Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschaalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern
prahlen.

49

Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall;
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Er-
barmen

Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel sein?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden sich durch selbst erfund'ne Töne;
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die
Schöne.

Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat;
Er wünscht sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hört's, und zürnet schon, daß es noch nicht
geschehen.

„Dort,“ spricht er, „kleid' ich dich,“ und zeigt
auf sein Kleid,
„In lauter bunten Zeug von größ'rer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen
Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden.“

Vor Freunden weint dies Kind, und steht, indem
sie weint,
Schon nach der offenen See, ob noch kein Schiff
erscheint,
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu ent-
decken;
Sie sieht ein Schiff am Strand, und läuft mit
frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland,
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an seiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde
fort,
Und fliegt nach Barbados; doch dieses war der Ort,

Wo Inkle ganz bekürrt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist
erwachte.

Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dies war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab' ich, fing er an, um arm zurückzukommen,
Die fürchterliche See mit Müß und Angst durch-
schwommen?

Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führ't Dariko zum Sklavenhändler hin,
Hier wird die Dankbarkeit in Tyrannei verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverei verhandelt.

Sie fällt ihn um den Hals, sie fällt vor ihm
aufs Knie.
Sie steht, sie weint, sie schreit — Nichts! Er ver-
kaufet sie.
Mich, die ich schwanger bin, mich! fähret sie fort
zu klagen.
Bewegt ihn dies? Ach ja! sie höher anzuschlagen.
Noch drei Pfund Sterling mehr! Hier, spricht der
Brette froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Dariko!

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich gewesen;
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu'
Belohnst du, Bösewicht, noch gar mit Sklaverei?
Ein Mädchen, das für dich ihr eig'nes Leben wagte,
Das dich dem Tod' entriß, und ihrem Volk ent-
sagte,
Mit dir das Meer durchstreich, und bei der Glieder
Reiz,
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Sei stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen
Namen;
Nie wird es möglich sein, dein Laster nachzuahmen!

Das Gespenst.

 In Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Um sich des Geistes zu erwehren,
Ließ er sich heimlich das Verbannten lehren;

Doch kraftlos blieb der Zauberspruch;
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab in einem weißen Tuch
Ihm alle Nächte den Besuch.

Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bei der Nacht nicht gern allein
gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frohlig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl
gefiel,

Den Geist, den nur der Wirth, doch nicht der
Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fing ihn an zu schauern;
Er konnte länger nicht, als einen Austritt, dauern.
Denn eh' der and're kam, so war er nicht mehr da.

Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die and're Nacht den Dichter wieder
kommen.

Der Dichter las, der Geist erschien,
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirth bei sich, dich will ich bald
verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich
blicken.

„Johann!“ fing drauf der Wirth gewaltig an zu
säre'n,

„Der Dichter — lauft geschwind, — soll von der
Güte sein,

„Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.“

Der Geist erschrock, und winkte mit der Hand,

Der Diener sollte ja nicht gehen,

Und kurz, der weiße Geist verschwand,

Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dies Wunder lieft,

Zieh' sich daraus die gute Lehre:

Daß kein Gedicht so elend ist,

Das nicht zu etwas nütze wäre.

Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen
scheut,

So kann uns dies zum großen Troste dienen.

Geseht, daß sie zu uns'rer Zeit

Auch legionenweis' erschienen,

So wird, um sich von allen zu befrei'n,

An Versen doch kein Mangel sein.

Der Hund.

Phylox, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Wollen widerstand;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen,
Wider Willen, einzunehmen,
Selbst des Nachbar Gastwirths Müß',
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doctor ausgehanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum ersah die schlimme Post,

Als von ihrer Mittagkost

Alle Brüder und Bekannten,

Phylax zu besuchen, rannten.

Pantelen sein bester Freund,

Leckt ihm an dem heißen Munde.

O! erseufzt er, bitter Stunde!

O! wer hätte das gemeint?

„Ach!“ rief Phylax: „Pantelen!

„Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?

„Hätt' ich nur nichts eingenommen,

„Wär ich wohl davon gekommen.

„Sterb' ich Aermster so geschwind,

„O! so kannst du sicher schreien,

„Daß die vielen Arzeneien

„Meines Todes Quelle sind.

„Wie zufrieden schlief' ich ein,
 „Sollt' ich nur so manches Wein,
 „Das ich mir verscharren müssen,
 „Vor dem Tode noch genießen!
 „Dieses macht mich kummervoll,
 „Dass ich diesen Schatz vergessen,
 „Nicht vor meinem Tode fressen,
 „Auch nicht mit mir nehmen soll.

„Liebst du mich, und bist du treu,
 „D! so hole sie herbei;
 „Gines wirst du bei den Linden
 „An dem Gartenthore finden;
 „Gines, lieber Pantelon,
 „Hab' ich nur noch gestern Morgen
 „In dem Winterreis verborgen;
 „Aber friß mir nichts davon.“

Pantelon war fortgerannt,
 Brachte freulich, was er fand,
 Phylar roch, bei schwachem Muthe,
 Noch den Dunst von seinem Gute.

Endlich, da sein Auge bricht,
 Spricht er: „laß mir alles liegen:
 „Sterb' ich, so sollst du es kriegen;
 „Aber, Bruder! eher nicht.

„Sollt' ich nur so glücklich sein,
 „Und das schöne Schinkenbein,
 „Das ich — doch ich mag's nicht sagen,
 „Wo ich dieses hingetragen.
 „Werd' ich wiederum gesund,
 „Will ich dir, bei meinem Leben!
 „Auch die beste Hälfte geben;
 „Da du sollst“ — — Hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg.
 Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
 Und tausend wirft er mit Entsetzen
 Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
 O schwere Last der Eitelkeit!
 Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
 Sucht man sich Güter zu erwerben;
 Verdient ein solches Glück wohl Reid?

Der Selbstmord.



„Jüngling, lern' aus der Geschichte,
 Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
 Was für bejammernswerthe Früchte
 Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beispiel wohlgezog'ner Jugend,
 Des alten Vaters Trost und Stab,
 Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
 Zur größten Hoffnung Anlaß gab;

Den zwang die Macht der schönen Triebe,
 Eklimenen zärtlich nachzugehen;

Er seufzt, er bat um Gegenliebe;
 Allein vergebens war sein Flehn.

Zufällig klagt er ihr sein Leiden,
 Umsonst! Eklimene heißt ihn stehn.
 „Ja,“ schreit er, „ja, ich will dich meiden;
 „Ich will mich ewig dir entziehen!“

Er reißt den Degen aus der Scheide.
 Und — — o was kann verwegner sein!
 Kurz, er besiegt die Spitz' und Schneide,
 Und steckt ihn langsam wieder ein.

von Lichtwer.



gez. u. radirt v. F. Habelmann.

Verlag v. A. Hofmann & Co. in Berlin.

Magnus Gottfried Lichtwer.

Die Katzen und der Hausherr.



hier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorfaal eines Reichthens
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Rurners Schwiegervater,
Schlug den Lactt erbärmlich schön.
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich ihm beizustehn.

Sudlich tanzen alle Kagen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Bischen, heulen, sprudeln, krachen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In den finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Duzend Schaalen um.

Stolpert über ein'ge Spähne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwö Reihen Zähne: —
Blinder Eifer schadet nur.

Die Fische.

Der Hochmuth kam einmal ins Meer,
Und fuhr den Fischen in die Köpfe,
Es war vom Blackfisch bis zum Stör
Kein so geringes Seegeköpfe,
Es wünschte, was zu sein. Des Fischmonarchen
Haus

War damals voller Supplikanten,
Die meisten wirkten sich besondre Titel aus,
Darinnen sie sich selbst verkannten.
Dem Stockfisch kam der Rang allerlezt in Sinn,
Er schwamm zum Wallfisch hin, und klagte nach
der Länge,
Daß Stockfisch schlechtweg künftighin
Ein wenig zu verächtlich klänge.

XV. Heft.

„Mein, Stockfisch sollst Du fernere sein,“
Hiel ihm der Fische König ein;
„Doch hast Du Dich des Rangs noch über Stör
und Haien
Auf ewig künft'ig zu erfreuen.“
Bergnügt schwamm er davon. Der Ruf durch-
drang das Meer,
Und kurz darauf erschien ein Supplikantenheer,
Die Fische drängten sich bei Haufen,
Den Stockfischtitel zu erkaufen.

• • •
Räumt erst dem Gsel Würden ein,
Und laßt ihn den Sack zum Ehrenzeichen tragen,
So will ein Jeder Gsel sein;
Man wird sich um die Säcke schlagen.

50

Der kleine Löffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauerdmann. Die Wittwe
freite wieder,

Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Löffel hieß.
Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe
braunte;

Der Knabe war damals gerade sechzehn Jahr,
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Löffel nannte.

Nummehr draß Löffel auch mit in der Scheune
Korn,

Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von den Bauern
Den kleinen Löffel sehr bedauern.

Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirchmessezeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn: Kleiner Löffel! hieß, hatt' er die Dreistigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle.

Die Nacht kam ihm zwar ein neues Schock zu
stehn,

Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört man die Rede gehn:
„Der kleine Löffel hat den Hadrian geschlagen.“

Das that Löffeln weh, und er beschloß bei sich,
Sich in die Fremde zu begeben.

Was? sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders
leben,

Immittels änderts sichs, und man verkennet mich.
Gleich ging er hin, und ward ein Reuter.

Das höret Nachbars Hans; die Sage gehet weiter,

Und man erzählt von Haus zu Haus:
„Der kleine Löffel geht nach Böhmen mit hinaus.“
Der Löffel will vor Wuth ersicken.

Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nummehr ist Löffel fort, man spricht von ihm nicht
mehr,

Die Sachsen dringen ein, gehn bis nach Mähren
hinter,

Und Löffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock
ein,

Als man den Ruf vernimmt, es sollte Friede sein.
Da meint nun unser Held, daß man die Kinder-
pöffen

Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwigt. Er wirft sich Urlaub
aus,

Und suchet seines Vaters Haus.
Er hörte schon den Klang der nahen Bauerklöße;
Ein altes Mütterchen, das an den Säunen kroch,
Ersah ihn ungesäht, und schrie:

„Je, kleiner Löffel! lebt Ihr noch?“

Das Verurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Dertter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reißt, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müßt der kleine Löffel bleiben.

Der Wiesel und die Hühner.

Nach Recht und Urtheil, mit dem Prügel,
Ward vor dem frohen Hausgeflügel
Ein Dieb und anderer Lullian,
Ein schlimmer Wiesel, abgethan.
Ein Hof voll Hühner sah ihn leiden,

Und juckerte dabei vor Freuden.
Nur eine Henne blieb betrübt,
Und sprach: „Man bricht des Räubers Glieder;
Allein die That ist schon verübt,
Wer giebt mir meine Kinder wieder?“

Die Rehe.

Ein Kind! Du wagest dich so kühnlich
 in den Wald,
 Als ob kein Tiger um uns wohne, —
 Ersieht er Dich, so bist du kalt;
 So sagt ein Reh zu seinem Sohne.
 „Wohl, sprach der Rehbock, saget mir,
 Was ist der Tiger vor ein Thier?
 So flieh' ich ihn, als wie das Feuer.“
 „O Sohn! das ist ein Ungeheuer,
 Ein Schensal von Gestalt, sein blickend Angesicht
 Verräth den Mörder gleich, sein Nachen raucht von
 Blute,
 Der Bär ist so erschrecklich nicht,
 Und bei dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu Muth.“
 „Gut! unterbrach der Sohn, nun kenn' ich diesen
 Herrn.“
 Er ging hinweg, sein Unglücksstern
 Führt ihn zum Tiger hin, der in dem Grafe ruhte.
 Der Rehbock stuzte zwar; doch er erholte sich
 Und sprach; „Das ist er nicht; der Tiger raucht vom
 Blute.
 Und sieht abscheulich fürchterlich.
 Hingegen dieses Thier ist schön, gepugt und
 freundlich;
 Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich;
 O solchen Tigern geh' ich nach.“
 Hub er mit Kühnheit an zu schreien;
 Doch mocht es ihn zu spät gereuen,
 Als ihm das Tigirthier drauf das Genick brach.
 Man that gar wohl, daß man der Jugend;
 Der Laster Häßlichkeit entdeckt;
 Jedoch man warne sie auch vor dem Schein
 von Tugend,
 Und vor dem süßen Gift, das in den Lastern steckt;
 Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
 Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
 Aus seiner Eltern Neste trug,
 Hub an, die Wälder zu beschauen,
 Und kriegte Lust sich anzubauen,
 Ein edler Trieb: denn eig'ner Herd
 Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.
 Die stolze Gluth der jungen Brust
 Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
 Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König,
 Dergleichen Nester giebt es wenig.
 Kaum stund das Nest, so ward's verheert,
 Und durch den Donnerstrahl verzehret.
 Es war ein Glück bei der Gefahr,
 Daß unser Hänfling auswärt's war,
 Er kam, nachdem es ausgewittert,
 Und fand die Eiche halb zersplittert.
 Da sah er mit Bestürzung ein,
 Er könne hier nicht sicher sein.
 Mit umgekehrtem Eigensinn
 Begab er sich zur Erde hin,
 Und baut in niedriges Gesträuch;
 So schein macht ihn der Fall der Eiche.
 Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
 Zum andern Mal davon zu ziehn.
 Da baut' er sich das dritte Haus,
 Und las ein dunkles Büschchen aus,
 Wo er den Wolken nicht so nahe,
 Doch nicht die Erde vor sich sahe,
 Ein Ort, der in der Ruhe liegt:
 Da lebt er noch, und lebt vergnügt.
 Vergnügte Lage findet man,
 Wofern man sie finden kann,
 Nicht auf dem Thron, und nicht in Hütten;
 Kannst Du vom Himmel es erbitten,
 So sei Dein eig'ner Herr und Knecht:
 Dieß bleibt des Mittelstandes Recht.

Johann Gottlieb Willamow.

Die Himmelsstürmer.

Sir, Dir, Euius,
 Dem wuthschäumenden, unbeflegbaren,
 Schrecklichen Gigantenbezwinger,
 So, Triumph!
 Jauchzen wir Alle Triumph,
 Tanzend um diese glühende Traubengeländer,
 Die glühnen Trinkschalen schwingend,
 Dir Triumph, Unüberwindlicher!
 Horcht! — Dort tobet der himmelstürzende Aetna,
 Und tief heulet sein Eingeweide.
 Er ist auf die Empörer geworfen,
 Ein ewiger Kerker.
 Aus verwundeten Schlünden
 Köcheln sie noch Grimm und Feuerfluthen
 Und Dampfgewölke herauf,
 Daß weit umher die glühenden Kiesel
 Und verglastes Erz,
 Und schwarze Asche die eben Fluren deckt.
 Aber die gebirgige Last
 Quetscht die arbeitende borstige Brust ihnen,
 Und schwarze Felsenstücke zerfetzen den Rücken.
 Ihr wolltet den Göttern trogen, Erdensöhne?
 Dem Thierbändiger trogen,
 Der giftige Drachen und blutdürstige Panther
 Zum Gehorsam händiget?
 Ha! —
 Hohngelächter Euch vor die Stirn, Ihr
 Thoren!
 Hohngelächter Euch nach in den Abgrund!
 Und Jubel, Jubel dem Triumphirer!
 Daß der hohe Athos über fernem Kluthen,
 Und der Emolos und Hamos,
 Und der waldige Ida umher
 Festlich wiederhallen:
 Ewoe, Dir, Ewoe, Unbezwingbarer!
 Mit dem hohen Tyrus Gebietender, Ewoe!
 Stabienhohe Ungeheuer,
 Vom Blut des Saturns
 Und der Mutter Erde erzeugt,
 Waren die Empörer.
 Felsen ihre Gebeine,
 Ihre Haut ein Gefäß verachtender Panzer.
 Der hundertköpfige Typhos

Wurzelte den Kaukasus aus,
 Und Minas den Pelion und Ossa;
 Mit frevelnder Rechte
 Warf der wilde Porphyron
 Auf die ewige Götterburg drohende Geschosse.
 Berg auf Berg, Fels auf Fels;
 Stufen zum Throne des Donn'ers hinauf
 Bauten sie sich frech, bewaffnet
 Mit Klippen und Felsstücken.
 Von Athipäen herab beherrscht der Odem des Oken
 Gewölke nicht so, wie ihr Schmauben sie schreckte,
 Da sie hinaufstiegen. Jeder tritt
 Drängt Berg an Berg mit Getöse,
 Und der Erde Grundfeste bebte.
 Ho! Ihr Himmlischen! Zum Streit? Zum
 Streit!
 Sie stürmen hinan und toben,
 Schwing' die verfeinernde Aegis, Athenä!
 Und du Cerberusbändiger,
 Sei eingedenk Deines zwölffachen Sieges:
 Waffen der wüthenden Löwen
 Den blutdampfenden offenen Rachen,
 Und todtfordernde eiserne Zähne,
 Und mit unwiderstehlicher Kraft bewehrte Klauen
 Hatte Vater Dionysus angezogen.
 Laut brüllte er Wuth, daß der Olymp erscholl;
 Er kam in den Streit der Götter.
 Kanntet Ihr ihn wieder den glatkwangigen,
 Freundlichkeitslächelnden Sohn der Semele,
 Da ihn die gottliche Mäh'n' umflatterte,
 Und Lob und Würgen im wilden Auge glühte?
 Ho! wie er würgte und raßte!
 Mit aufgehobner Rechte
 Fiel er in's wildige Haar
 Des hochsprechenden Enceladus.
 Zerfestscht war das rauhe Gesicht ihm,
 Und er stürzte rückwärts die Felsen hinunter;
 Rhötus wollte ihn rächen: aber
 Er fiel, von Dionysus Zähnen ergriffen,
 Und die Schultern waren ihm zermalmt,
 Daß schwarzes Blut
 Längs den Gebirgen hinab rann.
 Wie der Ocean, wenn der Süd

Gebietriß über seine Bogen dahinfährt
 Und in hohe Gebirge sie aufstürmt,
 Vor wüthender Ungeduld brüllt und schäumt,
 Daß vor seinem Getöse alle Vorgebirge erzittern:
 Also erscholl der verwundten Giganten
 Wildes Geheul von Thal zu Thale,
 Als Lyäus zur Rechten und Linken,
 Vor allen Göttern lähn,
 Unter den Götterverächtern Schrecken
 Und Wunden und Lob umherwarf.
 Er siegte, Ihr Bacchen und Faunen,
 Wer unsern Augen siegte Er.
 Denn Porphyrion sank mit zerschauerter Brust
 Von des Olymps oberster Stufe,
 Die er erstiegen, als Zeus
 Seine Gewitter sandte,
 Die, tausendstimmig dahertollend,
 Flammende Geschosse hinabschleuderten.
 Und die Gebirge, mit unaussprechlichem Krachen,
 Stürzten in ein Chaos zusammen.
 So, Die Ueberwinder, Lyäus!
 Der Du den Troß der Erdenfühne
 In neuer Wafferrüstung kräftest!
 In heiligem, Dir heiligem Laumel

Singen wir um diese Gebirge Deinen Triumph.
 Ströme, Gesang, auf ägeischen Fluthen
 An alle Gestade bis zu Herkuls Säulen hin!
 Unser Gesang, Lyäus dem Sieger geweiht,
 Aus diesen güldnen Dypserkelchen,
 Und den nektargefüllten Schläuchen
 Unter Corybantischem Taudzen
 Trinken wir — tanzen wir —
 So! — tanzen und trinken wir
 Deinem Triumph, Gvoo!
 Gvan, Gvoo!

Der Hirsch und die Mücke.

Süngst setzte eine Mücke
 Dem Hirsch sich auf's Geweih.
 „Wenn ich zu sehr dich drücke,
 Sprach sie, „so rede frei.“
 „Si“, rief der Hirsch, „mein Liebchen,
 Bist Du auch in der Welt!“
 — So ist's mit manchem Bübchen,
 Das sich für wichtig hält.

Friedrich von Hagedorn.

Johann, der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
 Gelehrte viele schöne Lieder,
 Und sang mit unbeforgtem Sinn
 Vom Morgen bis zum Abend hin.
 Sein Tagwerk kennt' ihm Nahrung bringen:
 Und wann er aß, so muß' er singen;
 Und wann er sang, so wars mit Lust,
 Aus vollem Hals und freier Brust.
 Beim Morgenbrod, beim Abendessen
 Blieb Ton und Triller unvergessen;
 Der schallte recht; und seine Kraft
 Durchdrang die halbe Nachbarschaft.

Man horcht; man fragt: Wer singt schon wieder?
 Wer ist's? Der muntere Seifensieder.
 Im Lesen war er Anfangs schwach;
 Er las Nichts, als den Almanach;
 Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
 Die Ordnung nicht zu übertreten,
 Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
 Oft singend, öfter lesend, ein.
 Er schien fast glücklicher zu preisen,
 Als die berufenen sieben Weisen,
 Als manches Haupt gelehrter Welt,
 Das sich schon für den achten hält.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sproßling eigennützer Ghe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinen Fürsten wick:
Ein Garloch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraß,
Und seiner Wechsel oft vergaß.

Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingesunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
Zum Henker! lärmst Du dort schon wieder,
Bermaledeiter Seifenfeder!
Ach wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf, hier wie die Auster, feil!

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen,
Und spricht: Mein lustiger Johann?
Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Es rühmt ein Jeder Eure Waare:
Sagt, wie viel bringt sie Euch im Jahre?

Im Jahre, Herr, mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht; ein Tag besüßet,
Was der, so auf ihn kommt, verzehret.
Dies folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Drei hundert fünf und sechzig Mal.

Ganz recht; doch könnt Ihr mir's nicht sagen
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?

Mein Herr, Ihr forschtet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr;
So wie's dann fällt: Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage;
Und wer sie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie Ihr, geehrt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifenfeder.

Dies schien den Reichen zu erfreun.
Hans, spricht er, Du sollst glücklich sein.
Jetzt bist Du nur ein schlechter Prahler.
Da hast Du baare fünfzig Eholer;

Nur unterlasse den Gesang.
Das Geld hat einen bessern Klang.

Er dankt, und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr, als diebscher Furcht, zurück.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt, und wägt, und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude,
Und seiner Augen neue Weide.

Es wird mit stummer Lust beschaut,
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trost zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
So bald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich bewegt,
Durchsucht er Alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Neys, der keine Kunst vergaß,
Und webelud bei dem Kessel saß;
Sein Hinz, der Lieblich junger Kagen,
So glatt von Fell, so weich von Tagen.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.

Dem Nachbar, den er stets geweckt,
Bis der das Geld ihm zugesteket,
Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh',
Den vollen Beutel wieder zu.
Und spricht: Herr, lehret mich besere Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen.
Nehmt immer Euern Bettel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden;
Ich tausche nicht mit Euern Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifenfeder.

Der Fuchs ohne Schwanz.

Feinike verwirrte sich
In die ihm gelegten Stricke,
Und, wiewohl er selbst entwich,
Lief er doch den Schwanz zurücke.
Um nicht lächerlich zu sein,
Predigt er den Füchsen ein,
Auch den Ihen abzulegen.
Seine Hörer zu bewegen,
Sprach er, als ein Cicero:
Gefällig will's der Wohlstand so,
Um sich zierlicher zu regen:
Denn man tragt damit zu schwer
Und zu un bequem einher.
Zweitens macht ein Schweif zu kennlich.
Drittens hält er in dem Lauf
Oft den schnellsten Brandfuchs auf.
Viertens riecht er vielen schändlich.
Stumpfer Redner! schweige Du,
Lief ein alter Fuchs ihm zu,
Was du schreist, wird verlächet.
Nur der Reib ist, was dich quält,
Der den Vorzug, der ihm fehlt,
Andern gern zuwider machet.

Der Hahn und der Fuchs.

In alter Haushahn hielt auf einer Scheune
Wache;
Da kommt ein Fuchs mit schnellem Schritt,
Und ruft: O krähe, Freund, nun ich dich fröhlich
mache;
Ich bringe gute Zeitung mit.
Der Thiere Krieg hört auf, man ist der Zwietracht
müde,
In unserm Reich ist Ruh' und Friede.
Ich selber trag ihn' Dir von allen Füchsen an.
O Freund, komm bald herab, daß ich dich herzen
kann.
Wie guckst du so herum? — Greif, Halt und Bellart
kommen,
Die Hunde, die Du kennst, versetzt der alte Hahn;
Und, als der Fuchs entläuft: was, fragt er, sieht
Dich an?
Nichts, Bruder, spricht der Fuchs; der Streit ist
abgethan:
Allein, ich zweifle noch, ob die es schon vernommen.

Gottlieb Konrad Pfeffel.

Die Tabakspfeife.

Gott grüß Euch, Alter! — Schmeckt das
Pfeifchen?
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnen Reifchen? —
Was wollt Ihr für den Kopf?"

„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kömmt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Vassen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mähn.“ —

„Ein andermal von Euren Thaten;
Hier, Alter, seid kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifenkopf.“ —

„Ich bin ein armer Keel, und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.“

Hört nur! Einst jagten wir Hufaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel
— Er hält' es auch gethan —
Und trag' ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein; vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt Du dem Wirth schenken,
Der dreimal Plünd'ring litt,
So dacht' ich; und zum Andenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß.“ —

„Schön, Vater, Ihr entlockt mir Zähren.
D sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann.“

„Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort lag sein Gut am Rhein...“
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.“

Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesst Gure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walters Neben
Und eßt von Walters Brod.“

„Nun, topp! Ihr seid sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Gueer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein.“

Der Goldfasan.

s war einst eine Hungernöth
Im Thierreich, und Alles schrie nach Brod,
Die Vögel fielen aus der Luft,
Wie Mücken in die weite Gruft.

Ein Goldfasan schlüch matt und schwer
Und ächzend durch den Hain umher;
Ihm sah ein Specht von ferne zu,
Und sagte: „Freund, was ächzest Du?“

An Deiner Stelle hält' ich bald
Den fettesten Lisch im ganzen Wald;
Verkaufe nur Dein reiches Kleid,
So hast Du Brod auf lange Zeit.“

Dem Goldfasan gefiel der Rath,
Er setzte seinen ganzen Staat
Bei einem alten Hamster ab,
Der ihm zwei Meßen Korn drum gab.

Nun pflegt' er sich bei Fürstentrost;
Doch plötzlich fiel ein Winterfrost,
Und plötzlich war der arme Narr
Am nackten Leibe blau und starr.

„O weh mir!“ sprach er nun zum Specht,
„Mein guter Freund, Dein Rath war schlecht;
Ich weiß, man stirbt aus Hungernöth,
Doch wer erfriert, ist gleichfalls todt.“

Das Johannswürmchen.

in Johannswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.

Leise schlüch aus faulem Moos
Sich ein Ungethäm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.

„Ach, was hab' ich Dir gethan?“
Rief der Wurm ihr zu.
„Gi!“ fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzest Du?“

Das Epos.

Wieland. Bachariä. Thümmel. Mlyinger Nicolay.



Es ist wohl keine Dichtungsart in der neueren deutschen Poesie weniger angebauet worden, als gerade das Epos und unter den geringen Versuchen, die man gemacht hat, dasselbe auszubilden, sind nur wenige, welche Anspruch auf den Werth der Klassicität machen können. — Der Grund dieser Erscheinung ist wohl ein doppelter, und zwar liegt der eine zunächst in den bürgerlichen und politischen Entwicklungen Deutschlands, indem das Epos und mit ihm das Drama vor allen anderen Dichtungsarten von der objectiven Anschauung des Dichters ausgehen soll; er soll das Leben schildern, wie es sich ihm in allen seinen Farben und Formen als das Gesamteigenthum des Volkes darstellt; und dies kann aber offenbar nur in einem Staate geschehen, wo sich ein wahrhaftes freies und kräftiges Volksleben entfaltet hat. Wo dies aber nicht der Fall ist, wo ein jeder Einzelne auf sich selbst und seine eigene Individualität beschränkt ist und sich höchstens in den gewöhnlichen beschränkten Grenzen der Gesellschaft bewegt, da wird auch der Geist des Dichters, sich selbst unbewußt, von jenen großartigern Gedanken ab und zur lyrischen Poesie hingezogen, und darum haben unsre Dichter auch gerade in dieser Gattung der Poesie so vieles Schöne, von anderen Nationen Gewunderetes geleistet, während unsre Dramen- und Heldengedichte, nie die Höhe dergleichen Arbeiten der Griechen, der Italiener des Mittelalters, der Engländer und Franzosen erreicht haben; denn wenn auch Göthe und Schiller insbesondere das Drama in künstlerischer Beziehung auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit hoben, so fehlt ihnen doch jenes innerliche Leben, welches ihre Werke zum Allgemeingut des Volkes hätte machen müssen, und welches wir besonders bei Shakespeare in kräftigster Vollendung hervortreten sehn. Früher dagegen, im Mittelalter, wo sich trotz der engezojgnen Schranken der verschiedenen Stände, ein frischeres Volksleben in Deutschland

regte, und die Religion ein allgemein versöhnendes Princip in diese einander feindlichen Elemente des Staats- und Volksleben hineinbrachte, sahen wir das Epos in herrlicher Vollkommenheit blühen, ein Zeichen daß es auch der deutschen Poesie nicht an epischem Talente fehlt.

Der andere Grund, welcher ebenfalls der Entwicklung des Epos in der neueren Literatur hindernd entgegen tritt, ist der Mangel eines ihm vollständig entsprechenden und dem Volke genügenden Versmaßes. Man hat zwar versucht den Hexameter zu benutzen, man hat zum Uibelungen-Versmaasse seine Zuflucht genommen, Rückert und Freiligrath haben den Alexandriner in Aufnahme zu bringen gesucht, aber grade dies Streben etwas Neues und Passendes zu finden, spricht mehr als die längste kritische Abhandlung dafür, daß wir das Richtige noch nicht haben. Aber dennoch ist dieser Grund weit weniger bedeutend als der Erstere, denn mit dem wahren wirklichen Gedürfnis des Epos wird sich auch die Form finden, die uns bis jezt noch mangelt.

Justus Friedrich Wilhelm Zacharia, wurde geb. den 1. Mai 1726, und starb als Canonikus und Professor zu Braunschweig, den 30. Januar 1777. Er studierte von 1743 an zu Leipzig die Rechte, beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit der schönen Literatur und der Dichtkunst. Durch das Beispiel seines Vaters, eines Rechtsgelehrten, der ein beliebter Gelegenheitsdichter war, veranlaßt, hatte er sich frühzeitig als Dichter versucht. Sein erstes größeres Werk war: Der Kenonist, ein komisches Heldengedicht, das erste dieser Art in Deutschland; es ist eine Nachahmung von Boileau und Pope, hat aber viel Unvollkommenheiten. Der Beifall mit welchem dieses Gedicht aufgenommen wurde, ermunterte ihn in dieser Gattung fortzufahren, und so entstanden nach und nach seine anderen komischen Heldengedichte. Nicht ohne Glück versuchte er sich auch in der beschreibenden Dichtkunst, und gab auch Erzählungen und Fabeln heraus, auch Lieder, die er selbst componierte.

Die ersten Versuche der neueren Literatur, dem Epos eine Bahn zu brechen, können daher als ziemlich verunglückt gelten, auch hatten sie sich größtentheils nur auf das komische Heldengedicht erstreckt, worin Koss, Gieseke und auch Pfeffel noch das Beste leisteten. Theils waren die Dichter auch in der Wahl ihres Stoffes nicht eben glücklich gewesen, wie Godmer und selbst Klopstock, und von diesen Beiden geleitet, hatte auch Wieland Anfangs den Epos im religiösen Sinne aufgefaßt. So schrieb er sein erstes episches Gedicht, „der geprüfte Abraham“ und auch seine Psalmen und drei Hymnen, welche er dichtete verriethen das Hinneigen zum Religiösen, welches ihm auch wohl auf der Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, die er von seinem vierzehnten Jahre ab besuchte, überkommen war, obgleich auch Godmer's Vorgang und dessen Lehre aus diesem Gedichte vollständig zu erkennen sind. Indessen richtete sich seine echt poetische Natur bald genug aus dieser falschen Richtung empor, und hatte schon früh die Lectüre von Voltaire und d'Argens den jungen Mann interessiert, so schloß er sich nach jenen Versuchen, die ebenfalls seine Ansprüche nicht befriedigten, wieder den Franzosen an und unstreitbar verdankt man dem Studium derselben einen großen Theil der Anmuth und Leichtigkeit der Sprache, die wir in seinen Werken bewundern. Und in der That sind die Verdienste Wieland's in dieser Hinsicht weit bedeutender als man sie sonst zu schätzen pflegt. Klopstock und dessen Nachahmer hatten sich zu einer steifen Geziertheit des Versbau's hingeneigt und besonders als am Reim ganz überflüssig, verworfen. Wieland dagegen zeigte auch seinen Gegnern wie ungerecht der Vorwurf sei, der sie der deutschen Sprache gemacht, der sie Armut an Reimen vorgeworfen, indem er zuerst die unendliche Mannichfaltigkeit derselben hinlänglich darthat. Freilich ging er mit dieser oft etwas zu leicht um, und wenn es ihm gerade an einem Reim fehlte, so kam es ihm nicht darauf an, sich einen auf die kürzeste Weise anzuschaffen, indem er sich neue Wortfahrungen erlaubte, z. B. im Oberon im 2ten Buch:

„So schwebt sie zwischen Angst und Hoffen,
Es kann nicht möglich sein, er hat sich nur verlossen.“

— Außerdem gebührt ihm auch der Ruhm wirklich epische Stoffe eingeführt zu haben, welche er sich aus der anmuthigen Sagenwelt des frühesten Mittelalters schöpfte. Freilich ist ihm auch wieder und das nicht mit Unrecht, mancher Vorwurf gemacht worden, und besonders ist es der, daß er die lockere üppige Trivialität der damaligen französischen Poesie in das Deutsche hinübertrug,

was zu jener Zeit noch mit um so größerer Strenge gerügt wurde, als Klopstock's streng sittlicher Ernst einst jede muthwillige Laune und den Witz und Humor aus der deutschen Poesie fast ganz vertrieben hatte. —

Geboren wurde Christoph Martin Wieland am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Hiberach, wo sein Vater Oberpfarrer war, der zuerst den Grund zu der wissenschaftlichen Bildung des Knaben legte und ihn dann wie schon gesagt in die Erziehungsanstalt, Kloster Bergen, schickte. Von dort bezog er 1750 die Universität Tübingen, um dort die Rechte zu studiren. Zwei Jahre verweilte er dort und begab sich dann, einer Einladung Godmer's folgend zu diesem nach der Schweiz, wo er bis zum Jahre 1760 blieb und dann in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo er zum Kammer-Direktor ernannt wurde. Im Jahre 1769 wurde er auf Verwendung seines Gönners, des Freiherrn von Dalberg, als Professor an die Universität Erfurt berufen, welche Stelle er nur mit dem ehrenvollen Berufe vertauschte, die Erziehung der Söhne des verstorbenen Herzogs von Weimar zu übernehmen. In dieser Stellung fand er die erwünschte Muse, in welcher er sich der Poesie ganz ungehindert hingeben konnte. Nachdem er in Weimar dieser Pflicht genügt, lebte er zwar einige Zeit auf seinem Gute Osmannstädt, kehrte aber bald wieder nach Weimar zurück, dessen Aufenthalt ihm so lieb und werth geworden war, daß er sich nur mit seinem Tode von ihm trennte, der den 20. Januar 1813 erfolgte. Seine vielen Werke und die übrigen Richtungen der Poesie, in welcher er thätig war, näher anzugeben, würde hier zu weit führen und wir gehen daher gleich zu denjenigen Männern über, auf welche Wieland's Einfluß unverkennbar gewirkt hat.

Hier finden wir zunächst Moriz August Thümmel, am 27. Mai 1759 auf dem Rittergute Schönberg bei Leipzig geboren, er bezog 1756 die Universität Leipzig, wo er sich durch den Umgang mit Sellert, Weisse, Rabener und Kleist bildete. Später trat er als Kammerjunker in die Dienste des Erbprinzen, nachmaligen Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen Coburg, der ihn bei seinem Regierungsantritt zum Geheimenrath und endlich zum Minister ernannte. Er legte dieses Amt indessen schon 1783 nieder und lebte als Privatmann, theils auf seinem Gute, theils in Coburg, wo er am 16. Oktober 1817 starb. Das erste größere Werk, welches Thümmel der Oeffentlichkeit übergab, war ein komisches Heldengedicht in Prosa, *Wilhelmine oder der gewählte Pedant*, der dann in Versen die *Inoculation der Liebe* folgte, in welchem Wieland's Einfluß deutlich hervortritt. Dasjenige Werk, wodurch er sich indessen vorzugsweise berühmt gemacht hat, ist seine „*Reise in das mittägliche Frankreich*“, welches nicht ohne jahrelange Unterbrechung von 1791 bis 1805 in zehn Bänden erschienen ist und eine Fülle der mannichfalligsten Beobachtungen, Situationen, Gefühle und Schilderungen enthält, welche bald mit gemüthvollen, tiefem Ernst, bald mit anmuthigen Spielereien, bald mit zügellosem Muthwillen ausgeführt sind. Thümmel's Werke zeichnen sich übrigens durch eine sehr sorgfällige Sprache aus, indem er daran gewöhnt war, nach dem Urtheile seiner Freunde so lange zu feilen und zu ändern, bis er die möglichst polirte Form gefunden zu haben glaubte. Kahlenberg sagt von ihm an einer Stelle: „Man sagt, Boileau habe seinen zweiten Vers immer zuletzt gemacht; Thümmel ist weiter gegangen. Er machte erst den dritten, dann den zweiten und dann den fünften, oder er hat sie, welches mir wahrscheinlicher ist, wie ein Schöpfer alle zugleich gemacht.“

Nach Thümmel ist hier Johann Baptist von Alringer zu nennen, der den 24. Januar 1755 zu Wien geboren wurde. Er studierte die Rechte und wurde Hofagent, da er sich jedoch im Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens befand, so beschäftigte er sich in dieser Stellung nur damit, die Proceffe derer, die sich an ihn wendeten, durch öffentliche Vergleiche beizulegen, während er seine übrige Zeit auf die Dichtkunst verwendete. Seine Gedichte erschienen 1784 in Leipzig und 1788 zu Alagensruh. Hauptsächlich wurde er jedoch durch seine beiden Rittergedichte *Doolin von Mainz* und *Glauberris* bekannt, in denen er als treuer Nachahmer Wieland's erscheint.

Dasselbe können wir auch von Ludwig Heinrich v. Nicolay sagen, der am 29. December 1737 zu Strassburg geboren wurde, wo er auch später, nach Beendigung seiner Studien als Professor der Logik blieb, nachdem er eine Zeilang französische Gesandtschaftssekretair gewesen war. Im Jahre 1770 ging er als Cabinetssekretair des Großfürsten nach Rußland, wurde im Jahre 1796 kaiserlicher Staatsrath und zwei Jahre später Direktor der Petersburger Akademie der Wissenschaften. Er starb im Jahre 1820 auf seinem Gute bei Wieburg in Finnland.

Nicolai beschäftigte sich indessen nicht so ausschließlich mit dem Epos wie die vorhergenannten Dichter, sondern wir haben auch Fabeln, Parabeln und andere Gedichte von ihm, indessen war sein Talent für die homische Erzählung am Meisten hervorragend. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien 1795 in Berlin und Stettin.

Von den neueren Epopöen ist indessen besonders Göthe's Hermann und Dorothea zu nennen, welches sich indessen mehr oder weniger der Idylle nähert. Indessen ging dieser große Dichter ebenfalls von der Ansicht aus, welche wir zu Anfang dieses Abschnittes anführten, daß nämlich das Epos seine innerliche Grundidee im Volke finden müsse. So brachte er denn auch gerade einen Stoff in eine Zeit, worin sich das deutsche Volk oder doch wenigstens ein großer Theil desselben zu einer Einheit zusammengedrängt wurde. Aber die erste historische Begebenheit auf welche er sein Gedicht baute, war doch nicht kräftig genug, das Ganze zu halten, und so sah er sich genöthigt, sie in den Hintergrund zurücktreten zu lassen, und dem Ganzen eine idyllische Gestalt zu geben.

Außer ihm, hat Rückert im Kind Horn, und neuerdings auch Geibel in König Sigurd's Brautfahrt ebenfalls das Epos zu cultiviren versucht, aber ohne daß ihr Erfolg ein ermuthigender gewesen wäre.





Gez. u. radirt v. F. Dittner.

Verlag v. A. Hofmann & C. in Berlin.

Christoph Martin Wieland.

O b e r o n .

XII. Gesang.



Inzwischen hatte das Gerüchte
Das Unglücksmährchen gern verbreitet
und verziet,
Von ihrem Herrn die traurige Geschichte
Auch Scheramin und Fatmen zugeführt.
Der schöne Hassan, hieß es, sei im Bade
Dem Sultan mit Almanfaris allein
Gefunden worden, und morgen, ohne Gnade
Werd' er, im großen Hof, ein Raub der Flammen
sein.

Ob Hüon schuldlos sei war ihnen keine Frage;
Sie kannten ja der Sachen wahre Lage.
Doch, hätt' er auch gefehlt, so war er mitleids-
werth.

In Hällen dieser Art wird ächte Treu bewährt.
Anstatt die Zeit mit Jammer zu verderben,
Beschlössen sie, das Neuserke für ihn
Zu wagen, um ihn noch aus dieser Noth zu ziehn,
Und, schlag' es fehl, mit ihrem Herrn zu sterben.

Kurz eh der Tag begann, gelingt es Fatmens
Muth

Und Wachsamkeit die Hüter zu betrügen,
Und unerkannt sich bis ins Schlafgenach zu schmiegen
Wo Rezia, von Hüon träumend, ruht.
Des unvorhofften Wiedersehens Freude
Macht einen Augenblick sie sprachlos alle Beide.
Das erste Wort das Fatme sprechen kann,
Ist Hüon, ist Bericht von dem geliebten Mann.
XV. Seit.

Was sagst du, goldne Amme, ruft Amande,
Und fällt ihr um den Hals — mein Hüon, mir so
nah?

Wo ist er? — Ach! Prinzessin, was geschah!
(Schluchzt jene weinend) hilf! zerreiße seine Bande!
Spreng' seinen Kerker auf! dem Unglückselgen droht,
Aus Liebe bloß zu dir, ein jämmerlicher Tod.
Und drauf erzählt sie ihr genau die ganze Sache,
Und ihres Mitters Treu, und der Sultanin Rache.

Schon, ruft sie, steht der Holzstoß aufgethürmt,
Nichts rettet ihn, wenn ihn nicht Zorabine schirmt.
Mit einem Schrei der Angst, halbfinnlos, fährt
Amande

In wilder Hast von ihrem Lager auf,
Wirft wie sie steht, im leichten Nachtgewande,
Den Curdee um, und eilt in vollem Lauf
Des Sultans Zimmer zu, durch alle Slavenwachen,
Die sie mit Wunder sehn, und schweigend Platz ihr
machen.

Sie bringt hinein, nicht achtend daß es früh
Am Tage war, und wirft mit lilienblaffen Wangen,
Und Haaren, die zerstreut um ihre Schultern hangen,
Sich vor dem Sultan auf die Knie'.
Almanfor, laß mich nicht vergebens
Hier knien! Schwöre, wenn mein Leben dir
Erhaltenswürdig scheint, daß du die Bitte mir
Gewähren willst! Es gilt die Ruhe meines Lebens!
52

Begehr, o Schönste, spricht, erkannt und froh
zugleich,

Der Sultan: laß mich nicht in Ungewißheit schweben!
Dir zu Gefallen ist mein feuriges Bestreben:
Begehr frei! Mein Schatz, mein Thron, mein
Reich,

Nichts ist zuviel was ich zu geben
Vermag. Ein einzig's nur behält sich Mansor vor,
Dich selbst! „Du schwörst es mir?“ Der liebes-
trunkne Mohr

Beschwört's — „So schenke mir des Gärtners Hassan
Leben!“

Wie, ruft er mit bestürzter Miene,
Welch eine Bitte, Zoradine?

Was geht das Leben dich von diesem Sklaven an?
„O viel, Almanzor, viel! Mein eignes hängt daran!“
Sprichst du im Fieber? Schwärmest du? Verzeihe,
Doch, du mißbrauchst des unbegrenzten Rechts
Das dir die Schönheit giebt — Am Leben eines
Knechts

Der sein Verbrechen büßt? — „Er büßt für seine
Treu!“

„Mir ist sein Herz bekannt, er hält an seiner
Pflicht,

Ist schuldblos, ist ein Mann von unverletzter Ehre;
Und doch — o Mansor! — wenn er schuldig wäre,
So räche sein Vergehn an Zoradinen nicht!“

Mit Augen die von kaum verhaltenem Grimme
funkeln

Ruft Mansor: Grausame, was quält dein Zögern
mich?

Welch ein Geheimniß dämmert aus dem Dunkeln
Verhassten Räthsel auf? Was ist dir Hassan? Sprich!

„So wiss' es dann, weil mich die Noth zum
reden zwinget,

Ich bin sein Weib! Ein Band, das nichts zerreißen
kann,

Ein Band, gewebt im Himmel selber, sählinget
Mein Glück, mein Alles fest an den geliebten Mann,
Und drückt mit seiner ganzen fürchtbarn Schwere
Des Schicksals Arm — Wer weiß, wie bald an
dich

Die Reue kommt? — Du siehst mich elend —
Ehre

Mein Leiden, Glücklicher! — Du kannst es, rette
mich!“

Wie, du bist Hassan's Weib, und liebst ihn? —
„über alles!“

Unglückliche, er ist dir ungetreu!

„Er ungetreu? — Die Ursach seines Falles,
Ich bins gewiß, ist einzig seine Treu.“

Ich glaube was ich sah! — „So ward er erst
betrogen,

Und du mit ihm?“ — mit zürnendem Gesicht
Spricht Mansor: spanne nicht den Bogen,
Zu stolz auf deinen Reiz, so lange bis er bricht!

Dein Hassan stirbt — und ich kann nichts, als
dich beklagen.

Er stirbt? schreit Azia! Tyrann,

Er, dem ein Wort von dir das Leben schenken kann,
Er stirbt? Du hast ein Herz mir das zu sagen?

Er hat des Harems Zucht verletzt,
Erwidert Mansor kalt, ihm ist der Tod gefegt!

Doch, weil du willst, so sei des Sklaven Leben,
Sein Leben oder Tod, in deine Hand gegeben!

Gieb, Schönste, mir ein Beispiel edler Huld,
Gieb mir die Ruh, die du mir raubtest, wieder!

Ich lege Kron' und Reich zu deinen Füßen nieder,
Ergieb dich mir, so sei dem Freuler seine Schuld

Geschenkt! Er zieh, mit königlichen Gaben
Noch überhäuft, zu seinem Volk zurück!

D zög're nicht, die Güte selbst zu haben
Die du begehrst! — Ein Wort macht mein und
sein Geschick.

Ueudler, ruft mit eines Engels Zürnen
Das schöne Weib, so theuer kaufst den Mann

Den Zoradine liebt sein Leben nicht! — Tyrann,
Kennst du mich so? — Die schlechteste der Dirnen

Die mich bediente einst, verschmähte deinen Thron
Und dich um solchen Preis! Zwar stehts, uns zu
verderben,

In deiner Macht: doch, hoffe nicht davon
Gewinn zu ziehn — Barbar, auch Ich kann sterben.

Der Sultan stutzt. Ihn schreckt des edeln Weibes
Muth.

Sein feiges Herz wird mehr von ihrem Drän
gerührt

Als da sie bat; doch, ihre Schönheit säuret
Das Feuer der Begier zugleich in seinem Blut.

Was sagt' er nicht, ihr Herz mit Liebe zu bestechen?
Wie bat er sie? wie schlangenartig wand

Er sich um ihren Fuß? Umsonst! Ihr Widerstand
War nicht durch Drohungen, war nicht durch Flehn
zu brechen.

Sie bleibt dabei, ihr soll der Tod willkommen sein.

Der Sultan schwört mit fürchterlicher Stimme
Bei Mahoms Grab, nichts soll vor seinem Grimme
Sie retten, geht sie nicht sogleich den Antrag ein.
Ist nicht mein letztes Wort, soll Alla mich verdammen!

Hört man den Wütenden bis in den Vorfaal schrein:
Entschließe dich, sei auf der Stelle mein,
Wo nicht, so stirb mit dem Verworfenen in den
Flammen!

Sie sieht ihn zürnend an, und schweigt. — Entschließe dich.

Ruft er zum Zweitemal. — O! so befreie mich
Von deinem Anblick, spricht die Königin der Frauen,
Des Todes Grinsen selbst erweckt mir minder
Grauen.

Almansor ruft, und giebt, von Wuth erstickt,
Den grausamen Befehl, und Höllensunken sprächen
Aus seinem Aug. Der Schwarzen Erster bückt
Sich bis zur Erde hin, und schwört, ihn zu vollziehen.

Schon steht der gräßliche Altar
Zum Dyrer aufgethürmt; schon drängt sich, Schaar
an Schaar,
Das Volk herzu, das, gern in Angst gesetzt,
An Trauerspielen dieser Art
Die Augen weinend labt, und schauernd sich ergötzt.
Schon stehn, zum Leiden und zum Tode noch gepaart,
An Einen Martyrpfahl gebunden,
Die Singgen Liebenden die Oberon rein erfunden.

Ein edles Paar in Eins verschmolzner Seelen,
Das treu der ersten Liebe blieb,
Entschlossen, eh den Tod in Klammen zu erwählen,
Als ungetreu zu sein selbst einem Thron zu lieb!
Mit nassem Blick, die Herzen in der Klemme,
Schaut alles Volk gerührt zu ihnen auf,
Und doch besorgt, daß nicht den freien Lauf
Des Trauerspiels vielleicht ein Zufall hemme.

Den Liebenden, wie sie gebunden stehn,
Ist zwar der Trost versagt einander anzusehn;
Doch, über alles, was sie leiden
Und noch erwarten, triumphirt
Die reinste seligste der Freuden.
Das ihre Lieb' es ist, was sie hierher geführt.
Der Tod, der ihre Treu mit ew'gem Lorbeer ziert,
Ist ihres Herzens Wahl, sie konnten ihn vermeiden.

Inzwischen stehet man mit Fackeln in den Händen
Zwölf Schwarze sich dem Dyrer paarweis nah.

Sie stellen sich herum, bereit es zu vollenden,
Sobald der Aga winkt. Er winkt. Sie zünden an.
Und straks erdonnerts laut, die Erde scheint zu beben,
Die Flamm erlischt, der Strick, womit das treue
Paar

Gebunden stand, fällt wie versengtes Haar,
Und Hüen sieht das Horn an seinem Halse schweben.

Im gleichen Augenblick, da dies
Gescha, zeigt sich von fern mit lautem Schreien
Almansor hier, und dort Almansaris.

Sie eilen hastig an, in zwei verschiednen Reihen,
Er Borabinen, Sie den Hassan zu befreien:
Und Weiden folgt ein Trupp; bewehrt mit Doldh
und Spieß.

Auch stürzt mit bloßem Schwert durch die erschrockne
Menge

Ein schwarzer Rittermann sich mitten ins Gedränge.

Doch Hüen hat das Pfand, daß nun sein Oberon
Versöhnt ist, kann mit wonnevollem Schaudern
An seinem Hals erblickt, so seht er ohne Zaudern
Es an den Mund, und leckt den schönsten Ton
Daraus hervor, der je geblasen worden.

Sein edles Herz verschmäht ein feiges Volk zu
morden:

Tanzt, ruft er, tanzt, bis euch der Tanz den Athem
raubt!

Dies soll die Rache sein, die Hüen sich erlaubt.

Und wie das Horn ertönt, ergreift der Zauber-
schwindel

Zuerst das Volk, das um den Holzstoß steht,
Schwarzgelbes, lumpichtes, halbnackendes Gefindel,
Das plötzlich sich, wie toll, im schnellsten Wirbel
dreht;

Bald mischet sich mit allen seinen Negern
Der Aga drein; ihm folgt — was Hüen hat
Bei Hof, im Harem, in der Stadt,
Vom Sultan an bis zu den Wasserträgern.

Unlustig faßt der Schwach — Almansaris beim
Kern;

Sie sträubt sich, doch was hilft sein Unmuth und
ihr Sträuben?

Der Taumel reißt sie fort, sich mitten in den
Schwarm

Der Walzenden mit ihm hineinzutreiben.

In kurzem ist ganz Tunis in Allarm,
Und Niemand kann auf seiner Stelle bleiben:
Selbst Bodagra, und Zipperlein, und Gicht
Und Todeskampf befreit von dieser Tanzwuth nicht.

Indessen, ohne auf das Possenspiel zu blicken,
Hält das getreue Paar, in seligem Entzücken;
Sich sprachlos lang' umarmt. Kaum hat ihr Busen
Raum

Für diesen Ueberschwang von Freuden.
Er ist nun ausgeträumt der Prüfung schwerer Traum!
Nichts bleibt davon als was ihr Glück verschönt.
Gebüßt ist ihre Schuld, das Schicksal ausgehnt,
Aufs Neu von ihm vereint, kann nun sie nichts
mehr scheiden!

Theilnehmend inniglich, sieht, noch auf seinem
Ros,

Der biedre Scheradmin (er war der schwarze Ritter)
Der Wonne zu, worin ihr Herz zerfloß.
Er ist, der wie ein Ungewitter
Vorhin dahergestürmt, um das geliebte Paar
Zu retten aus der feigen Mohren Händen,
Und, schlägs ihm fehl, ein Leben hier zu enden,
Das, ohne sie, ihm unerträglich war.

Er springt herab drängt durch den tollen Reigen
Mit Fatme, die ihm folgte, sich hinan,
Den Liebenden von ihrem Throne steigen
Zu helfen, und sie im Triumphe zu empfan.
Groß war die Freude, doch, sie schwoll noch höher
an

Da sie den wohlbekanntnen Wagen,
Von Schwanen, durch die Luft, stets niedriger ge-
tragen,
Zu ihren Füßen nun auf einmal halten sahn.

Sie stiegen eilends ein — Die Mohren mögen
tanzen

So lang es Oberon gefällt!

(wiewohl der Alte raseln oder schanzen
Für eine bessere Kurzweil hält.)

Der lustige Phacton fliegt, leicht und ohne schwanken,
Sanft wie der Schlaf, und schneller als Gedanken,
Mit ihnen über Land und Meer,
Und Silberwölkchen wehn, wie Fächer, um sie her.

Schon tauchte sich auf Bergen und auf Hügeln
Die Dämmerung in ungewissen Duft;
Schon sahen sie den Mond in manchem See sich
spiegeln,

Und immer stiller ward's im weiten Reich der Luft;
Die Schwanen ließen jetzt mit sinkendem Gefieder
Allmählich sich bis auf die Erde nieder:
Als plötzlich, wie aus Abendroth gewebt,
Ein schimmernder Ballast vor ihren Augen schwebt.

In einem Lustwald, mitten zwischen
Hochaufgeschossnen vollen Rosenbüschen,
Stand der Ballast, von dessen Wunderglanz
Der stille Hain und das Gebüsch ganz
Durchschimmert sähen — Ward nicht an diesem
Orte,

Spricht Hüon leif und schauernd — Doch, bevor
Er's ausspricht, öffnet schnell sich eine goldne Pforte,
Und zwanzig Jungfrau gehn aus dem Palast hervor.

Sie kamen, schön wie der Mai, mit ewigblü-
henden Wangen,

Gelkeidet in glänzendes Lilienweiß,
Die Erdenkinder zu empfangen
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend, und sangen
Der reinen Treue unsterblichen Preis.
Komm, fangen sie (und goldne Symbeln klangen
In ihren süßen Gesang; zu ihrem lieblichen Tanz)
Komm, trautes Paar, empfang den schönen Sieges-
kranz!



Gez. u. radirt v. F. Dittner.

Verlag v. A. Hofmann & Co. in Berlin.

Justus Friedrich Wilhelm Bachariä.

Der Renommist.



Nach lag die halbe Welt im frühen
Schlaf verbergen.
Anstatt des Morgenroths sah man die
klaffen Sorgen,
Die in der stillen Nacht die todten Menschen
fliehn,
Den grauen Orient mit wildem Schritt
beziehn.

Der müde Stutzer wird vom Ihanathos erwecket,
Der rauschend über ihn die schwarzen Schwingen
strecket;

Und er stand ruhig auf. Er waffnet ruhig sich;
Er zog den Degen aus; er strahlte fürchterlich,
Und war scharf wie der Wind; auf seinem Tische
lagen

Die andern Waffen noch, erforderlich zum Schlagen.
Wenn er den Fuß erhebt, klirret er im silbern Sporn,
Und seiner Peitsche Knall verkündigt seinen Horn.
Sein Sekundant kam auch auf einem stolzen Pferde
In schimmerreicher Pracht, und muthiger Geberde,
Und beide reiten nun beim ersten Sonnenstrahl,
Mit Klammern in der Brust, zum Kampf in's Rosent-
thal.

Die Sonne stieg indes blutroth zum Horizonte;
Kaum daß ihr trüber Strahl auf Leipzig blicken
konnte;

Sie hält in Dunst und Nacht den feuerrothen
Schein:

So sehr verhaßt schien ihr der blut'ge Tag zu sein.
Den Renommisten weckt ihr tranervoller Schimmer;
Er springt gestiefelt auf, vom Tritte bebt das Zimmer.
Er waffnet gleichfalls sich; besieht der Handschuh
Paar,

Zu dem von einem Hirsch das dickste Leder war;
Er spiegelt sich darauf in seines Degens Fläche,
Und späht mit stillem Ernst die Stärk und auch
die Schwäche;

XV. Heft.

Betrachtet seinen Gut, durch manchen Hieb zerseht,
Den er mit edlem Grimm tief in die Augen seht;
Er nimmt die Peitsche dann, die an der Wand
gehangen,

Damit zuerst den Feind laut knallend zu empfangen.
Und dann ging er zuletzt zum wiedernden Galmuck;
Legt das Gebiß ihm an, und der Schabracke Schmuck,
Und sprach: Geliebter Gaul, den Kaufbold nur
geritten,

So lange seine Faust für Jena noch gestritten;
O Gaul, der mich beglückt und tren davon gebracht,
Als hinter mir der Bann auf meinen Kopf gebracht;
Mein Heil sei heute dir auch in der Flucht befohlen!
Aus Zärtlichkeit zu dir hat Kaufbold dich gestohlen;
Dem nimmermehr sollst du den Fuchsthurm wieder-
sehn,

Und, jedem Hiesel feil, bei dem Philister stehn.
Du sollst ein Zeuge sein von meinen tapfern Thaten,
Sollst mein Gefährte sein durch alle weiten Staaten,
Die ich durchstrenen muß. Dafür sei Bier und Brot.
So gut, als wie mir selbst, das Labfal in der Noth,
Erst soll mein Schwert den Stelz des Jungfern-
knechtes schlagen;
Dann sollst du schleunig mich zum freien Halle
tragen.

So Kaufbold — und Galmuck braust aus der
Nase Dampf,
Erhebt den langen Hals, und wüthert Lust zum
Kampf.

Auch stampfen draußen schon noch drei Studenten-
pferde,

Mit rasselndem Gebiß, voll Ungeduld die Erde.
Sie alle sitzen auf, und jagen durch die Stadt.
Krach, Banner, und von Lorf an Sekundantens
Statt.

Indessen kamen auch, gleich lauten Reereswegen,
53

Von der Galanterie die Schaaren angezogen;
Geharnischt allesammt, mit Waffen angethan,
Zur Schutzwehr allesammt für ihren Held Sylvan.
Ein jeder hatte sich mit Schwert und Helm besäweret,
Und der Galanterie Zeughäuser ausgeleeret.
Ein seltsam Kriegesheer, auch ihren Waffen nach,
Das zu Sylvans Schuß sehr wenig Trost versprach.

Mit einer Schnürbrust war des Puges Brust bedeckt;
Romanens Köcher war mit manchem Pfeil besetzt.
Doch was half hier der Pfeil, der durch sein süßes Gift

Nicht Kriegern Schaden thut, und nur Verliebte trifft!

Die einen waffneten geschärste Wilserscheeren;
Die andern wollten sich, mit großen Nadeln, wehren.
Es schwingt des dritten Faust des Kräusleisens Brand;

Ein voller Puderack braust in der vierten Hand;
Noch andre wollten sich mit Sonnensäckern schlagen,
Und wenigstens mit Wind den wilden Feind verjagen.

Der schwarze Thanathos sah voller Seh'n herab
Auf dieses schwache Heer, das ihm die Mode gab;
Die Stärk' ist nicht im Arm, kein Muth schlägt in der Ader;

Doch weiß er das Gesicht dem flatternden Geschwader
Zu seinem Posten an. Nehmt dieses nur in Acht,
(Ruft er), so thut ihr schon, was euch zu Helden macht!

Da, wo vor Ransbald's Thor der krummen Pleiße
Wellen

Mit stillem sanften Lauf an grüne Küsten schwellen,
Liegt ein berühmter Hain, den schon die graue Zeit,

In angenehmer Nacht, den Liebenden geweiht.
Man hat den heil'gen Wald das Rosenthal genennet;
Und welches Mäulein ist, das diesen Ort nicht kennet?

Hier sieht auf ihrer Fluth die Pleiße Gondeln gehn,
Die unter Spiel und Scherz, und blasendem Getöse
Von dem beschülften Rand auf Golis freudig eilen,
Wo den Geschmack Musik, und Tanz, und Kuchen theilen.

Hier thürmet sich das Grün der Büschen in die Höh;
Dort wird der Buchen Laub zur schattigten Allee;
Und dort sucht hellgrün Gras durch seine lichten Flächen,

Des dunklen Eindringang's Schattirungen zu brechen.
Ein lachender Prospect steigt nach dem andern auf;
Dort hemmt ein volkreich Dorf des Auges schnellen Lauf,

Und hier die Pleißenburg. Die angenehmen Gänge
Seh'n all' ein lachend Ziel von ihrer tiefen Länge.
Hier war der Tummelplatz, wo Jena seinen Held,
Und Leipzig den Sylvan, zum Zweikampf aufgestellt.

Hierher sprengt Rausbold's Roß nebst seinen Sekundanten.

Ihr rauschender Galopp, die Augen, die schon brannten

Ein ausgestoß'ner Fluch, ein fliegendes Geschrei,
Zeigt der Galanterie, daß dieses Rausbold sei.
Drum sprach sie dieses noch zu ihrem nahen Heere:
Ihr Geister, wo euch nicht der Trieb nach Ruhm und Ehre,

Wosern euch mein Befehl zum Streit nicht spornen kann;

So seht auf diese Stadt, und schüget den Sylvan
Wie? wollt ihr, daß dem Fürst der Stuger meiner Reiche

Der wilde Renommist, mit einem einz'gen Streiche
Die Schönheit rauben soll, die sein Gesicht geziert?
Beschüzt nur dies Gesicht, dem euer Schuß gebühret!
Auf dich, o Thanathos, seh' ich mein ganz Vertrauen,

Laß meinem Liebling nur nicht das Gesicht zerhauen!

Dafür soll Jena mich in meiner Hoheit sehn;
Man soll dort Chapeaubas, wie hier in Leipzig, gehn;

Man soll so gut, wie hier, die Pettimaitres kennen
Und bei Taback und Bier nicht mehr für Schönen brennen.

Zu Ehren wird man mir Mehl in die Haare streun;
Der Name Renommist wird dann ein Schimpfwort sein.

Alsdann soll meine Macht dich selber auch verwandeln;

Dann sollst du jung und schön an meinem Hofe wandeln;

Dann sei die Puz und Scherz ein angenehmes Amt,
Und jede Nymphe sei von deinem Blick entflammt!
So sprach sie, und der Geist verspricht ihr Wunderwerke,

Und trogt mit edlem Stolz auf seine Löwenstärke.
Indessen nahen sich die grimmigen Partheien,
Die sich einander schon den Tod in Mienen drän'n

So wie Dragoner schnell von schwarzen Pferden
springen,
Und, tapfrem Fußvolk gleich, in feste Glieder
dringen!

So sprang der Renommist, und auch Sylvan herab,
Indem der letztere sein Pferd dem Reitknecht gab.
Sie ziehn sich hurtig aus, und in dem Augenblicke
Tritt Kaufbold, wie Sylvan, in seinen Stand zu-
rück.

Zuerst wagt Kaufbolds Faust den ausgedachten
Streich

Auf seines Feind's Gesicht; doch er mißlingt so-
gleich.

Der treue Thanathos hielt dem barbar'schen Degen,
Mit unsichtbarer Hand, den Götterschild entgegen.
Wie schäumte nicht Pandur! Doch wie erstaunt er
Daß Thanathos voll Muth für einen Stuger sieht.
Abtrünniger Rebell! hat Jena dich beleidigt,
Daß jezt dein selber Arm den Jungfernknecht ver-
theidigt?

Erkennst du nicht mehr die Macht der Schlägerei?
Sprich, feiger Renegat, was macht dich ungetreu?
Antworten konnten nie den Thanathos verweilen,
Er eilt, ihm mit dem Schwert die Antwort zu er-
theilen.

Jezt fielen sie erzüret die Schlägermeister an,
Und stürzten in den Wald. Indessen steht Sylvan,
Daß Kaufbold Blöße giebt; folgt dem geheimen
Triebe,

Und haut den Handschuh auf mit einem starken
Hiebe.

Der Renommist erschrickt, doch steht er noch kein
Blut;

Und setzt die Stöße fort mit neuem Heldenmuth.
Sylvan seuzt jezt bei sich zu der bedrängten Schöne:
Ihr Meisner Porcellan macht ein betrüb't Getöse;
Den Caffe, den man sonst nur dunkelbraun gesehn.
Sah man jezt dick und schwarz in bunten Schälchen
stehn.

Auf dem Claviere sprang ein ganzes Heer von
Saiten,

Und eine Glocke fing von selber an zu läuten.
Ach! (seuzt Selinde laut), armseliger Sylvan,
Vielleicht nur zu gewiß ist es um dich gethan!
Doch lebst du, und erhört der Himmel noch ein
Flehn,

So müsse dich mein Blick als Sieger wiedersehen!

Ihr Flehn war nicht umsonst. Zum zweiten-
male bloß,

Befömm't der Renommist vom Stuger einen Stoß,
Der durch den Handschuh durch bis in die Ader
dringet,

Daß das erzürnte Blut hoch in die Lüste springet.
Der Renommist wird blaß; mit Wuth und Un-
gestüm

Wagt er den alten Streich; der Streich gelingt
ihm.

Doch er gelingt nur halb. Nur obenhin gerühet,
Wied mit dem tapfern Blut Sylvans Gesicht be-
sprüget.

Die Geister floh'n davon, die sein Gesicht bewahrt,
Im Flieh'n auch noch voll Angst, nach aller Feigen
Art.

Sylvan war im Begriff, den letzten Streich zu
wagen.

Als sich dazwischen schon die Sekundanten schlugen;
Und Kaufbold hatte g'nug. An seiner Hand ge-
lähmt,

Warf er den Degen hin ohnmächtig, und beschämt.
Ist's möglich, (ruft er aus), hast du mich über-
wunden?

O warum lehrt ich dich die Kunst, mich zu ver-
wunden!

Da du in Jena warst, gab ich dir Unterricht.
Wie man nach Krepslers Art mit wahrem Vortheil
fißt.

Du hast ihn wohl gebraucht; ich kann das Denkmal
zeigen!

Das größte Glück bleibt dein, Selinde bleibt dein
eigen

Du bist ein braver Kerl, und meiner Freundschaft
werth;

Umarme mich, Sylvan! und nun gebt mir mein
Pferd!

Es ward herbei geführt; es hing die schlaffen
Ohren,

Als hät' es allen Muth bei Kaufbolds' Fall ver-
loren.

Er setzt sich auf, und sang: Mein Leipzig, gute
Nacht!

Galmuck jagt mit ihm fort; die großen Peitschen
knallen,

Das in dem weiten Wald die Eichen widershallen.
Oh' Phoebus Wagen noch in's Meer gesunken war,
Sah Halle diesen Held und seine Bruderschaar.

Der siegende Sylvan eilt in die Stadt zurück,
Und schenkt sich alsobald Selindens Thränenblicke.

D! welch ein Strom von Lust floß in der Schöne
 Herz,
 Vor kurzer Zeit zernagt vom allerschürfften Schmerz!
 Sie trocknete sein Blut mit ihren seid'nen Haaren,
 Und mancher süße Kuß belohnt Sylvan's Gefahren.
 Mit Herrlichkeit umringt, und Lorbeern stolz
 umlaubt,

Erhob die Mode nun mit neuer Kraft ihr Haupt;
 Und die Galanterie ging nach der Jen'schen Saale.
 Da wurden Stutzer reis an ihrem holden Strahle,
 So artig, so gepuht, als Leipzigs Stutzer ist;
 In ew'ge Schande fiel der Name Renommist.

Johann Baptist von Mzingger.

Das Feenmärchen.

Auf Rheims Gefilden keimt die Fröhllichkeit
 in Trauben,
 Die gelb und röthlich blühen am holden Marne-
 strand,
 Wo vormal, wenn wir fremm der alten Sage
 glauben,
 In öder Wüstenei ein einsam Hüttchen stand.
 Ein Greis bewohnte dies; sein guter Sohn er-
 nährte
 Durch Fische, die der Fluß oft kärglich nur ge-
 währte,
 Den Vater und sich selbst; doch blieb dem armen
 Paar
 Noch etwas, wenn der Fluß ganz unerbittlich war.

Es blieb ihm eine kleine Ziege,
 Mit deren Milch der Alte sich ernährt,
 Der gern und frohen Muths die Last der Armuth
 trüge;
 Doch eine größere, der Schmerz des Sohnes drückt
 Den Unglückseligen dantieder.
 Schon lange flieht der Schlaf des Jünglings Au-
 genlieder;

Schon lang umflort sein Angesicht
 Geheimer Gram; doch das gesteht er nicht.

Er zwingt sich bei des Vaters Fragen
 Ein läugnend Lächeln ab und weigert sich, zu sagen
 Was für ein Wurm an seinem Herzen nagt.
 Ein schönes Weib, das einst, zu eifrig auf der
 Jagd,
 Fern vom Gesolg im Haine schlageritten,
 Geleitet er auf ihren Pfad zurück,
 Und fühlte seit diesem Augenblick,
 Was hoffnungslose Lieb' und Sehnsucht je gelitten.

Mit jedem Morgen flog er hin
 Zum wildverwachsenen Ort, an dem er sie gefunden.
 Vergebne Müh'! die schöne Jägerin
 Ist aus der Gegend weggeschwunden.
 Auch darf er nicht zu weit sie suchen! Ach, er weiß,
 Daß hilflos, krank und schwach der Greis
 Mit Sehnsucht seiner harret, und jeden Pulsschlag
 zählt,
 Wenn ihm sein Sohn, sein Trost, sein Glück, sein
 Alles fehlt.

Zehn Monden litt er so, sich schneud in das Grab,
Ginst, als er, Stundenlang sein Leiden überdenkend,
Und in Melancholie stets tiefer sich versenkend,
Am Kluffe saß, da war's, als zög' es ihn hinab.
Schon senket er das Haupt; doch seines Vaters
Bildniß,

Erscheint ihm auf der Kluff. Er nun, voll Bangigkeit,
Sich rettend vor sich selbst, springt wild empor,
Stürzt weit
Vom Ufer weg und fliehet durch die Wildniß'

Schon seiner Hütte nah, sieht er ein greises
Weib.
Bleich ist sie und entsetzt von Jammer und Bes-
schwerde.

Am Stabe wankt einher ihr abgekehrter Leib,
Und welken Pflanzen gleich, senkt sich ihr Haupt
zur Erde.

„Ach!“ ruft sie ihn an, „mein Sohn, erbarme
Dich!

Drei Tag' irr' ich umher, drei Tage labet mich
Kein Wissen. Sieh! ich kann nicht weiter gehen!
Hilfst Du mir nicht, so ist's um mich geschehen!“

So stehet sie. Des guten Jünglings Herz
Vergißt die eigne Qual und denkt nur ihren Schmerz.
Er faßt sie in den Arm, und eh sie ihre Bitte
Geendiget, und trägt sie in die Hütte.
Hier wartet vor der Thür' der Greis im Abend-
roth.

Er höret, was geschehn, er sieht der Fremden
Noth!

Doch, wie ihr helfen? Ach, des Jünglings Noth
beschweret

Heut kein gefangner Fisch; die Milch ist aufge-
zehret.

Sie sehn sich schweigend an, und eine Thäne rinnt
Von Weider Angesicht; doch ernst und fest beginnt
Der Alte nun: „Nein! sie soll nicht versätmachen!

Komm, lieber Sohn, laß uns die Ziege schlachten.
Du behst zurück, zu sehr um mich besorgt?

Was man dem Nermern schenkt, das hat man
Gott geborgt;

Und er, der den Entschluß mir in den Sinn ge-
geben,

Sorgt besser noch, als Du, für Deines Vaters
Leben.“

Er sprach's, und während noch der Sohn
Blos seinetwegen sagt, zuckt er das Messer schon,
Als jetzt die Fremde schnell herbeistürzt, und ihm
wehret,

Doch nicht, wie erst, schwach, dürftig, alt,
In schimmerndem Gewand, in himmlischer Gestalt.
Sie ist's; der Jüngling wähnt, daß ihn ein Traum
bethoret,

Sie ist's; die schöne Jägerin,
Und reichet ihm die Hand und ruft: „Nimm sie
hin!

Dich wählet zum Gemahl die mächtigste der Feen,
Die eure Tugend schwer geprüft,
Und wenn Du oft, in stillen Gram vertieft,
Den Hain um sie durchirrt, Dir zärtlich nachge-
sehen.

Doch weg mit Traurigkeit! Hier, wo mein treuer
Freund

Zehn Monden hoffnungslos geweint,
Soll jedem Gram ein Lindrungsmittel keimen,
Und lieblich weiß und roth die Weider überschäumen.

Beim letzten Wort schwang sie die Lillienhand
Zum Segen in die Luft. Die Wüstenei verschwand.
Der Grund, nun milde, ward, so weit das Auge
spähet,

Mit Trauben gelb und roth wohlthätig übersäet.
Der Most, daraus gepreßt, hat die geheime Kraft,
Daß er im Trinken den Freude Taumel schafft.
So lange dieser währt, schmerzt keine Seelenwunde
Und neues Leben hängt am längst entwöhnten Munde.

Moriz August von Thümmel.

Das Irrenhaus.

1. Der Selbstzufriedene.

Ich liege, — Du liegest, — wir liegen
Gleich eingehüllet und warm,
Der Eine geschmückt mit Vergnügen,
Der Andere der Schwermuth im Arm.

Ich zähle — Du zählst — wir zählen
Die Höhern als Ehren, und sind
Im Forschen, im Wünschen, im Wählen
Gleich unberathen und blind.

Ich harre — Du harrest, — wir harren
Des Possenspieles Vergang,
Doch bauert lustigen Narren
Die Here selten zu lang.

2. Der Metaphysiker, welcher Narrenwächter geworden.

Der Wahrheit dunkeln Pfad zu finden,
Der unterm Monde sich verlor,
Durchglüht' ich mich, und hielt den Blinden
Die Früchte meiner Schriften vor.

Mit Rauch umgeben und versunken
So gut, als sie, auf Gottes Heerd,
Schägt' ich mich doch als einen Funken
Des Feuers, das die Geister nährt.

Als einen Theil, das für das Ganze
Nothwendig, wie die Sonne, sei,
Und wäunte, zum gemeinen Glanze
Misch ich auch meinen Firniß bei.

Da hört' ich eine Stimm' erwachen:
Die Welt braucht dein erhabnes Licht,
Braucht, um ihr Feuer anzufachen,
Den Brennstoff Deiner Schriften nicht.

Laß dem Erhalter seine Sorgen;
Genug dem Sterblich, der im Schweiß
Des Angesichts den nächsten Morgen
Mit Heute zu berechnen weiß,

Steig' an die Kette der Ideen
Nicht bis zum Engel — steig herab;
Der stolze Weg, der Dir zu gehen
Vergönnt wird, ist der Weg in's Grab.

Der Wurm soll kriechen, sich verstecken,
Den Staub vermehren, der ihn schuf —
Das Unsichtbare zu entdecken,
Ist keines Sterblichen Beruf:

Was dein Gehirn in Umlauf bringet,
Befördert keines Sternes Lauf,
Schreib', oder nicht — die Sonne schwinget
Sich dort am Horizont herauf.

Kann wohl ein Doktor, ein Versedelter
Der Wahrheit, seines innern Sinn's
Mehr nützen, als ein Narrenwächter?
Der wolt ich eben sein — und bin's.

3. Der Physiognom.

Wohl Dem, der so, wie Du, bedächtig
Nur die gerade Straße geht,
Stets seiner schwachen Sinne mächtig,
Sich nie aus seinem Gleise dreht,
Des überwichtigen Gehirne
Nie in den Stürmen unterfan!
Wohl seiner flachen Stirne,
Denn ihr gebührt der Dank.

Tritt auch in Deinem Trauerspiele
Kein König Lear auf's Bret wohl Dir!
Den Rasenden zunächst am Ziele
Der Rarheit stand sein Shakespear.
Klug meidet drum der Dichter Haufen
Die seit ihm unbetretne Bahn:
Wie bald ist nicht im Laufen
Ein Schritt zu viel gethan!

Ein Schluß zu viel beim Nektarschmause
Apollens — Eine Rose mehr
Der Rosen in dem vollen Strauße
Der Liebe, schleudert Dich hieher:
Die Thorheit lockt mit Amoretten
Die Bernards in ihr Bergemach,
Und zieht mit Ordensketten
Den Löwenritter nach.

4. Die Wittve, deren Gatte im
Zweikampfe gefallen war.

Sahst du des Jordans Ufer,
Beschränkter Pilger? — Sprich —
Und hörest Du den Rufer
Am Kreuz — Es dürstet mich!

Und willst der bitteren Zähren,
Die Dein Gefühl vergießt.
Nur Eine mir gewähren —
O dann sei mir gegrüßt!

Doch wähnst du mich zu trösten,
So wende Dein Gesicht,
Denn sieh', das Bild der größten
Geduld vermag es nicht!

Um mich, Zerfnirächte, sammeln
Sich viel Bedrängte her;
Doch Aller Zungen sammeln:
„Ach diese — leidet mehr!“

Ihr raubte das Entsetzen
Sogar des Säuglings Glück!
Und keine Thränen negen
Den Brand in ihrem Blick.

Nur ihre Lippen bebten
Dem nach, den sie verlor!
Und ihre Hände heben
Sich nur nach ihm empor!

Als er sich mir von Allen
Ihn Wünschen ergab,
Mit welchem Wohlgefallen
Sah Gott auf uns herab!

Als in dem Abendhauer
Der feiernden Natur
Sein großes Herz die Dauer
Von meinem Glück beschwor;

Mein Auge nun von süßen
Gefühlen überging,
Und ich mit Erstlingsküssen
An seinen Wangen hing:

Als von der trauten Laube,
Die seine Liebe zog,
Er nun die erste Traube
Nach meinen Lippen bog.

Und ich in seinen Blicken
Mein Bild gezeichnet fand —
Natur, war dies Entzücken
Nur Blendwerk Deiner Hand?

Woh' Dir, o Tag der Weiße,
Der Blutschuld Mitgenosß,
Die grauenvoll die Reihe
Glückvoller Stunden schloß!

Du, meines Kummers Zeuge,
Den meine Seele ruft,
Verlorner! ach entseige
Dem Dunkel Deiner Gruft! —

Wenn im Gedräng' der Sorgen
Er keiner unterlag,
Und Freundin, rief, nach Morgen
Glänzt uns ein Grundttag.

Wo Werth und Lohn des Fleißes
Dem in der Schale liegt,
Der jeden Tropfen Schweißes
Gleich einer Krone wiegt,

Wenn der bescheidne Tröster
Gefallnen Schuß verlieh,
Und sprach: „Bin ich erköster,
Und würdiger, als sie?“

Und er dem Tag entwunden,
Nach mancher frommen That,
Zum Lohn der Abendstunden
Sich meinen Kuß erbat —

Erforscher unster Herzen,
Fürchtbarer, wogest Du
Schon da der Zukunft Schmerzen
Mir schwer Geträufelten zu?

Mond, der Du noch so traulich
In seiner letzten Nacht
Die Schönheit mir beschaulich
Des Schlummernden gemacht,

Als mein Gebet im Schweben
Auf Deinen Hoffnungsstrahl
Dem Ewigten sein Leben
Und meine Ruh' empfahl;

Vertrauter stiller Schatten,
Wo weilt dein Todeslicht?
Verbirg das Grab des Gatten
Der Sattgelebten nicht!

Dort wandle des Schlummers
Willkommen Genius,
Die Holzer meines Kummers
In Freiheit und Genuß!

Dann fasse das Gewissen
Und reinige die Hand,
Die Herzen durchgerissen,
Die Gott zusammenband.

Kannst Du auch Rache segnen,
So nimm, Gott, meinen Schmerz
Und grab' ihn dem verwegnen
Mordschuldigen ins Herz.

Das Blut, das er vergossen,
Droh' ihm im Morgenroth!
Und nur mit Blut durchflossen
Wim' ihm sein Abendbrot!

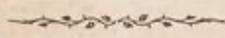
Die Säßigkeit der Ehe,
Die Liebe muß ihm fliehn,
Selbst seinen Kuß verschmähe
Die feilste Wuhlerin.

Es fasse jede Kammer,
Wo seine Schwermuth weint,
Den ganzen Menschenjammer,
Den dieses Haus vereint!

Des Uebelthäters Werke
Lohn' Angstgefühl und Spott!
In seinem Tode stärke
Ihn kein Gedank' an Gott;

Durch Blutgefäße treibe
Hinüber ihn mein Fluch,
Und Satans Finger schreibe
Ihn in sein Höllenbuch!

Dort möge des Verbrechers
Gewinn gegraben stehn,
Und ewig nicht des Rächers
Gerbarmung sich erbahn!



Kriegs- und Siegeslieder.

Collin. Schenckendorf. Stägemann. Urndt.
Fouqué &c.



Sie haben schon früher Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, welchen gewichtigen Einfluß der nationale Aufschwung Deutschlands, in den Jahren der sogenannten Befreiungskriege von 1813 bis 15, auch auf die deutsche Poesie ausübte. In das Klängen der Waffen mischten sich die Gefänge der Dichter und Jeder beehrte sich sein Scherlein Poesie auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. So dichtete auch Rückert damals seine geharnischten Sonnette; und Heinrich v. Kleist, Ludwig Uhland und v. Eichendorff sangen zu der Zeit manch kräftig schönes Lied, bei Niemand aber ist diese Poesie kräftiger und frischer aus der That selbst hervorgegangen, als bei Theodor Körner. Deshalb fand auch er überall eine so seltene Anerkennung, obwohl ihn viele Andere weit an poetischem Geiste überragten.

Unter den Dichtern dieser Periode, welche fast ausschließlich oder doch größtentheils die Kriegs- und Siegeslieder jener Zeit dichteten, ist zunächst Heinrich Joseph, Edler von Collin, zu nennen, der am 26. December 1772 zu Wien geboren wurde. Denn wie Oesterreich zuerst den, freilich unglücklichen Versuch machte, die Unabhängigkeit Deutschlands zu erkämpfen, so stammen auch die ersten Schlachtgefänge jener blutigen Zeit von dort her. Indessen findet sich allerdings in ihnen jene Kraft noch nicht vor, welche die späteren Arbeiten dieser Gattung auszeichnet; es spricht sich vielmehr eine Art von Sehlommenheit, eine trübe Ahnung in ihnen aus, daß die Stunde der Freiheit noch nicht gekommen sei. Leider sollte auch der Dichter diese schöne Zeit nicht erleben, denn nachdem er die Rechte studiert und im Jahre 1801 zum kaiserlichen Hofrath ernannt war, starb er bereits den 28. Juli 1811.

Als nun aber wirklich die gewaltige Zeit hereinbrach, wo ganz Europa gegen Frankreich und den Kaiser Napoleon unter den Waffen stand, da klangen auch die Gesänge der deutschen Dichter weit kräftiger und todesmuthiger drein als bisher, und mit Körner am Nächsten verwandt, tritt uns da Friedrich Max Schenk von Schenkendorf entgegen. Er bildet eine in dieser Periode um so interessantere Erscheinung, als in allen seinen Gedichten das romantische Element noch vorherrscht, welches sich in einer tiefen Sehnsucht nach der Vergangenheit ausdrückt, welche er mit der Gegenwart zu verbinden strebt. Und dieses Streben offenbart sich nicht allein in Nüchternheiten an die politische, sondern auch an die religiöse Vergangenheit, so daß ihm der Krieg gegen Frankreich zuletzt wie ein Kreuzzug gegen die Ungläubigen erscheint, welche Ideen ein wunderbares Amalgam in seinen Dichtungen hervorbringen. Das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich erscheint ihm durchweg nicht als ein rein politisches, der Kampf ist ihm nicht der Kampf eines nach Unabhängigkeit strebenden Volkes gegen seinen fremden Unterdrücker, sondern ein Kampf der religiösen Ueberzeugung gegen den Unglauben. Da aber die muthige Schilderhebung des deutschen Volkes keinesweges eine solche war, so beruht auch die Anschauung des Dichters auf einer ihm unbewussten Selbsttäuschung, welche vielleicht eine Zeit hindurch, in welcher ja alle Leidenschaften aufgeregelt waren, Glauben und Anerkennung fand, nachher aber bei kälterer Anschauung endlich verschwinden mußte. Recht deutlich tritt dieses religiös-romantische Princip in seinen Liedern „Freiheit“, „Soldatenmorgenlied“ und anderen hervor. S. S. in den Versen des letzteren:

Du weiser Gott in Gnaden
 Schau her vom blauen Belt:
 Du selbst hast uns geladen
 In dieses Waffenfeld.
 Laß uns vor Dir bestehen
 Und gib uns heut den Sieg:
 Die Christen bannet wehen;
 Dein ist o Herr der Krieg.

Auch in dem sonst so wunderschönen Landsurmliede tritt die religiöse Ansicht, mit welcher Schenkendorf diesen Krieg betrachtete, recht deutlich hervor und man glaubt fast in die Seiten des Cromwells zurück versetzt zu sein und einen Schlachtgesang der Puritaner zu hören, der indessen reich an poetischen Schönheiten ist. Aus diesem Grunde sind auch seine Gedichte wohl weniger in den Mund des Volkes gekommen und jetzt größtentheils ganz vergessen, während andere Lieder derselben Periode sich noch jetzt der allgemeinsten Anerkennung erfreuen. — Außerdem finden wir noch eine andere, häufig hervortretende Idee in ihm, nämlich das Wiedererwachen des deutschen Kaiserthums und die Vereinigung Deutschlands zu einem einzigen Ganzen, und diese Gedichte, in denen er dann auch den ehemaligen Glanz und die versunkene Herrlichkeit des Kaiserhauses schildert, sind unstreitig seine gelungensten Arbeiten, besonders da wo er ihnen in seiner Vorliebe für die Romantik einen noch festeren Boden gewinnen lassen kann.

Schenkendorf wurde den 11. Dezember 1785 zu Königsberg in Preußen geboren, woselbst er die Rechte studierte und später den Feldzug von 1813 mitmachte. Im Jahre 1816 wurde er Regierungsrath in Coblenz, starb aber schon im folgenden Jahre grade an seinem Geburtstage.

Auch Friedrich August von Stügemann gehört hierher und man kann dreist behaupten, daß seine Gedichte ebenfalls mehr geistige Macht und Schwung hatten, als die von Körner, aber auch sie sind ohne nachhallige Wirkung auf das Volk geblieben und nur Einer war es noch, dessen tiefpoetisches Gemüth jene gewaltige Zeit in ihrer ganzen Entwicklung aufzufassen vermochte, und nicht in die Vergangenheit zurückblickend, nicht die früher gefallenen Helden aufforderte, mit für das Vaterland zu kämpfen, sondern der eine neue frischfarbige Zukunft aus der Gegenwart emporsteigend, mit gewaltiger Stimme in das Volk hineinrief, zu den Waffen zu greifen und sich diese Zukunft zu erkämpfen.

Dieser Mann war Ernst Moriz Arndt.

Von einem glühenden Haß gegen Frankreich erfüllt, welches er als den natürlichen Feind Deutschlands ansah, erhob er sich damals in der Zeit der allgemeinen Bewegung, und gewaltiger als er hat wohl kein Dichter gewirkt, sowohl durch seinen poetischen Geist selbst, als durch die kräftige Begeisterung für die Unabhängigkeit des Vaterlandes, dem er schon früher bedeutende Opfer gebracht hatte, als die Andern noch im furchtsamen Schweigen verharrten. Er besaß ein mächtiges Talent der Darstellung und seine Sprache, mochte sie sich im höheren Schwunge ergehen, oder im kräftig einfachen Volkstone riß unwiderstehlich zu der allgemeinsten Begeisterung fort. Sein Buch „Geist der Zeit“ ist ein Werk voll hüner Freisinnigkeit, welches die allgemeinste Verbreitung und Anerkennung gewonnen und noch manches Andere, was er schrieb, diente dazu, seinem Namen im deutschen Vaterlande einen guten Klang zu geben. In der Kriegszeit aber dichtete er seine Lieder voll Mark und Saft, Lieder mit Haaren auf den Zähnen und Blut im Herzen, wie sie ein Kritiker kräftig bezeichnet. Das Gedicht „Was ist des Deutschen Vaterland“ ist im Munde des Volkes und wird es bleiben, sein „Lied vom Feldmarschall“ ist ein in diesem Genre klassisch zu nennendes Gedicht, das ein ebenso unbestreitbares Volkslied geworden ist wie Jenes.

Wenn nun aber Arndt grade im Gegensatz zu Schenkendorf frisch und kräftig in das Leben hineingriff und zunächst gegen Frankreich zu Felde zog mit einem Haß, den er überall in seinen dichterischen Productionen hineinbrachte, so mochte er auch vielleicht von der Zukunft, die dieser waffenklirrenden Gegenwart folgte, etwas anderes gehofft haben, als sie wirklich brachte. Zwar ist sein Eifer, mit welchem er noch immer als treuer Wächter die Grenze hütet, nicht erkalte, und er fast allein ist noch bis auf diesen Tag der alte geblieben, ein Wind und Wetter trotz der Denkslein der Zeit; aber grade jene sanguinischen Hoffnungen, welche er für Deutschlands Zukunft genährt und die er so ganz unerfüllt bleiben sah, ließ ihn den neuesten Bewegungen der Zeit nur noch mit einem schlecht verhehlten Widerwillen folgen. Dazu kamen noch die hieraus entspringenden Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten, welche ihn bis in sein Privatleben hinein verfolgten.

Ernst Moritz Arndt war nämlich am 26. December 1769 zu Schorich auf Rügen geboren und bereiste, nachdem er dem Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften längere Zeit obgelegen hatte, Schweden, Deutschland, Italien, Frankreich und Ungarn, bis er endlich im Jahre 1806 eine Professur in Greifswald annahm und sich dort zu domiciliren gedachte. Als aber nach der Schlacht bei Jena die Franzosen in Pommern eindrangen, mußte Arndt flüchten; da man ihn französischer Seits seiner Freimüthigkeit wegen verfolgte, mit welcher er sich über Frankreich und den Kaiser ausgesprochen hatte. Er begab sich deshalb nach Stockholm. Erst als im Jahre 1813 der Krieg in Deutschland ausbrach, konnte er dahin zurückkehren. Durch Wort und That so viel als möglich zur Kräftigung des erwachenden Nationalgeistes beitragend, zog er bald die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich, und nach der Beendigung des Krieges erhielt er im Jahre 1815 einen Ruf als Professor der Geschichte an die Universität Bonn. Im Jahre 1819 aber wurde er bereits in die, auch gegen andere Professoren dieser Universität eingeleitete Untersuchung wegen demagogischer Antriebe verwickelt, seine Papiere wurden mit Beschlag belegt und eine Suspension von seinem Lehramte erfolgte, die erst in der neuesten Zeit (1840) wieder aufgehoben wurde. Trotz aller dieser Widerwärtigkeiten hat aber Arndt mit starker gläubiger Hoffnung festgehalten an seinen ehrenwerthen Tendenzen, die er jetzt, wenn auch allmählig, doch im kräftigen Fortschritt sich verwirklichen sieht, er hat es jederzeit verschmäht, diese zweideutige Stellung eines servilen Profesplein einzunehmen, wie viele von denen, die damals sein Schicksal theilten, und wir haben in ihm den Mann wie den Dichter, Beides zu bewundern und zu verehren.

Auch den ritterlichen Sänger, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, wollen wir an dieser Stelle nennen, der eben so wie Schenkendorf das romantische Princip in die Gegenwart hineinmengte, und mit derselben verwebte. Aber bei ihm ist es nicht wie bei Jenen, die Kirche und der Glauben, sondern einzig das mittelalterliche Ritterwesen, auf welches er alle seine Ideen zurückzuführen sucht, nicht einmal das Ritterthum, das sich neben Kaiser und Reich zu einer einzigen Gesamtkraft ausgebildet hatte, sondern das freie, selbstständige und allerdings so poetische Ritterthum des Faustrechts, wo der Schlossgesessene seinem Nachbar den Lehdehandschuh hinwarf, oder der Ritter, um sich die goldenen Sporen zu verdienen, mit seinem treuen Knappen auf gutem Rosse hinaus

zog in die weite Welt auf Avontüre, ein Jahr lang und einen Tag, zu retten den Unterdrückten, beizustehen dem Schwachen, zu schützen die Unschuld, und Ritterfille zu üben. — In diesem Sinne verwebte sich bei Fouqué die Romanik in die große Frage der Gegenwart hinein, und während Körner und Arndt mit gewaltiger Stimme zum Kampfe rufen und die Feiglinge verspotten, die da zurückbleiben, meint er in seinem ritterlichen Gemülhe, solche könne es gar nicht geben und läßt uns diejenigen, die an dem lustigen Waffentanze wider ihren Willen nicht Theil nehmen können, sich in banger Klage ergehen.

„Was seht Ihr, und wisset so trübe?
 Zu Sattel und d'rauf und d'ran! —
 Ach Gott ich hatt' es vergessen
 Ich bin ein verwundeter Mann.“

Geboren wurde Fouqué am 12. Februar 1777 zu Neu-Brandenburg. Er machte die Revolutions- und Befreiungskriege mit, in denen er sich durch Muth und Besonnenheit auszeichnete. Später lebte er bald in Berlin, bald auf seinem Gute Nennhausen im Mecklenburgischen, bis er eine Stelle bei der Universität Halle annahm. Nachmals begab er sich nach Berlin, wo er am 23. Januar 1843 gestorben ist. Seine ersten Dichtungen erschienen unter dem pseudonymen Namen Pellegrin.

Es sei uns zugleich noch an dieser Stelle vergönnt, auch der Kriegs- und Siegeslieder und der Dichter aus einer früheren Periode zu gedenken, die indessen durch den unglücklichen Umstand, daß damals Deutschland wider Deutschland in Waffen stand, wir meinen die Periode des siebenjährigen Krieges, einen keinesweges nationalen Aufschwung nehmen konnte. — Unter diesen Dichtern ist besonders Johann Wilhelm Ludwig Gleim hervorzuheben. Er wurde den 2. April 1719 zu Ermsleben im ehemaligen Fürstenthum Halberstadt geboren, studierte 1738 bis 40 die Rechte zu Halle, ward 1747 Sekretair des Domkapitels zu Halberstadt, späterhin Kanonikus und starb den 18. Februar 1803. Friedrich II. hatte zu jener Zeit durch seinen Kriegserfolg nicht nur sein eigenes Volk mit einer Begeisterung erfüllt, wie sie lange nicht erlebt worden war, sondern seine Siege hatten auch die Besiegten sogar zu dieser Begeisterung gezwungen, die sich besonders in den Kämpfen gegen die fremde Nationen, die Franzosen und Russen am Meisten hervorthat. — Es war daher aber doch nur weniger ein Gefühl nationaler Begeisterung, als Enthusiasmus für die Person des Königs selbst, die Gleim zu seinen Preussischen Kriegsliedern veranlaßte, die indessen weit hinter den Productionen jener neueren Periode zurückstehn. Obgleich Gleim für das Volk und mit demselben singen wollte, seine Sprache daher oft in das Unpoetische und Abgeplattete hineingeht, sind seine Lieder doch nie Volkslieder geworden, woran wohl auch die vielen gelehrten Anspielungen mit Schuld sind, die darin vorkommen. Seine Begeisterung geht dabei mitunter durch seine Weitschweifigkeit verloren und nur in wenigen hat er sich dem Volkston zu nähern gewußt.

Außer Gleim waren es noch Christian Felix Weisse, Johann Caspar Lavater und Andere, die durch Gleim veranlaßt, sich in derselben Gattung der Poesie versuchten, wenn auch ihre Arbeiten mehr oder minder das Schicksal von denen Gleim's theilten.





In den Waffen! -
Als Männer hat
uns Gott geschaffen
Auf Männer auf
und schlaget drein...

Ernst Moritz Arndt.

Schlachtgesang.



Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott ge-
schaffen
Auf Männer auf und schlaget drein
Laßt Hörner und Trompeten klingen
Laßt Sturm von allen Thürmen ringen
Die Freiheit soll die Loosung sein.

Zu den Waffen! — Zu den Waffen!
Die Arme müssen sich erst raffen
Und sählern alle Brüste sein.
Woll Kraft und Muth und Grimm der Leuen
Woll wiederströmt in deutschen Treuen
Der deutsche Strom, der deutsche Rhein.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Zur Hölle mit den wälschen Affen
Das alte Land soll unser sein.
Kommt alle welche Klauen haben
Kommt Adler, Wölfe, Krähen, Raben
Wir laden Euch zur Tafel ein.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Weht Fahnen weht! Trompeten klingt.
In deutscher Treue alle Brüder
Gleichen, es kehret keiner wieder
Der nicht den Sieg zu Hause bringt.

Das Lied vom Feldmarschall.



Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

D schauet wie ihm leuchten die Augen so klar!
D schauet, wie ihm wacket sein schneeweißes Haar!
So feisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Er ist der Mann gewesen, als Alles versank,
Der muthig hin gen Himmel den Degen noch schwang,

Da schwur er beim Eifen gar zornig und hart,
Franzosen zu weisen die deutsche Art.

Er hat den Schwur gehalten, als Kriegesruf er-
klang,
Hei! wie der weiße Jüngling in 'n Sattel sich
schwung!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lügen auf der Aue, da hielt er solchen Strauß
Daß vielen tausend Welschen der Athem ging aus,

Viel tausende liefen gar hastigen Lauf,
Zehntausend entschlofen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Raabach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Sie mußten wieder springen, wie Hasen über's Feld
Und hell ließ erklingen sein Husfa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die
Macht,

Da liegen sie sicher nach blutigem Fall;
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall!

Drum blaset ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du, reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im
Saus!

Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du, tapftrer Degen, in Frankreich hinein!

Friedrich Max Schenk von Schenkendorf.

Soldatenmorgenlied.

Steht Euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu;
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth.
Man träumt von Silberkränzen,
Man denkt nur an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau' her vom blauen Zelt:
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor Dir bestehen
Und gieb uns heute Sieg:
Die Christenbanner wehen;
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, Du Tag der Hülle,
O Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegesgeschrei.
Und wir, Ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei.

Der Landsturm.

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern,
Ha, Windobraut, sei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!

D zersch' durch unsre Felser
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott gesandt!

Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Von blauem Wolkenduft.

Wie habt Ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schaar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!

Die Wetter oft sich brachen
Von Cuerm Glockenklang;
Nun führt Ihr andre Sprachen,
Es klingt, wie Brautgesang.

Das Land ist aufgestanden,
Ein herrlich Dyrerfest —
Ist frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest.

Wo, Tod, sind deine Schrecken?
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie Dich decken
In diesem heil'gen Krieg?

Beschritten ist der Grenze,
Gewelhter Zauberkreis,
Nicht mehr um Eichenfränze
Sicht Jüngling nun und Kreis.

Nun gilt es um das Leben,
Es gilt um's höchste Gut,
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut.

Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt Dein Stern!

Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Losung Bibelton:
„Hie Wagen Gottes, Gottes Reuter,
Hie Schwert des Herrn und Sideon!“

Der Strassburger Münster.

In Strassburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr,
Es weht um ihn so mancher Sturm,
Er bleibet fest und klar.

So war auch wohl die fromme Welt
Die solche Werk gedacht,
In dem sie von dem Sternenzelt
Den Abriss hergebracht.

Wie sich, ein ew'ges Helddenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem, ein heller, schlanker Strahl,
Der Thurm gen Himmel strebt!

So war auch einst das deutsche Reich,
So war der deutsche Mann,
Auf starkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan,

Und wie den festen Bau umgiebt
Die schöne Heil'genwelt,
So hatte jeder, was er liebt,
In ihren Schutz gestellt.

Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm Gelübde thun,
Dass nimmermehr soll fremdes Joch
Auf deutschem Nacken ruhn.

Wir sprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünstiges Gebet,
Daß Gott der Deutschen starker Hort
Verbleibe stet und stet,

Daß, wie der Thurm, der deutsche Sinn
Entwache seiner Zeit,
Und nach dem Himmel strebe hin,
Wenn ihn die Welt bedrängt.

Wir retten Euch, wir haben Eil,
Vergaß Euch doch kein Herz,
O Wolkensäul', o Feueräul',
Schaut immer heimathwärts.

Und ob wir wieder heimwärts gehn,
Wir wenden unsern Blick,
Und schauen nach des Wadgans Höhen,
Wie nach dem Thurm, zurück.

Die Bundesfahn' in Feindeshand?
Der Thurm in welcher Macht?
O nein! sie sind voraus gesandt
Als fühne Vorderwacht.

Scharnhorst.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, Oer General.
Lustig auf dem Feld bei Lügen
Sah er Freiheitswaffen blihen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel, rafft mich doch nicht nieder?
Dien' Euch blutend, meine Brüder:
Bringt in Eile mich nach Prag:
Will mit Blut um Destrreich werden;
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag.“

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reißet alle Blüthen ab;
Nennen Dich mit leisen Schauern,
Heil'ge Stadt! zu Deinen Mauern
Sieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Gruß Euch Gott, Ihr theuern Helden!
Kann Euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden!
Schaut! ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht!“

Solches hat er dort verkündet,
Und wir Alle sehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei!
Heer', aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit kennt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner!
Näher stand dem König Keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz!
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz!

Kriegslied.

Von v. Fouqué.



Frisch auf zum
fröhlichen Jagen
Es ist nun an
der Zeit...

ger. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Kriegslied für die freiwilligen Jäger.

(Nach der Weise: Auf, auf zum frohlichen Jagen.)



Auf, auf, zum frohlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt schon an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf! Laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wack'res Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all' das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen,
Mit rüstig starker Hand.

In's Feld, in's Feld gezogen,
Zu Ross und auch zu Fuß!
Gelt ist uns wohlgetwogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger all zusammen,
Dringt lustig in den Feind!
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebensonne scheint.

Schlafst ruhig nun, ihr Lieben
Am väterlichen Heerd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen, fest bewährt.
O Wonne, Die zu schützen,
Die uns das Liebste sind,
Hei! laßt Kanonen blitzen,
Ein frommer Muth gewinnt.

Die meisten zieh'n einst wieder
Zurück in Sieger-Reih'n;
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glüh'n davor die Herzen
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

An den
verewigten Max von Schenkendorf.

 er schöne Friede war errungen,
Des Krieges Erglimmen war verglöh't,
Und zwischen Jubelkudigungen
Sahen Seegen ringsher ausgeblöh't.
Du meinst' ich, sollt' ich ihn mit genießen
Auf langer Bahn bis fern an's Grab.
Da — wieder fühl' ich Thränen fließen —
Da rief Dein lieber Gott Dich ab.

Eins wußt' ich wohl, nicht durft' ich fragen:
„Warum?“ beim Wink des höchsten Herrn.
So blieb aus meinen weichen Klagen
Jedwedes süß'ge Murren fern.
Doch träumt' ich oft in Wehmuth innig,
Könn' ich für Max ein Austausch sein, —
Wie gerne spräch' ich: Herr, hier bin ich!
Und senkte sanft mein Haupt grabein.

Er war so frisch im jungen Geiste,
Gelähmt nur an der tapfern Hand,
Und blühte hell, der Vielgereiste, —
Da löste Tod sein Liebesband.
Und ich, ein halb verlosener Schatten,
Der fast der frühern Kraft vergaß,
Ich, im allständlichen Ermatten, —
Vor Gott verstumm' ich, — und genas.

Doch als nun ich Genes'ner schaute
Auf Deutschlands Boden, frei durch Gott,
Statt Freudentanz bei Sang und Laute,
Bank, blut'gen Nord, und frechen Spott, —
Da wußt' ich es: damit nicht bliebe
Der Max, zu schau'n dies Störungsbild,
Hab ihn der reiche Gott der Liebe
Zu sich herüber sanft und mild.

Damals noch klang's von edlen Liedern
Zu unsres Deutschlands Muttterschoß!
Von unsrer Freundschaftskette Gliedern
Lief auch noch nicht ein einz'ged' los!
Wir wähten, was in großen Zeiten
Uns band zu Einem Freudenkranz,
Das gelte nun für Ewigkeiten,
Ununterbrochen, feurig, ganz!

Zwar, Max, Du hättest festgehalten
In Deinem männlichen Gemüth!
Was thäten Dir die Lustgestalten,
Dass der Horizont nun glüht?
Nicht selbsterwählter Frommheit Nichten,
Nicht herverspizten Frankenwahn
In deutschgenannten Traunngesichten, —
Dir hätt's das Alles nicht gethan!

Doch tief hält's Dir Dein Herz durchschnitten
Dein männlich weiches, glühndes Herz,
Und kaum wohl mild hätt'st Du erlitten
Den überheb' gehäuften Schmerz. —
Still! Still! Verhüllt vorm Sturmgetriebe,
Nicht ahnend Nachtgesieders Schwarm,
Entschlief auf's Winken ew'ger Liebe
Der Freund im frommen Liebesarm.

Der kranke Ritter.

 a draußen hallen die Schilde,
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer sind hart an einander
Ihr Knappen, waffnet mich schnell!

Was steht Ihr, und weilet so trübe?
Zu Sattel, und drauf und dron! —
Ach Gott, ich hatt' es vergessen;
Ich bin ein verwundeter Mann.

Die Pfeileschauer sie trafen
Die Schulter und auch die Brust;
Her kommt der Tod mir gezogen,
Und hin mir welket die Lust.

Und wär nur der Tod gekommen,
Nach seiner gestrengen Pflicht,
Da schlief' ich still bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht,

So muß ich leben, ach leben,
Dhn' abliche Waffenzier,
Und fernhin brauset der Schlachtlärm,
Und fraget nicht fürder nach mir.

Still neben mir sitzt mein Halse,
Weil nicht mehr jagen er kann,
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und sieht so trübe mich an.

Die Stimme des Grabes.

Zwei Königssöhne standen zu Nacht,
Gelehnt an hohen Lanzenstab,
Und hielten vor einem Berg die Wacht,
Der Berg war ihres Vaters Grab.
Von Wellen oft umspinnen,
Sah Mondlicht wechselnd drein;
Da ward Gespräch begonnen
Also von diesen Zwei'n:

„O Bruder mein, was denkst Du wohl,
Bracht' und der Hirt' wahrhafte Mähr,
Daß dort in Vaters Berggrab hohl
Ein lust'ges Singen zu hören wär?
Mich dünkt, es kann nicht haufen
Bei Todten heller Klang;
Er sänd im kalten Grausen
Wohl schlechten Liebesdank.“ —

„O Bruder mein, wie Du's gedacht,
So denk' ich's auch in meiner Brust.
Wo keines Lichtes Goldblick laßt,
Hat Niemand ja zum Singen Lust,
Und helle Leuchten tangen
In Todtenhaufen nicht;
Man sagt, gekorbten Augen
Sei herbe Pein das Licht.“ —

„O Bruder mein, Du redest gut,
O Bruder mein, wie lebt sich's schön!
Im Leben nur wehnt freud'ger Muth,
Und Alles, was Herzen kann erhöhen.
Schlimm machten es die Götter,
Daß man in's dunkle Grab,
Gar sonder allen Retter,
So sicher muß hinab.“ —

Und kaum noch war das Wort heraus,
Das lebenshold der Jüngling rief,
Da regte sich's im Grabeshaus,
Da thäten sich auf die Kammern tief,
Und draus hervor sah fröhlich,
Das alte Königshaupt;
Man hätte kaum so selig
'nen Herrn der Welt geglaubt.

Er saß im Grab, das Schild sein Tisch,
Vier Lichter brannten in Ecken klar,
Und Mond strich ab die Wellen frisch,
Und nahm liebvoll des Alten wahr.
Da in die goldnen Schimmer
Sang froh hinein der Held,
Er sang so freudig nimmer
Schmals auf dieser Welt.

So war sein Spruch, so war sein Lied,
Er schlug mit dem Schwert dazu das Maß:
„Weh' dem, der wankt, weh' dem, der flieht,
Weh' dem, der zitternd im Sattel saß!
Ein Vater zweier Söhne
Hielt immer fröhlich Stand,
Und hat nun Licht und Töne
Mit sich im dunkeln Land.“

Und zu ging wieder das Grabeshaus,
Und drinn ward's wieder still und stumm,
Der Kerzen Lichtstrom löschte aus,
Mond nahm den Wellenmantel um.
Die Brüder sahn zur Stunde
Den Wibern staunend nach,
Bis, wie aus einem Runde,
Schweder also sprach:

„O Bruder mein, o Bruder gut,
Wir wolln dran denken, was wir sahn,
Wo's gilt in Schlachten Kriegesmuth,
Und durch Heerscharen brechen die Bahn.
Gell mag das Leben gleißen
In kühner Jünglingsobrust,
Doch auch, was Tod wir heißen,
Setzt schön geheime Lust.“ —

Sie gingen heim, die Brüder zwei,
Gar kecklich in errenter Kraft.
Hoch sangen sie, und schwangen frei
Das blanke Schild und den Lanzenstift.
Sie haben viel errungen
Des Ruhms am Nordestrand,
Seit ihnen ward gesungen
Das Lied vom dunkeln Land.

 Heinrich Joseph Edler von Collin.

Wachfeuer.



Weib und Kind, schläft wohl zu Haus!
 Daß Ihr schlafet, rückt ich aus;
 Wache hier in kalter Nacht,
 Denk' an Euch, ruf' ich mit Macht:
 Tod oder Freiheit!

Schon aus weiter Ferne klingt,
 Lief in's Herz dem Krieger dringt
 Brudergruß, den in der Nacht
 Mann dem Manne ruft mit Macht: —
 Tod oder Freiheit!

Wo die Wachenseuer glühn,
 Steht der Feind, und frogt uns kühn:
 Rufft hinüber durch die Nacht,
 Wadh' für Wache ruft mit Macht:
 Tod oder Freiheit!

Wenn ihn Schauer dann befällt,
 Vänger seine Brust sich schwellt,
 Schiebt er's auf die kalte Nacht,
 Doch ihn schreckt des Rufes Macht:
 Tod oder Freiheit.

Wenn bald Schlachttumult erbraust,
 Kugelhagel zischend faust,
 Dann hinab in finstre Nacht
 Stürz' ihn unser Rufes Macht:
 Tod oder Freiheit!

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Siegeslied nach der Schlacht bei Prag.



Viktoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott;
Er liegt, Viktoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis,
Woll' Gott und Vaterland,
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff sie eine Fahne,
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn;

Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geschütz!“
Wir folgten alle, Mann für Mann,
Geschwinder, wie der Witz.

Ah! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha! welch' glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Dein Friederich hat Dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen Deinen Tod.

Du, Heinrich, warst ein Soldat,
Du sochtest königlich!

Wir sahen alle, That vor That,
Du junger Löw', auf Dich!

Der Pommer und der Mätker tritt
Mit rechtem Christenmuth;
Noth ward sein Schwert, auf jeden Schritt,
Floß die Pandurenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär.
Da, Friederich, ging Dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher.

Dacht' in dem mörderischen Kampf,
Gott, Vaterland, und Dich,
Sah tief in schwarzem Rauch und Dampf,
Dich, seinen Friederich;

Und zitterte, ward feuerroth,
Im kriegerischen Gesicht.
(Er zitterte vor Deinem Tod,
Vor seinem aber nicht.)

Berachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerdon,
Streit wüthender, that Heldenthat,
Bis Deine Feinde flohn.

Nun dankt Er Gott für seine Macht,
Und singt: Viktoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Theresia.

Und weigert sie auf diesen Tag,
Den Feinden vorzugiehn;
So stürme, Friederich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien.

Bei Eröffnung des Feldzuges 1756.



Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

Gern will ich seine Thaten thun;
Die Leier in der Hand,
Wenn meine blutgen Waffen ruhn,
Und hangen an der Wand.

Auch stimm' ich hohen Schlachtgesang
Mit seinen Helden an,
Bei Pauken- und Trompetenklang,
Im Lärm von Ross und Mann.

Und freilich ein tapftrer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt!
Was acht' ich es, wenn über mir
Kanonen Donner brüllt?

Ein Held fall' ich; noch sterbend broht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Heldentod,
Der Tod für's Vaterland!

Auch kommt man aus der Welt davon
Geschwinder, wie der Witz;
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz!

Wenn aber ich, als solch ein Held,
Dir, Mars, nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt:
So leb' ich dem Apoll!

So werd' aus Friedrichs Grenadier,
Der Schutz, der Ruhm des Staats:
So leu' er deutscher Sprache Bier,
Und werde sein Horaz.

Dann singe Gott und Friederich,
Nichts kleiner, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe Dich,
Der in die Sonne sieht!

Christian Felix Weiße.

Klagen einer Liebhaberin

beim entfernten Getöse einer Schlacht.



Orch! welch ein langer Donner hallt
Vom fernem Himmel her!
Ha! blüht es nicht durch jenen Wald?
Steht dort nicht unser Heer?

Und kämpt er nicht in diesem Heer,
Mein Liebling und mein Held? —
Weh' mir! Die Donner rollen her,
Mars raset durch das Feld.

Der Boden hebet unter mir;
Die Berge taumeln dort;
Die Wälder rauschen ängstlich hier,
Der Strom wallt schneller fort!

Es wallt mein Blut, es dränget sich
In's Herz! — Ich athme schwer!
Der Schrecken gießet über mich
Eiskalte Schauer her.

Wo ist er? Ach! wo such' ich ihn
Ihn, der mein Herz entführt?
Dort? — Wo die Wuth, so oft es blüht,
Schnelnden Tod gebiert?

Dort — wo den höllischen Gesang
Grynnis laut erhebt,
Wo ihre Fahne weitenlang
In Lüften blutig schwebt?

Dort, wo sie voll Unmenslichkeit
Aus schwarzer Nebelnacht
Herabsieht und sich schrecklich freut,
So oft ein Donner kracht?

Bei jedem abgeschlagenen Glied
Mit Wollust sich verweilt;
Doch, lieber, wo sie sterben sieht,
Zum letzten Nöcheln eilt?

Sie taucht ihr schweißliches Gewand
In warmes Heldenblut,
Und trocknet die betrießte Hand
An der Karthagenen Blut;

Und ihre Furtien umher,
Ach, sammeln Thränen ein:
Sie schluckt sie, wär es auch ein Meer,
Stets heißer durstend ein.

Ach! dort! — vielleicht fährt in sein Herz
Jetzt, jetzt ein tödtend Blei,
Schlägt ihm mit einem Höllenschmerz
Arm oder Fuß entzwei!

Vielleicht, daß eines Mörders Hand
Weim schwarzen Haar ihn hält,
Und weil der Tapfre widerstand,
Sein schönes Haupt zerspält;

Vielleicht, von Raubbegier empört,
Erschrecklich ihn entblößt;
Und ihn, den er noch ätzen hört,
Zu andern Leichen stößt! —

Ach! hier, entseßlich liegen sie,
Ein abgestreiftes Laub!
Ein Spiel der Zephyrwinde früh,
Und nun des Nordwinds Raub. —

Drückt' ich sein schwimmend Auge doch
Ihm noch wehmüthig zu!
Vielleicht such' es mich brechend noch,
Und fänd' in meinem Ruh!

Wög' ich noch seinen letzten Hauch
Mit meinen Küssen ein!
Gewiß rief er mich sterbend auch,
Und nannte mich noch sein!

Wüß' ich die Wunden voller Blut
Mit meinen Thränen ab!
Und übergöß mit einer Fluth
Den Thränen noch sein Grab! —

Umsonst! — Was seh' ich? diese Fluth
Kauscht noch gefärbt daher:
Ach! wie? wenn auch von seinem Blut
Der Strom gefärbet wär?

Hier will ich sitzen und allein
Und immer weinen; hier,
O Freund, ein Trauerdenkmal sein,
Den Blick gewandt nach Dir.

Vielleicht spührt eine Welle Dich
An dieses Ufer an,
Daß, wenn mein Gram mich tödtet nicht, ich
Dich noch umarmen kann.

Johann Kaspar Lavater.

Die Schlacht bei Granson.

Ergrimmt, die Waffen in der Hand,
Voll Fluch den frechen Mund,
Betreut das Heldenvaterland
Der Herzog von Burgund.

Entgegen eilten wir dem Feind
Mit Schweizerheldenmuth,
Und lachten brüderlich vereint,
Der allzu stolzen Wuth,

Und seiner Zelten tief im Thal,
Und seiner Helme Pracht;
Und lachten seiner Wagen Zahl
Und seiner Roffe Macht;

Wir standen, achtzehntausend Mann,
Vor sechzigtausenden;
Da sahn wir nur den Himmel an,
Und sahn sie, ruhig, stehn.

Laut betete das ganze Heer
Der Schweizer, auf dem Knie,
Und Er, Er schwur bei seiner Ehr':
„Zu Staub vertilg' ich sie!“

Dreimal griff der Burgunder an; —
Und dreimal ohne Furcht.
Ein Hauptmann fiel; — die Helten sahn
Ihn todt und nahmen Bluth.

Sie flohn, — wie war die Angst so groß!
Wie Hirschen aus dem Feld,
Und ließen Wagen aus und Ross,
Kanonen, Schild und Zelt.

Was, Herzog, half Dir nun Dein Schwur?
So wenig, als Dein Heer.
Du schlägest unser Fünzig nur,
Und zwanzigmal wir mehr,

Geran nun! — Theilt die Beuten aus,
Und sagt dem Himmel Dank!
Es hall' in Granson und Karlhaus
Der frohe Siegesgesang!

Freiligrath. Lenau. Bedliß u. A.



rühre Beurtheiler der Freiligrath'schen Poesie haben es theilweis als einen Mangel an guten Geschmack beklagt, daß man an diesen wilden fremdländischen Schöpfungen seiner Muse Gefallen finden könne, theils ihr Bedauern darüber ausgesprochen, daß das Vaterland so arm an geistiger Bewegung, an wahrhaften Interessen sei, daß der Dichter zu der Ferne, zu den Eigenthümlichkeiten fremder Länder seine Zuflucht nehmen müsse, um dort für seine wildglühende Phantasie Stoff und Nahrung zu finden: — In der That versehen uns die Gedichte Freiligrath's in eine andere Welt. Er führt uns in ferne Länder, in die endlosen Sandwüsten Afrika's, in die Steppen und Urwälder der neuen Welt, die Erde thut sich auf vor unsern bangenden Blicken, und das Meer mit seinen Wundern, bald bis zum Grunde aufgewühlt vom tobenden Seesturm, bald ein klarer leichtgekräuselter Spiegel, über den die Galeere aus Algier hinsiegt, breitet sich vor unsern staunenden Augen aus. Aber mitten unter allen diesen Wundern der fremden Zonen ist eine unendliche Sehnsucht, eine schwermüthige Rückerinnerung an die Heimath und das Vaterland eine stete Begleiterin des Dichters. Zwar oft genug sehnt er sich auch fort, aus der ihm gleichgültig, ja sogar verhaßt gewordenen Umgebung, aus einem Lande und einer Gesellschaft, die ihm das zu bieten nicht vermag, was sein übervolles Herz sucht:

Ich irre auf mitternächtlicher Küste;
Der Norden, ach! ist kalt und klug.
Ich wollt' ich säng' im Sand der Wüste,
Seheint an eines Fingsteds Bug.

Dann aber mitten im Treiben der lustigen Jagd gewahrt er einen Indianer auf langmähigem Rosse, der die Jäger mit neugierigen Blicken ansaunt, und dann flüchtig bei ihnen vorüberjagt, um seine Hütte zu erreichen, wo Weib und Kind ihn erwarten. Und bei diesem Anblick beschleicht ihn wieder der Gedanke an sein eignes Elend in dessen ganzer Trostlosigkeit, so daß er dem Davoneilenden zuruft:

Du aber wirst an deinen Heerd dich setzen,
Und deine Gattin mit der Ferne Bildern
Und mit den Wundern deiner Jägereyen,
Vielleicht die Jäger auch im Strome schildern;

Die jetzt erreichen triefend das Gestade:
Sieh da die Grabbahn, die dein Ross gegangen!
Wohl sind' ich Hütten, folg' ich diesem Pfade —
Doch, ach! wie dich wird keine mich empfangen!

Unfähig diese Zerrissenheit seines Herzens zu überwältigen, flüchtete somit Freiligrath's Muse anstatt heftigen Kampfs mit dem ihr feindseligen Princip der Zeit aufzunehmen, in die Ferne, um in der Einsamkeit der Wüste, oder unter den fremden Sitten fremder Völker das Weh zu vergessen, welches ihn aus der Heimath vertrieb, aber wie einst Kafagette, la liberté de deux mondes, an dem Gufen der amerikanischen Freiheit sich für den Kampf gegen die Sklavenskellen, die das Vaterland drückten, begeisterte, so ist auch Freiligrath's wahrige Poesie kräftiger als je zu diesem ehrenwerthen Kampfe zurückgekehrt. Während er früher, als er im Lande lebte, sich in die Ferne sehnte, so ist jetzt, wo die ehrenwerthesten Verhältnisse ihn dazu zwangen, sein Vaterland zu verlassen, doch sein Geist demselben verblieben und seine Muse eine begeisterte Kämpferin für die Wahrheit und für die Rechte seines Volkes geworden. Und daß er nicht in diesen gewöhnlichen Fehler so vieler neuerer Dichter dieser Art verfallen ist, diese Muse zu einer Zeitungsschreiberin zu machen und über jedes politische Ereigniß in einem paar magerer dürftiger Verse zu spötteln oder zu klagen, davor hat ihn sein ächt poetisches Gemüth bewahrt, das einer solchen Verirrung nicht fähig ist.

Eine besondere Eigenthümlichkeit Freiligrath's, welche ihn noch ohnehin einen ganz eigenthümlichen Standpunkt in der deutschen Literatur anweist, ist sein Bestreben sich der Form überall zu unterwerfen, und durch seine kühne Behandlung sie auch zu dem oft scheinbar Unmöglichen zu zwingen. Während Rückert, Platen und Andere jederzeit Gedanken und Darstellungen in die vollständigste Harmonie zu bringen suchten und daher immer solche Formen wählten oder selbst schufen, welche dem darzustellenden Gedanken von Natur entsprechen, sucht Freiligrath mitunter fast absichtlich solche Formen auf, die dem Gedanken an und für sich widerstreben. Auch bindet er sich dann nicht an die allhergebrachte Behandlungsweise der von ihm gewählten Form, er giebt ihr vielmehr einen ganz neuen Schwung, und reißt sie aus ihrer pedantischen Behaglichkeit zu den heftigsten Bewegungen. Diese Eigenthümlichkeit hat er selbst am Treffendsten in seinem schönen Gedichte „der Alexandriner“ vortreflich gezeichnet, und das Rechte gewagt in Ausdruck, Satzbau, Reim und Stoff, welchem er überall den Vorzug giebt, ist allerdings am besten dem Flammenthier aus Alexandria zu vergleichen, das Springriem und Gebiß zerdrückt, und wiehern über den Felsenriß der Sinai steht, mag auch sein Hufhaar darob bluten.

Ueber die Lebensverhältnisse Freiligrath's fügen wir nur die folgende Notiz hinzu: Im Jahre 1810 in Detmold geboren, widmete er sich zunächst dem Kaufmannsstande, und lebte einige Zeit lang in Amsterdam, von wo aus er wieder nach Deutschland zurückkehrte. Verhältnisse, durch Meinungen und Ansichten hervorgerufen, die schon so manchem deutschen Schriftsteller veranlaßten, sein Vaterland mit dem Rücken anzusehen, waren auch bei ihm der Grund, abermals Deutschland zu verlassen und sich nach England zu begeben, wo er bis jetzt noch lebt.

Gewissermaßen mit Freiligrath, sowohl hinsichtlich seiner innern Anschauung, als auch in der äußeren Form verwandt, ist Nicolaus Lenau. Er trat zuerst in jener Zeit als Dichter auf,

in welcher ein seiner eignen Nation nahe verwandtes Volk, die Polen, einen ihrer letzten unglücklichen Versuche machten, das Joch der Fremdherrschaft von ihrem Nacken zu wähen. Wie bei Anastasius Grün, so waltet auch in ihm ein glühendes Gefühl für die Freiheit in allen seinen Gesängen vor, das sich eben am reichsten und schönsten in seinen Polenliedern documentirt. Er schildert uns in diesen Liedern diese unglückliche Nation, wie sie sich zu dem Kampfe für die Freiheit rüstet, diesen Kampf selbst, und ihr Unterliegen, das mit Sterbenden bedeckte Schlachtfeld, die Flucht der Ueberlebenden, ihr Umherirren unter fremden Völkern, wo sie vergebens das Schicksal ihres unglücklichen Vaterlandes zu vergessen suchen. Der Eine treibt sich auf der stürmischen wilden See umher, der Andere im Sande der arabischen Wüste, wo ihn, eingeschlummert die Beduinen finden, und wo selbst diese wilden Völkerschaften ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Manne empfinden, dessen Antlitz und Stiern mit jenen Narben geziert ist, die er bei Ostrolenka empfangen. In der „nächtlichen Fahrt“ sieht der Wopwade bewegungslos im Schlitten, welchen die Wölfe verfolgen und sein treuer Kutscher treibt die Pferde an, nur um den Leichnam seines Herrn zu retten, denn dieser ist todt, im Duell von seinem Todfeind, einem Russen erschossen. — Und an das ganze schaurige Bild knüpft er die folgenden Verse:

Der Wind erwacht und raffelt an der Fähr,
 Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
 Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
 Den Wolkenmantel zu, als ob ihn fröre. —

Das mahnt und an die Treue meines Haren,
 Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden
 Das Ruhmes Glöcklein an sein Ross gebunden
 Das todt die Polen durch die Heide fahren.

So ist es wohl erklärlich, daß in Nicolaus Lenau auch nicht die entschiedene Hoffnung auf eine bessere Zeit vorherrscht, wie wir dieselbe z. B. bei Anastasius Grün finden, obwohl er mitunter, wenn er seines eignen Vaterlandes, Ungarns denkt, ein freudiger Stolz in ihm rege wird von diesem kräftigen Volk abzuflammen, welches in so manchen Kämpfen und durch so viele Jahrhunderte seine Unabhängigkeit bewahrt hat. Nur für eine ferne Zukunft wagt er noch zu hoffen, und diese Hoffnung selbst entkeimt bei ihm nur aus dem Anblick des Elends.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
 Da bringt Frühweilchen mir ein bettelnd Kind.
 Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
 Des Frühlings mir das Elend bringen muß.
 Und doch der schönen Tage liebes Pfand
 Ist mir noch werther aus des Unglücks Hand.
 So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
 Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

Von größeren poetischen Werken Lenau's müssen wir hier noch seinen „Faust“ und „Savarola“ erwähnen, die indessen fast überall nur dieselbe Gemüthsstimmung und Berrissenheit des Dichters bekunden, die wir stets in seinen Gedichten finden; indessen erlaubt es der beschränkte Raum unsers Werkes nicht, näher auf diese oft hart geladelten aber doch an poetischen Schönheiten so reichen Schöpfungen einzugehen.

Geboren wurde Nicolaus Lenau am 13. August 1802 zu Esalad in Ungarn, doch ist dieser Name nur ein angenommener, sein wirklicher, Nicolaus Niembsh von Strehlenau. Er studierte zuerst in Wien Philosophie, dann die Rechte und widmete sich endlich der Medicin ohne indessen dieselbe practisch zu betreiben. Im Jahre 1832 reiste er nach Nord-Amerika, und von da nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er theils in Ischl, theils in Wien, theils besand er sich auf Reisen, bis ihn endlich jenes unglückliche Schicksal traf, welches allen Freunden seiner Muse, und es dürften in Deutschland Wenige sein, die das nicht wären, zu bekannt ist, als daß wir noch etwas

Näheres darüber berichten sollten. Er wurde im Jahre 1846 wahnsinnig und leider haben selbst die geschicktesten Aerzte die traurige Erklärung gegeben, daß dieser Zustand wohl unheilbar sein dürfte.

Indem wir hier leider noch einmal an die uns angewiesene für den Stoff leider zu geringe Ausdehnung dieses Werkes erinnern müssen, sei es uns gegönnt, in diesem Abschnitt auch noch anderer süddeutscher Dichter zu erwähnen, obwohl dieselben vielleicht einen andern Platz verdient haben dürften. Da ist zunächst Joseph Christian Freiherr von Sedlitz, geboren i. J. 1790 zu Johannisberg in Oesterreich. Er trat in den Soldatenstand, machte den Krieg von 1813 mit, und lebt seit dieser Zeit in Wien. Als Dichter der „Todtenkränze“ und des so allgemein bekannten Gedichtes „die nächtliche Heerschau“ behauptet er einen ehrenvollen Platz auf dem deutschen Parnas, wenn er sich seitdem auch wenig productiv gezeigt hat.

Neben ihm nennen wir hier Johann Gabriel Seidl, geboren den 20. Januar 1804 in Wien. Er studirte in seiner Vaterstadt die Rechte, wurde 1830 Professor am Gymnasium zu Eilly in Steyermark und im Jahre 1840 Custos des Münz- und Antiken-Kabinetts in Wien. Mit einer glücklichen Productivität begabt, beherrscht dieser Dichter jeder Zeit seinen Stoff mit der größten Leichtigkeit, und eine ebenso klare als gemüthliche Darstellung, hat ihm und seinen Dichtungen viele Freunde verschafft.

Serner nennen wir hier Karl Egon Ebert den 5. Juny 1801 in Prag geboren. Er studierte auf eben dieser Universität und wurde späterhin fürstlich fürstenbergischer Archivar und Bibliothekar. Seine Balladen und Romane sind von seltener Kraft, so daß sie sich den Bürgerschen nahe anschließen und den Dichter vortheilhaft unter jener Menge von Nachahmern in diesem Gebiete der Poesie auszeichnen.



Löwenritt.

v. Freiligrath.



In die Muskeln des Genickes
Schlägt er gierig seine Zähne,
Am den Bug des Riesenvierdes
Weht des Reiters gelbe Mähne.

gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp.

Ferdinand Freiligrath.

Löwenritt.



Wüstenkönig ist der Löwe; will
er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem
hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, fanert
er im Nehre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das
Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkale,
Wenn des jähren Tafelberges hunte wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift
durch die Karren,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am
Strom das Onu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste
die Giraffe,
Daß mit der Lagune träuben Fluten sie die heiße
schlafe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte
Strecken.
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlamm-
gefüllten Becken.

Blötzlich regt es sich im Nehre, mit Gebrüll auf
ihren Nacken
Springt der Löwe; wach ein Reiter! sah man
reichere Schabracken
In den Marshallkammern einer königlichen Hofburg
liegen.
Als das bunte Fell des Rennerd, den der Thiere
Durst besiegen?

In die Muskeln des Genicks schlägt er gierig
seine Zähne;
Um den Bug des Riesensperdes weht des Reiters
gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es
auf und fliegt gepeinigt;
Sich, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardel-
haut vereinigt.

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit
den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen: rieselnd
fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen
Blutes Tropfen,
Und das Herz des stücht'gen Thieres hört die stille
Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im
Lande Jemen
führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler,
luft'ger Samen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem
Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Buge folgt der Geier; krächzend schwirrt
er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der
Grüste;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hüden
räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grau-
senvolle Führte.

Bagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Ge-
bieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster
rißen,
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die
Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und
kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saune stürzt sie hin,
und röchelt leise.
Lodt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das
Ross des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man
Fröhlich glänzen;
So durchsprengt der Thiere König nächstlich seines
Reiches Gränzen.

Anno Domini . . . ?



Hört mich, Kleingläubige! — wie vormals
im Gesilde

Der Marne bei Chalons die Sünderin Brunhilde
Durch Knechte binden ließ mit ihrem grauen Haar
An einen wilden Hengst, daß an dem bichsten
Schweife

Er galoppirend sie durchs Frankenslager schleife,
Der Sohn des Gilderich, der andre Chlotar;

Der Hengst riß wiehernd aus; die Hinterhufe
schlugen

Das nachgeschleppte Weib; verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar; die spigen Steine tranken
Ihr königliches Blut, und schauernd sahn die
Franken

Chlotars, des Zürnenden, erschrecklich Strafgericht;

Leht auf ihr Antlitz, das blutrünst'ge, sel der
rothen

Wachtfener Glut, die da vor jedem Zelte lohten;
Leht wusch mit eis'gem Guss den Staub von ihrer
Stirn

Ein Arm des Marnestroms; weit vorgequollen
stierte

Ihr Aug', und das Kameel, drauf man sie Morgens
führte

Durch's ganze Heer, ward leht bespritzt von ihrem
Hirn;

So wird dereinst, hört mich, Ihr Kalten und
Verständ'gen,

Der Herr ein feurig Ross, das flammend in un-
händ'gen

Soubetten schießt durch den Abgrund des Raumes
hin,

Den feurigsten von den Kometen wird er senden,
Und wird an dessen Schweif mit seines Zornes
Händen

Die Erde fesseln, die bejahrte Sünderin.

Aus ihrer Bahn, die sie slavisch hat wandeln
müssen

Vom Anbeginn, wird sie durch seine Kraft ge-
rissen;

Sie muß ihm folgen als Trabant; tief in den
Raum

Schleift er sie mit sich fort; er schnaubt, und
Funken sprühen

Durch's All; sein Schweif durchweht es stolz, denn
mit sich ziehen

Die Erde darf er — Gott verhängte seinen Zaum.

Wer hält den Rasenden? — Die Sonne tritt
zurück,

Und steht zuletzt so fern, daß sie nicht eines Blicks
Mehr sichtbar ist; dann wird es kalt und kuster
sein,

Und je zuweilen nur, wenn sie den Gränzen neuer
Entfernter Sonnen nah, wird, wie des Lagers

Feuer
Dem Antlitz der Brunhild, so dieser Sonnen
Schein

Dem zuckenden Gesicht der Erde, der halbtobten,
Ein flackernd, gräßlich Licht zuwerfen; im blut-
rothen

Gewande steht alsdann der Himmel; siedend zischt

Die See. Vorüber schießt der Wilde, von der Hitze
Besagt. Nacht folgt auf's Neu dem momentanen
Blitz;

Schwarz wird die Erde, gleich der Kohle, die er-
lischt,

Und best vor Kälte; bis, wenn lange Zeit ver-
ronnen,

Sie wieder Deine Glut fühlt, mildeste der Sonnen,
Ginst ihre Mutter Du! Bei Deinem ersten Strahl
Buckt sie vor Lust; das Eis zerschmilzt, die Quellen
rinnen,

Wie Freudenthränen; doch zum andern Mal von
hinnen

Reißt sie das Flammenross, und neu wird ihre
Qual,

Doch endlich wird geleert sein Deines Hornes
Schale,

O Herr! — Du winkst! — sie brennt! sie glüht
zum ersten Male

In eigenem Licht, doch ist es eines Dichtes Brand
Der sich durch Glühn verzehret. Die Schöpfung
sieht mit Staunen

Das Sterben einer Welt; alsdann hört man Vor-
saunen,

Und die Wagschale schwebt in des Weltrichters
Hand.

Ein Flammengürtel blüht und wallt von Pol zu
Pole,

Die Berge stürzen sich mit Fischen in die Soole
Des Meers; bis an den Mond weht Loh, Schaum
und Rauch,

Und — doch, dann will ich mich emper im Grabe
richten,

Und will, wenn ich es kann, dies Lied zu Ende
dichten —

Ich zittere; mit der Hand bedeck' ich Stirn' und
Aug'.

Johannes Gabriel Seidl.

Das Glöcklein des Glückes.



Der König lag am Tode; da rief er seinen
Sohn;

Er nahm ihn bei den Händen, und wies ihn auf
den Thron;

„Mein Sohn,“ so sprach er zitternd, — „mein
Sohn, den laß ich Dir;

Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein
Wert von mir:

Du denkst Dir wohl die Erde noch als ein Haus
der Luft;

Mein Sohn, das ist nicht also; — sei dessen früh
bewußt,

Nach Simern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt
das Glück: —

Ich geb' in Tausend Simern zwei Tropfen kaum
zurück!“

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn
begriff ihn nicht:

Er sieht noch rosenfarben die Welt im Maiens-
licht.

In Throne sitzt er lächelnd; beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düsterm Geiste
war.

Und auf das Dach des Hauses grad über seinem
Saal,
Worin er schläft und sinnet, und sitzt am frohen
Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silber-
Klang,
Das läutet, wie er worten nur leise rührt den Strang.
Den aber will er rühren (so thut er's kund im
Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn emp-
fand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein
Tag entfliehn,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte
ziehen.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig' Hant empor;
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen
Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und
licht: —
Da zuckt ihm was durch's Innre, das Seil berührt
er nicht.

Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freunds-
schaft, hin:
„Ausläuten,“ ruft er, „will ich's, wie hoch be-
glückt ich bin!“
Da kreucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder
spricht, als weint:
„Herr, den Du Freund geheissen, verrieth Dich,
wie ein — Feind!“

Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb',
herin;
„Mein Glück, mein Glück,“ so ruft er, „muß
ausgeläutet sein!“
Da kommt sein blasser Kanzler, und murmelt bang
und schen:
„Herr, blüht denn auch dem König hienieden
keine Treu?“

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein
Land,
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von
Dust,
Und drauf den Fleiß der Menschen, und drüber
Gottes Lust!

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehen, will
läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm
auf's Knie.

„Herr König, siehst Du drüben den Rauch, den
Brand, den Strahl?
So rauchen unsre Hütten, so bligt der Nachbar
Stahl!“

„Ha, freche Räuber!“ — donnert der Fürst in
wildem Glühn,
Und statt des Glöckleins muß er sein rävend Eisen
ziehen.

Schon bleichen seine Haare; vor Dulden wird
er schwach,
Und stets noch schweigt das Glöcklein auf seines
Hauses Dach.
Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die
Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinauf
gehängt. —

Doch als er nun, zu sterben in seinem Stuhle
saß,
Da hört' er vor dem Fenster Geschluchz ohn' Unter-
laß.

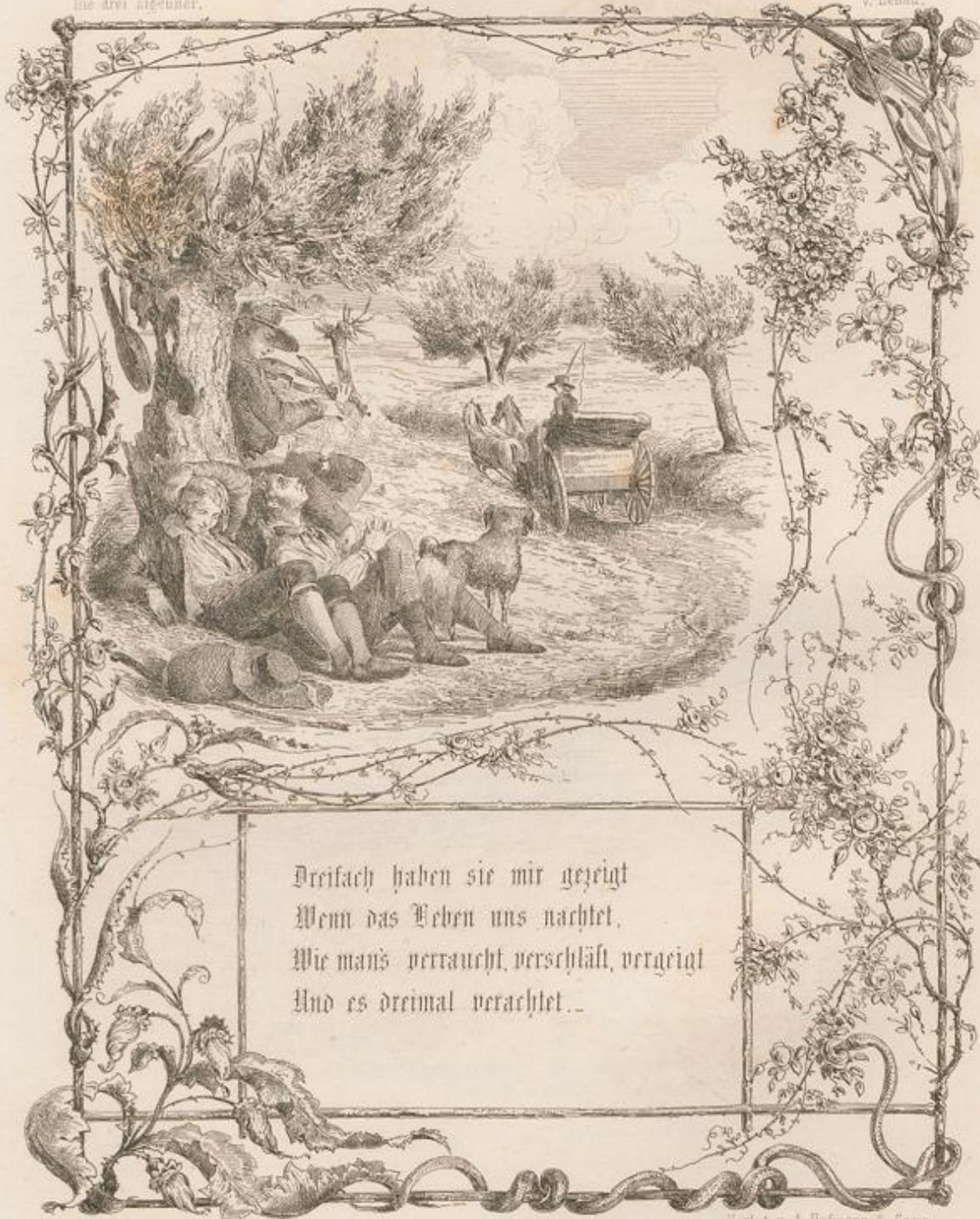
„Was soll das?“ fragt er leise den Kanzler, „sprich's
nur aus!“ —
„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder
stehn vor'm Haus!“ —

„Hercin mit meinen Kindern! — Und war man
mir denn gut?“ —
„Ständ', Herr, zu Kauf' ein Leben: sie kauften
Deins mit Blut!“ —
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften
Schritts herein,
Und will ihn nochmals segnen, ihm nochmals nahe
sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?“ Und Tausend
weinen „Ja!“ —
Der König hörts, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da;
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem
Seile stumm,
Thut einen Miß; — es läutet, — und lächelnd
sinkt er um.

Die drei Riesen.

v. Lenau.



Dreifach haben sie mir gezeigt
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verbräucht, verschläft, verzeigt
Und es dreimal verachtet...

gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp.

Nicolaus Lenau.

Die drei Zigeuner.



rei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein lustiges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baume hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum erging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flecken,
Aber sie boten trotz'ig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verbracht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Ruht' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Der ewige Jude.

Ich irr' allein in einem öden Thale,
Von Klippenfalk umstarrt, von dunklen Höhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit lechtem Sonnenstrahle.

XVII. Hest.

Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal verfeinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Tod'sgedanken fliegen.

59

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Fessentiffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß es nicht wecken kann die todt'n Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach' auf, blüh' auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
Und gießen zu lebendigen Liebesglocken,
Die, Wehmuth weckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
Mir nachtet's, Thal, wie dir! ich wollt', ich wäre
Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!“
Ich rief's und ließ ausbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
Ward Volk' an Wolke brausend zugetragen:
Und weint das Herz, zu seinen jüngsten Klagen
Sich alter Schmerzen ferne Quellen findend.

Stets dunkler ward's im Thale, lauter immer,
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchtverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Lobgedanke?
Der Geier muß in einer Rize ducken,
So lang die Klagen das Gebirg durchzuden;
Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Jahrtausendhoch die Todeswünsche thürmend.

Schon sucht' ich in den Vergeseinsamkeiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch gesogen,
Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur waldderstickten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah ich Kerzenschimmer
Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
Bevor ich eintritt durch die offene Pforte,
Blickt' ich durch's Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
Zu einem Gensbart waidgerecht zu schlächten,
Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
Und Jägerstreiche seiner rüß'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruß die Büchse pudend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trugen,
Mit scharfen und entschlußgewohnten Jügen,
Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode tragend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
Mit froher Ungeduld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtete:
Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Noth manch' bunter Schmuck verhüllte,
Viel Heil'genbilder, Braut- und Taufgeschenke
Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armuth, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blöße breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
Dem Wilderer gab ich ehelich meine Rechte,
Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirthe suchten ihren Gaß zu ehren
Mit derber Kost, mit derben Jägerstücken,
Wie sie die Wächter und das Wild berücken,
Von Genssen, wie sie fielen, Luchsen, Bären.

Der Schütze wies und pries mir seine Stube,
Mit welcher schon sein Vater einst, der Alte,
Als frister Jung in diesen Bergen knallte;
Mir wies die Frau, was sie besaß am Fuße.

Sie ließ mir kindlich bunten Glitter schauen;
Doch mehr als Klingeln, Perlenchnur und Spangen,
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Nie war ein Bild, gemalt vom heiligen Schmerze,
In all' den reichen kunstgeschmückten Hallen
So klagend an die Seele mir gefallen,
Wie dieses Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein, die Kinder schliefen,
Der Alte murmelte den Abendsegen,
Dann ward es still, vorbei war Sturm und Regen,
Nur draußen hört' ich noch die Tannen krieseln.

Und als ich harret' auf's mondbestrahlte Bildniß,
Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebte,
Ich war hinausentrückt zur Felsenwildniß.

Und Alpenserähen hört' ich jubelnd schmettern,
Und Adler sah ich steigen in die Lüfte,
Die schöne Gemse springen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrothe klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen,
Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
Von Berg zu Berg; doch hören es die andern,
Und lauschen schreckhaft mit gespannten Halsen.

Des tobt'n Thieres zitternde Genossen
Stehn still, so lang die Widerhalle dauern,
Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
Im Felsgeklüft; ob sie nur Angst durchzittert?
Daß man die Weide ihnen so verbittert,
Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubstüb' auf geheimen Wegen
Mit seinem Raube will davon sich machen,
Hört er's Geröll von schweren Tritten krachen,
Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüscheln, glutverfengten, gleichen;
Der Unfall rings scheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!“ mit einer Stimme,
Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
Daß fliehend vom Geklipp die Gemsen fallen,
Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schußtempfede
Und harret mit hochgehobner Todeswaffe,
Daß der bestürzte Jäger auf sich rasse,
Und seine ausgeschlossene Büchse lade.

Indeß in seiner Rechten droht die Keule,
Reißt seine Linse von der Brust die Hülle,
„Schieß her!“ ruft sein todbürstendes Gebrülle,
„Sonst stirb!“ ruft sein todtlichendes Scheulle.

Ertraunen und Entsetzen überschießern
Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er,
Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster,
Und in den Lauf treibt er die Kugel bleiern.

Er zielt und schießt auf's Herz dem wilden Recken;
Doch wie geprallt an eine Felsenscheibe,
So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
Den Jägermann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der graue Alte,
Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen,
Der Schütze hört noch lang' sein fernes Klucken,
Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.“

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von Allen
Kann, unglücklich, nie die Ruhe finden!
O könnt' ich sterben mit den Morgenwinden
Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!“

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
Mein Widerhall, am Felsen festgenagelt!
Ein Halm auf den es ewig niederhagelt!
Ein flücht'ger Lichtstrahl in den Stein gemauert!“

„Weh' mir, ich kann des Bilds mich nicht ent schlagen
Wie er um kurze Raß so stehend blühte,
Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!“

Und als es stille war im Hefenschlunde,
Erheb sich schon und schlich zur grausen Stelle,
Wo seine Kugel traf, der Waibgefelle
Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugesritten
Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
Des ew'gen Juden Herzqual eingeschritten.

Liebesfeier.



In ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelschrei von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Der Eichwald.



Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leif' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht der Wald geheimnißvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will!
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Von Gottes Näh' — und wurde still.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schwachtend und zusammensinkend. —

Da weckten meine wirthlichen Genossen
Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer,
Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

Seemorgen.



Er Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle;
Und brausend geht es durch die Flut.
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran:
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff voll froher Wanderlust
Zieht fort unaufgehalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten.

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gespräch der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Treibband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
Sich' ich die Flut sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang Euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüthe! —
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht
Im kalten Wogelärme,
Wie wohl thut Menschenangeseht
Mit seiner stillen Wärme!

Difion.



om Himmel ſtrahlt der Mond ſo klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Koffes Mäh'n und Schweif.

Auf ſeinem Hut der Reiter trägt
Gemöbart und Federnpuß,
Ein ſchmerzliches Gelächter ſchlägt
Er auf und ſchwingt den Stuß.

Der Reiter ſprengt um Mitternacht
Durch's Land Tyrol, allein;
Der Waldſtrom brauſt und ſtürzt mit Macht,
Der Reiter holet ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr ſchnatternd Wanderlieb,
Schnell zieht der Vogel in der Luſt,
Der Reiter ſchneller flieht.

Schnell iſt der Volkenshatten Flucht,
Der Reiter ſchneller noch,
Kaum brauſt er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Sieht er dem Roß die Sporn,
An den vergeſſnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege liegt ein Crucifix,
Des Unglücks Herberg' ragt!
Seitwärtsge wandten finſtern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durch's Land Tyrol,
Und ruſt ſo bang, ſo ſchwer:
„Mein ſchönes Land, lebwohl! lebwohl!
Du ſiehſt mich nimmermehr!“

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter ſtürzt hinein,
Grab zu. Verſchwunden iſt der Geiſt
Von Ahtzehnhundert Neun.

Der Lenz.



a kommt der Lenz, der ſchöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudenſprunge
Und lächelt ſeinen Gruß:

Und ſchießt ſich gleich mit frohem Recken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch ſonſt dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

Er gibt ſie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte ſchilt,
Die der in ſeiner Eiſesfalle
So ſtreng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen ſink von dannen
Mit Länzen und Geſchwäh,
Und ſpötteln über des Tyrannen
Zerrennenes Geſeh.

Den Jüngling freut es, wie die raſchen
Hülärmen durch's Geſild,
Und wie ſie ſcherzend ſich enthaſchen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt ſeine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harn;
Sie ſchlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lofe
Und zieht ihr schmeichelnd feck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gefüde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Klust,
Und schleubert seine Singrafsen,
Die Perlen, in die Luft.

Joseph Christian von Bedlis.

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht ernst auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Nührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Revell' und Bayfensreid.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todt'n Soldaten
Gewaden im Grabe davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Mißschlamm decket,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen 's Gewehr zur Hand. — —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf lustigen Pferden
Die todt'n Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. — —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seite.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhell't den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich!“ ist die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!“ —

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todt' Cäsar hält.

Karl Egon Ebert.

Der Sänger im Palast.

 In Sänger tritt, die Harf' im Arme,
Durch das Gewühl des Volks hervor,
Und drängt sich aus dem lauten Schwarme
In des Palastes Säulenthor.

Gehöhlt und bleich sind seine Wangen,
Sein Haar durchschlingt ein grüner Kranz,
Sein grau Gewand mit schwarzen Spangen,
Paßt seltsam auf des Hauses Glanz.

Der Hösling, wie der Edelknabe,
Nist scheel die klägliche Gestalt,
Die, wie ein Geist entrückt dem Grabe,
Durch die geschmückten Gänge wallt.

Der Schalksnarr ruft mit kind'scher Bosse:
„Si seht! da kommt Gevatter Tod!
Kein Herz schlägt morgen mehr im Schlosse,
Und keine Wang' ist morgen roth!“

Den Sänger macht der Spott nicht wirre,
Er lächelt nur ein einzig Mal,
Und schreitet fort und wird nicht irre,
Die Treppen aufwärts in den Saal.

Dort sitzt der König ernst im Throne,
In dunkelvurpurnem Gewand,
Auf stolzem Haupt die goldne Krone,
Das blanke Schlachtschwert in der Hand.

Vor ihm, gebückt in schweren Bänden,
Ein Mann, dem Dual im Antlitz liegt,
Einst Herrscher von gewalt'gen Landen,
Jetzt von des Königs Arm besiegt.

Und rings umher in weitem Kreise
Der Rät'h' und Richter hohe Schaar,
Der Hofmann, Ritter, und der Weise
Im Goldwamms, Panzer und Talar.

Da tritt mit sicherem, muth'gem Gange
Der schlichte Sänger vor den Thron:
„Herr, wollest horden meinem Sange,
Und meiner guten Harfe Ton.“

Der König drauf mit finstern Blicke,
Der flammend schiebt nach seinem Feind:
„Ja, singe mir von Halsch und Tücke,
Von Allem, was das Herz verfeint.“

Denn eben will ich schwer mich rächen
An dem, der mir mein Land zerstört,
Ein hartes Urtheil will ich sprechen,
So hart, wie's nie die Welt gehört.“

Der Sänger zu dem König wieder:
„Herr, gern errang' ich Deine Gunst,
Doch kenn' ich keine harten Lieder,
Der Sang ist eine milde Kunst.“

Auch sing' ich nicht vor dieser Menge,
Mein Lied gehört für Dich allein;
Entfliehen laß uns dem Gedränge,
Dann mag ich gern Dir willig sein.“

Da hebt der König sich vom Throne,
Er öffnet leis' ein still Gemach,
Er winkt dem schlichten Liederhohne,
Der folgt ihm rasch und freudig nach.

„Was gönnt der Herr so hohe Rechte
Dem uberlecken Liederhohne,
Der nie das Schwert hob im Gefechte,
Der nie im ernsten Rathe sahn?“

Gilt mehr ein Lied, als ein Gerichte,
Der Harfner mehr ihm, als der Rath;
Nun denn, so wahl er solche Wichte,
Und bleibe ohne Rath und That.“

„Der Sänger aber eilt von hinnen,
Schon steht er wieder vor dem Haus,
Mit seiner Perl' und frohen Sinnen,
Zieht er in's weite Land hinaus.“

So murr't's die Reihen auf und nieder,
Der Saal erdrohnt von dem Gebraus;
Da öffnet sich die Thüre wieder,
Der König tritt bewegt heraus.

Zu seinem Feind mit nassen Blicken
Tritt er in stiller Heiterkeit,
Und löst die Hände ihm vom Rücken,
Die von den Fesseln er befreit.

„Zieh' heim!“ so ruft er, „zieh' in Frieden,
Und denk' an dieses Mannes Sang!
Und geh't's Dir einst noch wohl hienieden,
So denk' an dieser Harfe Klang!“

Dann bricht er aus der goldnen Krone
Die größte Perle flugs heraus:
„Nimm hin, o Sänger, dieß zum Lohne,
Und lehr' einst wieder in mein Haus!“

Die Perle sei ein Bild der Thräne,
Der Thräne, die mir heut entfloß,
Als sich der Wohlklang Deiner Töne
So lindernd mir in's Herz ergoß.“

Und zu des milden Königs Füßen
Stürzt dankend der befreite Feind,
Der Sänger neigt mit freud'gem Grüßen
Sich vor dem König, geht und weint.

Und staunend sehn ihn Alle scheiden,
Und blicken ihm voll Ehrfurcht nach,
Der Höfling selbst muß ihn beneiden,
Der so den Sinn des Königs brach.

Der Schalksnarr kann nun immer swergen,
Er beugt sich vor der Orngestalt,
Er steht mit reuerfulltem Herzen,
Und ehrt des Liedes Hochgewalt.

Die
politischen Lyriker der Gegenwart.

Herwegh, Prutz, Beck,
Hoffmann von Fallersleben u. A.



Wir müssen bei dem Schluss des vorliegenden Werkes, welchem eine größere Ausdehnung nicht zugemessen ist, noch einer, besonders in der neueren Zeit hervortretenden Richtung der Poesie, und der zu derselben gehörenden Dichter Erwähnung thun. Dies ist die sogenannte politische Poesie.

Ein gewiss für das Fortschreiten, oder besser gesagt, für das endliche Erwachen deutscher Nationalität erkennbares Zeichen ist es offenbar, daß unsere Poesie angefangen hat, sich aus der gemächlichen Behaglichkeit lyrischen Empfindens aufzurichten, und kühn und muthig ihren Gesang mit dem Grollen des Donners zu mischen, der Sturm und Ungewitter verkündend, durch das deutsche Land himmelmelt, — denn wenn die rechte, wahre Kunst immer ein treues lebendiges Abbild der jedesmaligen Gegenwart sein soll, so muß die Poesie insbesondere der Zeit und ihren Geburten hellleuchtend und mahnend vorangehn.

Sind nun auch wohl die Schlachtfänge Körner's und Arndt's und der zu ihnen gehörenden Dichtergruppe auch als eine, dieser Richtung der Poesie angehörende Erscheinung zu betrachten, findet sich dieselbe auch in den Arbeiten Rückert's, (geharnischte Sonnette) Uhland's und Anderer, könnte man auch die früher erwähnten Dichtungen Gleims und seiner Periode hier herrechnen, so haben wir doch in der neuesten Zeit eine Reihenfolge von Dichtern aufzutreten gesehen, die den Stoff zu ihrer Poesie fast ausschließlich aus dem rauschenden Strome der Zeit und der Gegenwart schöpfen.

Wenn schon Anastasius Grün angefangen hatte, in seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ eine Poesie der Menschheit mit all' ihren gewaltigen Interessen der Gegenwart und Zukunft zu erstreben, wenn in einer uns noch näher liegenden Periode, „Fritligrahl“ seine Muse zur wackeren Vorkämpferin der Zeit und ihrer gewaltigen Interessen machte, wenn auch des unglücklichen Kenan innerlichstes Streben dieser Richtung angehörte, und wir die Namen dieser Dichter bereits an den geeigneten Orten genannt haben, so bleiben uns dennoch einige bedeutende Erscheinungen unter den Dichtern übrig, die diesem Streben angehören:

XVIII. Hft.

Da ist nun zunächst E. Herwegh zu nennen, der durch seine „Gedichte eines Lebendigen“ die allgemeinste Anerkennung hervorgerufen, dessen Auftreten indessen nur eine ephemere Erscheinung gewesen zu sein scheint, hauptsächlich darauf berechnet den schnell vergänglichen Schimmer dichterischen Ruhmes zu erlangen. Bereits die wenig angemessene, müßige Zueignung der genannten Gedichte, das spätere Benehmen des Dichters dem Könige von Preußen gegenüber, seine jeßige Anhänglichkeit, alles dies deutet darauf hin. Auch in seinen Gedichten, so wenig wir denselben im Allgemeinen unsere vollste Anerkennung versagen dürfen, findet sich das Rhetorische verwallend, daß man leicht zu der Meinung kommen könnte, der Dichter habe durch Längen dieser Art, eine häufige Armuth an poetischen Gedanken verdecken wollen.

Geboren wurde Herwegh im Jahre 1816. Er verließ sein Vaterland Württemberg und begab sich nach der Schweiz um den Folgen eines unangenehmen Ereignisses auszuweichen, welches ihm zu Stuttgart auf einem Galle begegnete, wo er, als Soldat seiner Militair-Dienstpflicht genügend, Händel mit einigen Offizieren hatte. Nachdem er sich längere Zeit in der Schweiz aufgehalten, dort auch seine „Lieder eines Lebendigen“ herausgegeben, ging er nach Berlin, mußte indessen auf Befehl der Regierung bald Preußen ganz verlassen, und hat seinen gegenwärtigen Aufenthalt in Paris genommen.

Neben ihm nennen wir zunächst Hoffmann von Fallersleben, der in seinen unpolitischen Liedern von allen Dichtern zunächst daran war, uns einen deutschen Chanson in ähnlicher Richtung wie Stranger den Franzosen zu schaffen, wenn nicht die Bitterkeit, die wir in allen seinen Gedichten finden zu wenig Versöhnung enthielte. Das Volkshümliche aber und der Humor des Volkes will nicht Zerrißenes, er sucht im Gegentheil die Contraste einander näher zu bringen, das Widerstrebende mit einander zu versöhnen, wenn er auch scheinbar deren Zwiespalt vergrößert. Diese Gutmüthigkeit fehlt fast überall in den Arbeiten Hoffmanns, und er selbst fühlt und sagt dasselbe ebenfalls, wenn er als Motto die Worte aus der Offenbarung Johannes gewählt hat: „Und ich nahm das Büchlein von der Hand des Engels und verschlang es, und es war süß in meinem Munde wie Honig und da ich's gegessen hatte, grimmte mich's im Gauch.“

Jedenfalls ist aber Hoffmann eine bedeutende Erscheinung unserer Zeit, hervorgerufen durch das Vorwärts-Streben und Ringen derselben nach einer bessern Zukunft, und es ist dem rüstigen Vorkämpfer derselben wohl zu wünschen, daß er noch diese Zukunft erleben möge, die an ihm gut machen wolle, was er um ihretwillen gelitten. Geboren wurde Hoffmann 1798 in Breslau, besuchte die dortige Universität und erhielt nach Beendigung seiner Studien ebendasselbst die Professur. Die Herausgabe der bereits gedachten Lieder zog ihm jedoch eine Untersuchung zu, in Folge welcher er seinen Lehrstuhl Breslau verlassen mußte. — Er lebt jetzt in Mecklenburg mit seinen Studien beschäftigt.

Ein leider für uns Alle viel zu früh dahingeshiedener Dichter, dessen Namen wir ebenfalls hier nennen müssen ist Friedrich von Sallet. Im Jahre 1812 geboren, widmete er sich früh dem Militairstande, aber die Verhältnisse, welche ihn als Offizier beengten entsprachen seinem vorwärtsstrebenden, nach Freiheit ringendem Geiste nicht. Er verließ deshalb bald genug einen Stand, der seiner Individualität so wenig zusagte und folgte dem Rufe seines Genius. Seine Gedichte, und das Laienevangelium gehörten einer früheren Periode an, und tragen den Charakter dieser Entwicklung in sich. Unter allen Dichtern der politischen Gegenwart ist er der freiste und entschiedenste.

Oh! Ihr werdet es nicht wagen,
Wie auf einen Zauberschlag
Eure Haut zu Markt zu tragen,
Kommt und nicht der Freiheit Tag.

So ruft er den „zahmen Propheten,“ wie er sie nennt zu und wahrlich, er war selbst ein solcher Mann der That, er fühlte es tief in seinem ersten hohen Bewußtsein, daß er ein solcher sei, von dem er dann weiter singt:

III

Einzel muß der Mann sich stellen
Wo Gefahr sein Haupt umkreist,
Und muß Hender und Gesellen
Vor dem Volk entlarven dreist.

Stürzt er von den ersten Schlägen,
Weil er wehrlos steht und vorn,
Bleibt sein Wort im Volk ein Segen,
Schwellend wie das Samenkorn.

Leider starb Gallet schon 1843 in einem Alter von 31 Jahren, aber sein Name und seine Gedichte werden einen ehrenvollen Platz unter den Kämpfern für Recht und Freiheit jederzeit behaupten.

Noch bedeutender, besonders in Hinsicht auf seine wahre dichterische Begeisterung ist Robert Pruh. Sei ihm bewundern wir neben dem edlen Streben nach der ewigen Wahrheit der Menschenrechte, das poetische Naturell. Er ist keiner dieser wild anstürmenden Kämpfer, die zuweilen überlaut, um den Mangel wirklichen Talents zu verdecken ihre Stimme erheben. In leichten melodischen Versen, mit Tönen die tief in die Seele dringen und an das Herz schlagen, nimmt er in den Reihen der Kämpfer für Freiheit und Recht, eine Stelle in den vordersten Gliedern ein. So ist z. B. sein Rheinlied, welches nicht wie das Gedicht gegen die Franzosen, sondern für die Freiheit für das edelste Gut der Völker, in die Schranken tritt. Auch sein Gedicht an den König von Preußen bei Gelegenheit des Kölner Dombaues ist gleich schön an poetischem Gehalt, wie an ehrenwerther, kräftiger Erfindung.

Fortbau! — Fürwahr du hast es getroffen,
Das ist ein Klang der unserm Ohr gefällt,
Das ist es, das was deine Völker hoffen
Das ist die Lösung der verjüngten Welt. —
Nicht Dome nur, und Burgen und Palläste —
Bau fort o Herr an einem andern Haus,
Bau fort o Herr an einer andern Feste,
Den Dom der Freiheit — bau ihn aus!

Eine ebenfalls bedeutende Stelle unter den politischen Lyrikern der Gegenwart nimmt Carl Sedlitz ein. Er wurde zu Pesth in Ungarn im Jahre 1817 geboren, studierte in Leipzig die Rechte und hält sich gegenwärtig in Berlin auf. — Das kräftige Bewußtsein eines Vaterlandes, das sich durch viele blutige Kämpfe seine Freiheit und Unabhängigkeit erhalten, giebt auch diesem Dichter, wie wir es bei Lenau gesehen haben, eine hechte Sicherheit, ein Gefühl des Stolzes, der sich in seiner Nationalität begründet. Wo er von seinem Vaterlande spricht, bietet er uns eine ganz andere Erscheinung dar. — Ein Wagen fährt über die Haide von Dobreczyn; der aus Frankreich vertriebene König sitzt darin. Sigenner wollen den finstern Mann aufheitern, sie bitten ihm ein Lied vorsingen zu dürfen, und als er gewährt, ist es die Marschallaise — das Lied welches ihm ein Reich und eine Krone gehohlet. —

Weniger freudig und stolz sehen wir ihn dagegen in seinen übrigen Gedichten, z. B. „die Lieder vom armen Mann“, aber auch hier wie überall behandel er sich als ein ächtes, wahres Dichtergemüth, das rüstig an dem „tausenden Webstuhl der Zeit“ mit zu arbeiten berufen ist.

Unter den übrigen Dichtern, die sich ebenfalls in der politischen Lyrik, wenn wir nun einmal diesen Ausdruck brauchen wollen, einen Namen erworben haben und hoffentlich noch rüstig weiter fortschreiten werden auf der einmal betretenen Bahn, begegnen wir noch den folgenden, die alle mehr oder minder späterhin große Erfolge erringen dürften, wenn auch ihre Lieder bisher nur wenig in den Mund des Volks gekommen sind.

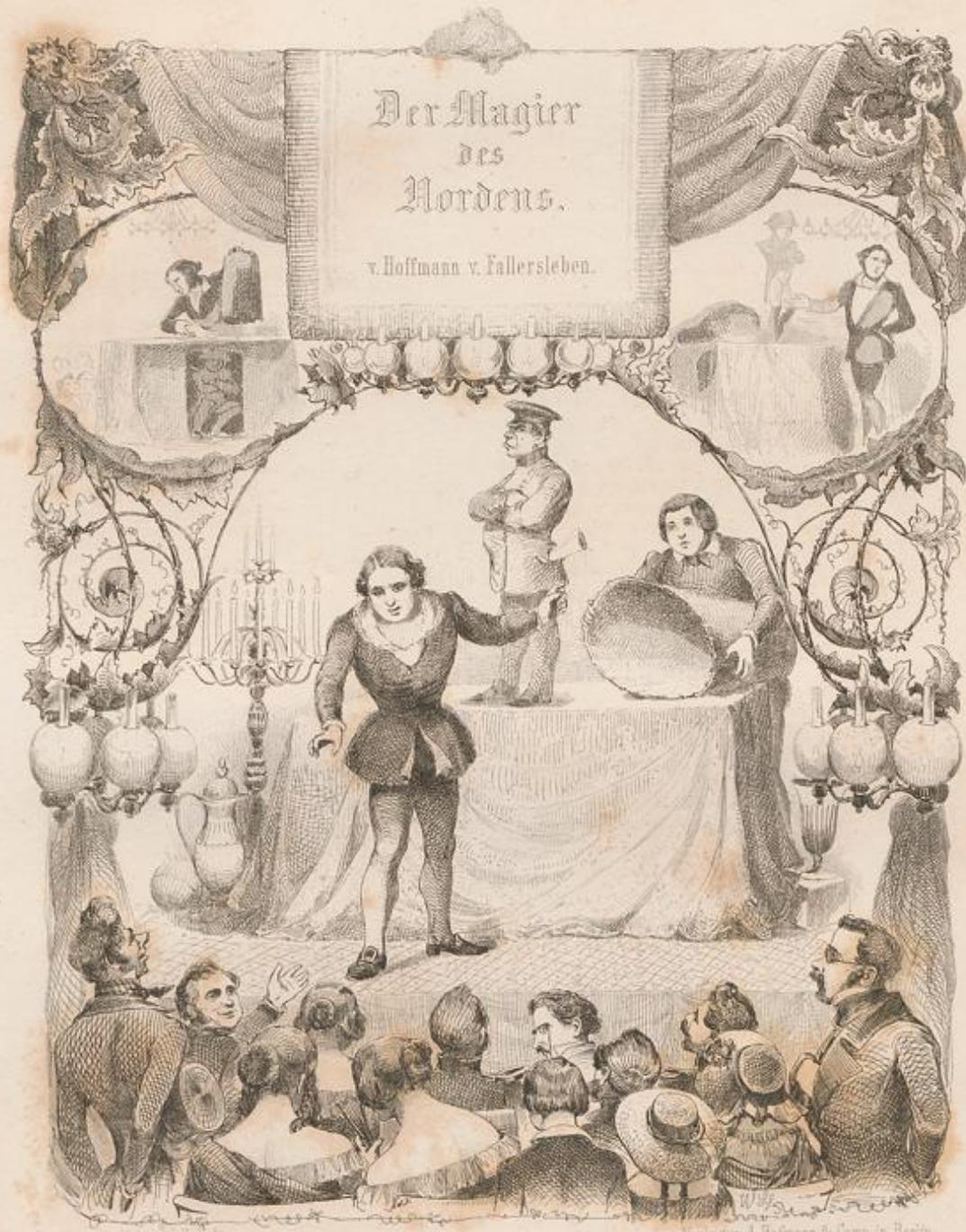
Da ist zunächst Ludwig Seeger, ein geborner Würtemberger, der indessen auch seinen Aufenthalt in der Schweiz genommen hat. Er ist ein begeisterter Kämpfer für die Freiheit nicht in seinen Gedichten

allein, sondern auch der That nach. 1840 kämpfte er, wie uns Ruge erzählt, mit gegen die Tyrannei von Neuhaus, als es noch sehr zweifelhaft war, ob das Volk einer Erhebung zum Selbstregiment fähig wäre: schon war sein Name auf der Liste der Proscibirten, da entschieden die Volksoversammlungen zu Gunsten der Reformation, welche den politischen Liberalismus zur durchgeführten Republik erhob.

Außer ihm haben sich noch Rudolph Gottschall einen tüchtigen, Gottfried Keller, Alfred Meißner und andere Ruf erworben. Der erste ein junger Ostpreuse, der sich mit seinen „zwölf Freiheitliedern“ einen großen und wohlverdienten Beifall erworben. Der zweite Gottfried Keller, ein Schweizer von Geburt, und bekannt durch sein „Jesuitenlied“, den Apostatenmarsch und andere wohlgediegene Arbeiten. Alfred Meißner, ein Oestreicher, der alle Principien der socialistischen Interessen in sich aufgenommen hat, und ein Apostel derselben geworden ist, daß man seine Poesien fürwahr für Lehrgedichte dieser Religion halten dürfte. Alle diese Männer haben sich wie gesagt einen tüchtigen Ruf erworben, ob aber derselbe ein wahrer Dichterruhm ist und es bleiben wird, oder ob nur das Glänzende dieser mächtigen Regung der Zeit den Beifall hervorgerufen hat, mit dem man auch ihre Arbeiten aufgenommen, dies ist eine Frage, von der wir eben in der Zukunft die Entscheidung suchen müssen, jedenfalls aber ist die Gesinnungstüchtigkeit dieser Männer ein anerkennenswürdiges Bedingniß ihres Strebens, und für sie war es, für welche Umland besonders die ermunternden Worte ausgerufen:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!



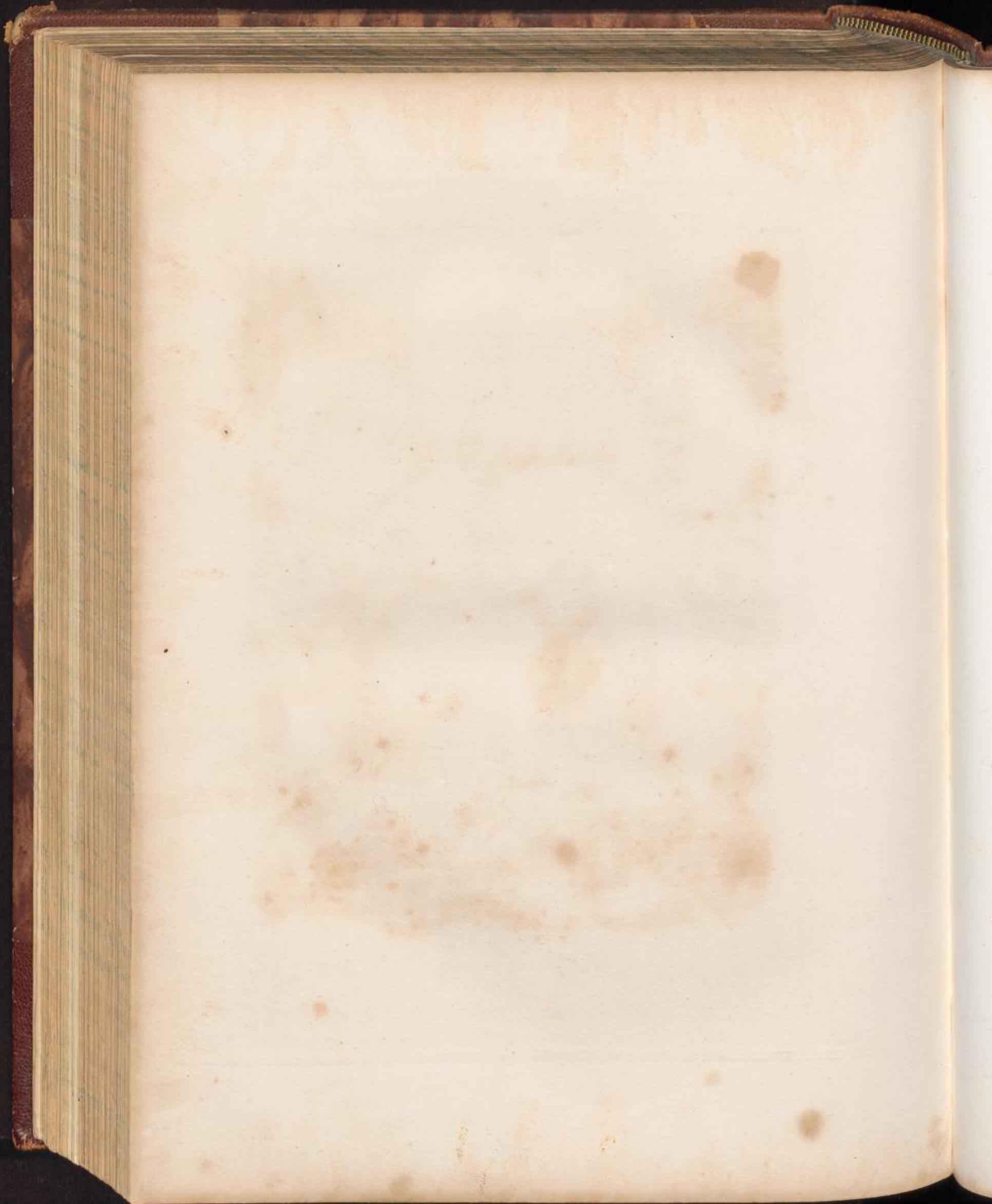


Der Magier
des
Nordens.

v. Hoffmann v. Fallersleben.

des Verlags v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.



Hoffmann von Fallersleben.

Der Magier des Nordens.

Met: Als Noth aus dem Kasten war.



Der Döbler ist ein Zaubermann,
Was der doch schöne Kunststück
kann;
Zum Beispiel legt' er auf den Tisch
Ein Ei, das ganz gesund und frisch;
Er stülpet eine Glocke drauf,
Was wird daraus? nun passet auf!

Scht, wie er hebt die Glock' empor,
Da kommt ein General hervor,
Ein General ganz wundernett
Mit Degen, Sper'n und Spaulettes.
Der Döbler macht, o Teufel!
Macht General' aus einem Ei.

Der Döbler reicht den Korb herum,
Spricht: hochgeehrtes Publikum!
Das ist fürwahr gar keine Sach',
Das Kunststück macht mir jeder nach.
Mein Herr, versuchen Sie's einmal!
In jedem Ei ein General.

Es nimmt ein Herr ein Ei, glückauf!
Legt's hin und stülpt die Glocke drauf.
Er hebt dann die Glocke empor,
Was aber kommt, was kommt hervor?
Dies Mal kein General es ist,
's ist ein gemeiner Polizist.

Droh wundert sich denn mancher Trost
Und schüttelt droh gar sehr den Kopf.
Der Döbler untersucht's und find't
Heraus den wahren Grund geschwind,
Und Alles sperret auf das Maul,
Als Döbler spricht: Das Ei war faul.

Der Regierungsrath.

Met: Wehlauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd.



Er Morgen grant, der Regierungsrath
Sitzt schon bei seinen Geschäften,
Ist ausgerüstet für Kirch' und Staat
Mit frisch erneuerten Kräften,
Er denkt mit Freuden an seine Pflicht
Und schreibt an einen neuen Bericht.

Er sitzt und sitzt in den Acten tief,
Hat Weib und Kinder vergessen,
Und hätte wenn ihn die Frau nicht noch rief,
Sogar auch die Mahlzeit vergessen.
Er setzt sich zu Weib und Kindern und spricht
Von nichts als von seinem neu'n Bericht.

Der Regierungsrath nimmt kaum sich die Zeit,
Mit Ruhe das Mahl zu verzehren,
Da steht man ihn schon mit Geschäftigkeit

Zurück an die Arbeit kehren.
Zwar hat er vergessen, doch weiß er es nicht,
Er dachte nur stets an seinen Bericht.

Der Regierungsrath ist geladen zum Thee,
Doch denkt er an seine Pflichten;
Gern kann er auf Ball und Assemblye,
Concert und Theater verzichten.
Die Welt hat so große Genüsse doch nicht,
Als ihm gewährt ein guter Bericht.

Der Regierungsrath und sein Actenstoß
Sind ewiglich treulich verbunden,
Beneidenswerthestes Menschenloos!
O selig verlebte Stunden!
Und wenn nun endlich das Herz ihm bricht,
So stirbt er an seinem letzten Bericht.

Der Spittelleute Klagelied.



Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Wir müssen Morgens früh aufsteh'n,
Und wenn wir das Gebet gesprochen,
Zwei Eimer Wasser holen geh'n
Und uns're Morgensuppe kochen.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Dann müssen wir um halber zehn
An unser Tagewerk gleich schreiten,
Und wied'r um an dem Herde steh'n
Und unser Mittagsmahl bereiten.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Kaum ist das Mahl genommen ein,
Kaum kann man sich des Schlafs erwehren,
Gleich muß man wieder munter sein,
Das Vesperbrötchen zu verzehren.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Ist nun auch endlich das gesch'h'n,
So wird es Abend unterdessen,
Wir möchten gern zu Bette geh'n,
Und müssen noch zu Nacht erst essen.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Gottlob, bald endigt sich die Noth!
So denkt man wohl, o ja — mit Nichten!
Wir müssen nach dem Abendbrot
Erst uns're Andacht noch verrichten.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Nun ist es doch zum Ausruh'n Zeit,
O nein! wir dürfen noch nicht schlafen;
Der Spittelmeister lärmt und schreit:
Erst reinigt Teller, Krug und Hasen!

Robert Prutz.

Der Rhein.

Der deutsche Rhein —! Wie klingt das Wort
so mächtig!
Schon seh'n wir ihn, den goldig grünen
Strom,
Mit heitern Städten, Burgen stolz und prächtig,
Die Lurlei dort und dort den Kölner Dom!
Der freie Rhein —! Gedächtniß uns'rer Siege,
Du mit dem Blut der Kreuzen getauft,
Ruhm uns'rer Väter, die im heiligen Kriege
Mit Liedern nicht, mit Schwertern dich er-
kaufst! —

Ich sah ihn auch — es war ein böses Zeichen,
Novemberwolken hingen d'rüber hin,
Nicht strömen, nein! mich dünkt, ich sah sie schleichen
Die gold'ne Fluth wie eine Bettlerin;
Als klagte sie, daß noch mit Zoll und Banden
Sie ungestraft der Fremdling knechten darf,
Daß noch ein Wort, verfälscht und mißverstanden,
Sie von des Meeres kuscheln Busen warf.

Ich sah das Land — die Traube sah ich reifen,
Die rechte Miltz, um Männer groß zu zieh'n,
Lief weit hinaus mein flammend Auge schweifen,
Dem nie ein Traumbild lieblicher erschien;
Ein lautes Gähnen donnernd fortgetragen,
Sahen Strom und Thal und Helsen mir
bereit;

Doch — grad heraus! man darf das Wort nicht
wagen,
Das freie Wort, ihr wißt es! ist geseit!

Wer hat nun Recht zu sagen und zu fluchen
Dem freien Rhein, dem freien deutschen Sohn?
O diese Lieder, die so muthig klingen,
Beim ew'gen Gott! sie danken mich wie Hohn.

Ja wolltet ihr erwägen und bedenken,
Welch' stolzes Wort von eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja das Auge niedersinken,
Mit bittern Thränen, voller Bern und
Schaam! —

Es gilt nicht dir, der du zuerst gesungen
Das stolze Wort vom freien deutschen Rhein,
Das durch die Welt sich abergleich geschwungen,
Dich schließ' im Geist in meinen Arm ich
ein!

Aus voller Brust ist dir das Lied gequollen,
Und nicht im Rästcht hast du es bewahrt:
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen —
Du thatest Recht! und das ist Sängertart.

Euch gilt mein Ruf, ihr Fürsten und Vasallen,
In deren Händen unser Schicksal liegt! —
Euch Deutschen gilt es, nah' und fern, euch Allen,
Soweit ein Hauch vom deutschen Munde
fliegt:

Mit euch zuerst müßt ihr den Kampf beginnen!
Soll unverföhrt von heiserem Geschrei
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen,
So seid zuerst ihr selber deutsch und frei

Dem käme nun die Stunde der Gefahren,
Die wir am Himmel dämmernd schon gesehn,
Ich meine wohl, ihr würdet bald gewahren,
Daß es nicht leicht ist, Schlachten zu bestehn.
Nicht jene Bürger werden niedersteigen,
Die Mädchen küssen, aber kämpfen nicht,
Die stummen Fische, glaubt mir! werden schweigen,
Und Ruder brechen, wo ein Reich zerbricht.

'S giebt einen andern, kräftigern Genossen,
Als jener Trümmer brockelndes Gestein:
Wer ihm den Arm, den Busen ihm erschlossen,
Der siegt durch ihn — und auch durch ihn
allein!
Ein Feuer ist's, das unauflöslich zündet,
Ein Zauberwort, das Mauern niederreißt —
D'rum frisch gewagt und euch mit ihm verbündet:
Es ist der Deutsche, ist der freie Geist!

Gebt frei das Wort, ihr Herren auf euren Thronen!
So wird das Rud're sich von selbst befrei'n.
Wagt's und vertraut! In allen euren Kronen,
Wo giebt's ein hell'res, edleres Gestein?
Die Rechte frei! Uns selber macht zum Richter.
Das Volk ist reif! Ich wag's und sag' es
laut:
Auf eure Weisen baut, auf eure Dichter,
Sie; denen Gott noch Größ'eres auch ver-
traut!

Sei deutsch, mein Volk! Western' den krummen
Rücken,
An den du selbst unwidrig dich gewöhnt!
Mit freier Seiten, gradaufwärts mußt du blicken,
Dem eignen Muth gesättigt und verschönt.
Es kann den Fürsten selber nicht gefallen,
Dies schmeichlerisch demüthige Geschecht, —
Ein offnes Auge! so geziemt es Allen,
Zu Vorden sieht das Thier nur und der
Knecht. —

So wird's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen
Das selbe Frankreich unsern Rhein begehrt
Wie werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieber, doch die Hand am Schwert.
Denn da gelang's, ihn ewig fest zu fesseln:
Die gold'ne Freiheit soll die Fessel sein!
Dann lohnt es sich, bis in den Tod zu streben,
Dann, deutsch und frei, dann bleibt er
unser Rhein!

Zeichen der Zeit.



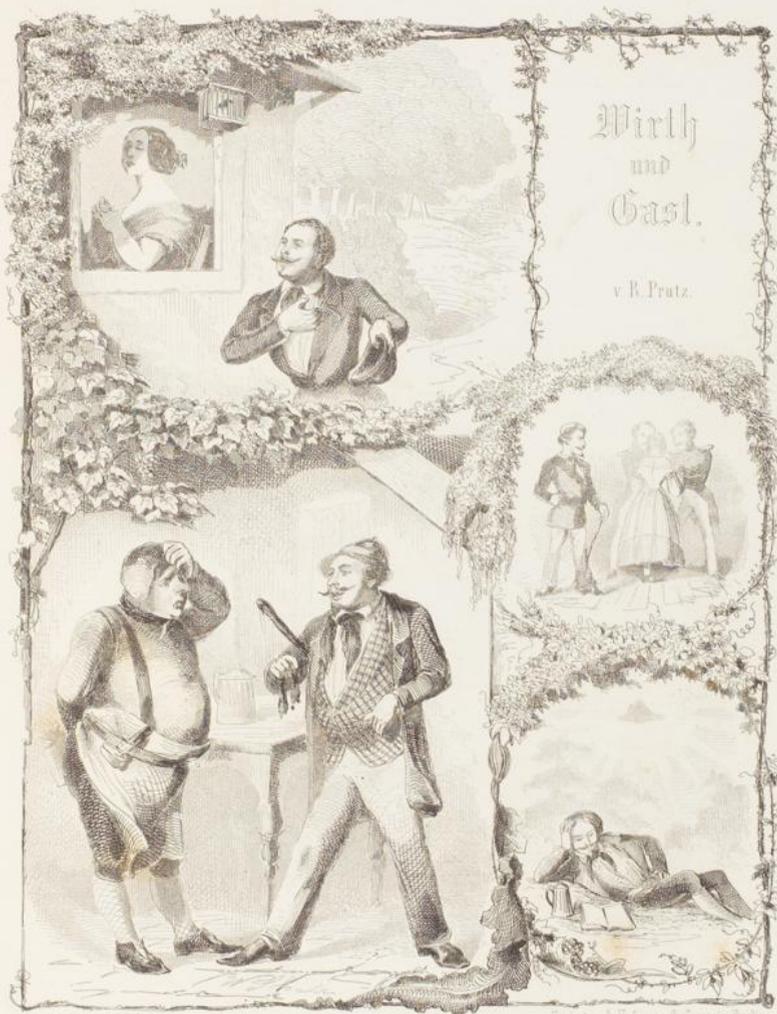
Ich sah einen Knaben der spielte Krieg
Mit zierlichen, zinnernen Truppen.
Da hört' er 'ne Trommel! fuhr auf und schwieg,
In den Ofen warf er die Puppen:
Und sah mit Augen fahn und helz,
Wie das Metall im Feuer schmolz. —
Spute dich, Knabe!

Ich sah einen Jüngling, der sahr emper
Und schüttelte seine Locken,
Aus der Dienern Arm, aus der Zecher Ghor,
Ueber sich selbst erschrocken:
Und stand und lauschte veller Schaam,
Ob schon die Morgenröthe kam. —
Gast dir's verschlafen?

Ich sah einen Mann, der stand am Heerd,
In seiner Kinder Kreise;
Angeln goß er und schliß ein Schwert
Und pfiß eine muntere Weise:
Er sah nicht auf, er sprach kein Wort,
Er schliß und pfiß nur lustig fort. —
Wird es bald scharf sein?

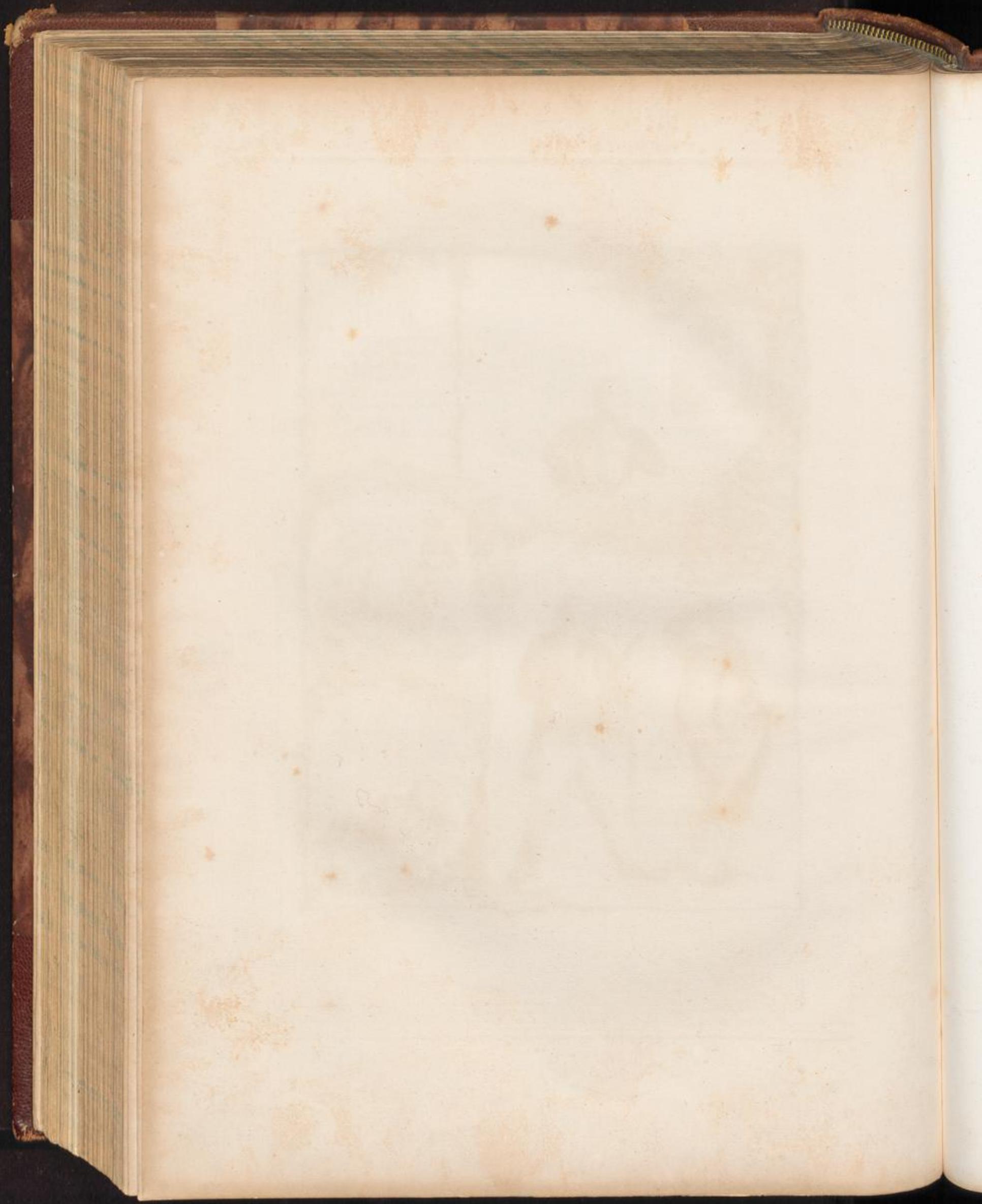
Ich sah einen Greis, der sprach bei sich:
„Weh mir elendem Greisen!
Bald donnert die Schlacht nun ohne mich.
Ohne mich nun funktelt das Eisen!
Muß liegen in des Grabes Schooß
Und eden bricht die Freiheit los.“ —
Warte mit Sterben.





Gezeichnet v. R. Prutz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.



Wirth und Gast.

1834.



Herr Wirth! Herr Wirth! mir
ist so krank,
Mir schwiert das Ohr, mir pocht das
Blut,
Denn ach, ein Näglein held und schlant
Verdirbt mir allen Muth!
Stolz wendet sie den Rücken mir,
Und dennoch zieht's mich hin zu ihr,
An ihren Rosenmund!
„Schenkt ein! Schenkt ein!
Der Wein! der Wein!
Der Wein macht euch gesund!“

Herr Wirth! und dann verdriest es mich:
Bin auch gezogen mit in's Feld,
Stand unverzagt auf Hieb und Stich,
Und wurde doch kein Held!
Steh' in der Ecke wie ein Wicht,
Ach, und mein Mädchen kost und spricht
Mit den besten Herrn!
„Schenkt ein! Schenkt ein!
Der Wein! Der Wein!
Gilt mehr als Kreuz und Stern!“

So sei's dem Wirth denn auch vertraut:
Nicht hab' ich eben viel studirt,
Mehr nach den Mädchen ausgeschaut,
Getrunken, venommirt!
Nun reizt der Doctorhut mich sehr,
Doch ich bekomm' ihn nimmermehr,
Bin lang nicht klug genug!
„Schenkt ein! Schenkt ein!
Der Wein! der Wein!
Der Wein macht Thoren klug!“

Herr Wirth! Herr Wirth! ei was ist das?
Hab' in der Tasche ja kein Geld!
Ob ich den Beutel gar vergaß?
Si, ei, poch alle Welt!
Ihr riethet hent so trefflich mir,
Nun, lieber Wirth, nun helfst auch hier
— Mir ist die Tasche leer!
Trinkt aus! Trinkt aus!
Und geht nach Haus,
Weiß keine Hilfe mehr!“

Friedrich von Sallet.

Das Begräbniß der Rose.

In Blumen und Zweigen vergraben
Lag ich unter schattigem Dach,
Da sah ich 'nen wilden Knaben,
Der ein Waldröslein brach.

Doch bald warf er's zur Erde,
Gesättigt von seinem Gauch,
Dann sprang ohne Sorg' und Beschwärde
Von dannen der kleine Gauch.

Da nah'ten sich schwärzliche Käfer
Und zogen an grünem Strang,
Zu wecken die träumenden Schläfer
Durch Trauerglockenflang.

Maiglöcklein tönten leise
Mit fernhin süselndem Hall,
In seltsam schauriger Weise,
Zu künden den Todesfall.

Nun kamen von allen Seiten
Zaub'rische Gestalten viel,
Das Begräbniß zu bereiten
Bei Sang und Orgelspiel.

Der Dom war gewölbt von Zweigen,
Fernhin erschallte schon
Durch's dumpfe Trauerschweigen
Des Baches Orgelton.

Die Blumen nah'ten im Leide,
Weil die Schwester gestorben war;
In priesterlich weißem Kleide
Trat die Kille vor den Altar.

Sie sandte Gebete, so leise,
Unhörbar, himmelwärts;
Doch Düste, wie Scuzer so heisse,
Bezeugten den tiefen Schmerz.

In bunten Chorgetwänden
Die Schmetterlingsschaar auch kam,
Die dienend den Altar umstanden,
Die Schwingen erbebten vor Gram.

Die Bienen in Schaaren summten,
Herbei von ferner Klur,
Die Blumen in Leid verstummten,
Thauthränen hatten sie nur.

Geschäftige Käfer gruben
Ein kühles Grab im Moos,
Indeß die Bienen erhuben,
Den Todtengefang der Ros':

„Du warst einst Wonne Allen,
Nun bist du Aller Schmerz.
Laßt Todtenglocken schallen
Und Lieder himmelwärts!“

„Laßt uns die schöne Hülle
Begraben tief in's Moos!“
Da liegt sie kühl und stille
Von Glanz und Düften los.“

„Doch wenn auch Würmer nagen
Den schönen Leib entwei!
Laßt ab vom hängen Klagen,
Denn ihre Seel' ist frei!“

„Die reinen frommen Düste
Sind ihr unsterblich Theil,
Die schwingen durch die Lüfte
Sich auf zum ew'gen Heil.“

„Wo Engelsstimmen klingen
In des Allmächt'gen Ohr,
Strebt nun auf geist'gen Schwingen
Der Todten Seel' empor.“

„Im Himmel wird sie wallen,
Weil sie so fromm und rein,
Da sangt mit Wohlgefallen
Sie der Allmächt'ge ein.“

„So, innig ihm vereinet,
Wird sie von ihm ein Theil.
Was klaget ihr und weinet?
Lobfingt und preist ihr Heil!“ —

Das Lied versüßelt schaurig,
Sie senkten die Nos' hinab,
Die Blumen schütteten traurig
Thautropfen und Duft auf's Grab.

Da flüstert ein Weilchen mit Beben:
„Ich habe dich heiß geliebt;
Doch weil du so prächtig im Leben,
Stand ich dir fern betrübt.“

„Und drang meiner Düste Sehnen
Nicht zu dir, verweht von der Luft:
So fallen doch meine Thränen
Netzt nieder auf deine Gruft.“ —

Ob das Weilchen noch lange gelebet,
Ob's nicht verblichen bald? —
Nicht weiß ich's, von Schauer durchhebet
Verließ ich den stillen Wald.

Wanderlied.

Ich sag's: so traurig ist kein Rest,
Wo man eine Woch' verweilet,
Dass es einem nicht das Herz abpreßt,
Wenn man von dannen eilet.

Da bleib ich steh'n im Sonnenstrahl
Und schau' zurück mit Trauern
Hinab in's enge, dunkle Thal
Auf schwarze Thüem' und Mauern.

Und keine Musik ist so schlecht,
Auch nicht der Leierkasten,
Dass, fühlt man nur die Töne recht,
Sie nicht zum Tanze pasten.

Kein Liebel ist so lahm und dumm,
Es läßt sich fröhlich pfeifen,
Und kein Gefell so zahm und stumm,
Es läßt sich mit ihm streifen.

Kein Weg so krumm und voll Gestein,
Der nicht zur Schenke lenke,
Und, kommt man lustig nur hinein,
Ist's lustig in jeder Schenke.

Und bin ich ein armer Teufel auch,
Will ich mich nicht grämen und schämen
Um's Haupt den frischen Morgenhauch,
Den wird mir niemand nehmen.

Vom Mädel der gestohlene Kuß,
Der Trunk für meinen Dreier,
Sind Ding' die man mir lassen muß;
Das Andre hol' der Geier!

Man achtet mich daheim nicht sehr,
Drum lieb' ich das Marschieren;
Da grüßen die Wipfel ringdumher,
Die Vöglein muscieren.

Georg Herwegh.

Auf dem Berge.

Sa wären sie, der Erde höchste Spitzen!
 Doch wo ist der, der einst an sie geglaubt?
 Das Auge sieht die Sonne näher blißen,
 Doch arm und sonnenlos ist dieses Haupt.

Ich sehe die granitnen Säulen ragen,
 Und endlos wölbt der Bau sich drüber hin;
 Doch will das Herz mir tief bekloppen salagen,
 Wie unter einem Königsbalдахin.

Hier wollte ich als frommer Parze beten'
 Hier singen nach der Sterne reinem Takt,
 Hier mit der Donnerstimme des Profeten
 Gotttrunken jauchzen in den Katarakt.

Ich wollte — ja, ich habe mich vermess'n —
 In diesen Bergen suchen mir mein Glück;
 Ich wollte, ach! und konnte nie vergessen
 Die Welt, die ich im Thale ließ zurück.

O wie verlangt mich nach dem Staub der Strassen,
 Dem Druck der Not da unten allzumal!
 Wie nach den Feinden selbst, die ich verlassen,
 Und nach der Menschheit vollster, tiefster Qual

Ihr glänzt umsonst, ihr Purpurwolkenstreifen,
 Und ladet mich, gleich sel'gen Engeln, ein;
 Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen,
 Und möcht doch lieber auf der Erde sein.

Der Gang um Mitternacht.

Sch schreite mit dem Geist der Mitternacht
 Die weiten stillen Strassen auf und nieder. —
 Wie hastig ward geweint hier und gelaßt
 Vor einer Stunde noch! . . . Nun träumt man wieder.
 Die Lust ist, einer Blume gleich, verdorrt,
 Die tollsten Becher hörten auf zu schäumen,
 So zog der Kummer mit der Sonne fort,
 Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!

Wie all' mein Haß und Groll in Schwerden bricht,
 Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
 Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
 Und wär's auch über welke Rosenblätter!

Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
 Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
 Wie in sich selbst, versenkten sie sich gern
 In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen!

Mein Schatten schleicht mir nach wie ein Espion,
 Ich sehe still vor eines Kerkers Gitter.
 O Vaterland, Dein zu getreuer Sohn,
 Er küßte seine Liebe bitter, bitter!
 Er schläft, — und fühlt er, was man ihm
 geraubt
 Träumt er vielleicht von seinen Eichenbäumen?
 Träumt er sich einen Siegerkranz um's Haupt?
 O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen.

Gigantisch thürmt sich vor mir ein Palaß,
 Ich schaue durch die purpurnen Gardinen,
 Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt
 Mit sündigen, mit angstverwirren Mienen,
 Gelb, wie die Krone, ist sein Angesicht,
 Er läßt zur Flucht sich tausend Rosse zäumen,
 Er stürzt zur Erde, und die Erde bricht. —
 O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein schmaler
 Raum!
 Unschuld und Hunger theilen dein das Bette.
 Doch gab der Herr dem Landmann seinen Traum,
 Daß ihn der Traum aus wachen Knechten rette;
 Mit jedem Korn, das Morpheus Hand entfällt,
 Sieht er ein Saatenland sich golden säumen,
 Die enge Hütte weitet sich zur Welt. —
 O Gott der Armuth, laß die Armen träumen.

Beim letzten Hause auf der Bank von Stein
 Will segensreichend ich noch kurz verweilen;
 Treu lieb' ich Dich, mein Kind, doch nicht allein,
 Du wirst mich ewig mit der Freiheit theilen.
 Dich wiegt in gold'ner Luft ein Taubenpaar,
 Ich sehe wilde Rosse nur sich bäumen;
 Du träumst von Schmetterlingen, ich vom Har —
 O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken
 bricht!
 Du Nacht, mit deinen tiefen stillen Blauen,
 Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
 Mich in das gramtstellte Antlitz schauen!
 Auf Thränen fällt der erste Sonnenstrahl,
 Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
 Die Tyrannei schleift wieder dann den Stahl. —
 O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

Die Schweiz.

1842

and der Sehnsucht, d'rin die Berge
 Wie der Freiheit Prachtskulpturen,
 Wie aus blankem Gold und Silber
 Von dem Herrn gegossen, glühen;
 Berge, die er seinem Himmel
 Als die letzten Säulen gab,
 Wiege seiner Wetterwolken,
 Seiner Adler einsam Grab!

Land der Sehnsucht, d'rin die Ströme
 Sich wie muthige Rebellen
 In die Ebene niedersürzen,
 Auch der Rhein mit seinen Wellen,
 Auch der Rhein mit seinen Wellen,
 Der die vielen Worte hört —
 Ob's die deutschen Fürsten ahnen,
 Daß sich auch der Rhein empört?

Daß er hier sich nicht um Klippen
 Nicht um deutsche Lieder kummert,
 Und den eignen Friedensbogen
 Tausendfach im Sturz zertrümmert?

Ob ihr auch so voll des Lobes,
 Deutsche Säger, hier erscheint,
 Wo er donnernd schon als Säugling
 Seine Sporen sich verdient?

Wo die ersten Schöpfungsworte
 Laut noch durch die Lüfte klingen:
 Land der Dichter! das emporsteigt,
 Adlergleich, auf Felsenschwingen;
 Wo die Erde heiß verlangend
 Nach dem Kranz der Sterne faßt,
 Bis sie vor der eignen Größe
 Tief erschauert und erblaßt?

Wieder bin ich dein geworden,
 Wieder glänzt ihr, stolze Firnen,
 Jeden Abend, jeden Morgen
 Frische Rosen um die Stirnen;
 Land der Sehnsucht, ob auch eitel
 Wand ein Slave mit dir prahlt,
 Bleibst du doch der treu'ste Spiegel,
 Der die Freiheit wiederstrahlt!

Ginstens, hört ich, ging ein Engel,
 Durch der Herren Länder fragen,
 Ob ihr Boden nicht den Samen
 Auch der Freiheit möchte tragen?
 Und er hat um wenig Erde
 Und er hat um wenig Raum,
 Wenig Raum und wenig Erde
 Braucht ein solcher Freiheitsbaum.

Also muß' er seine Wurzeln
 Wie die junge Tanne treiben:
 Mög' er auch wie eure Tannen
 Immer grün, o Schweizer, bleiben!

Sicher vor des Himmels Blitze
 Und vor eurer eignen Hand,
 Sicher vor des Fremdlings Wige
 Und — vor eignem Unverstand.

Doch sie riefen ihre Schergen
 In die Thäler, auf die Hügel,
 Und der Engel nahm den Samen
 Wieder unter seine Flügel,
 Trug ihn aus dem finstern Lande
 In der Berge Purpurschein,
 Senkt' ihn statt in lock're Erde
 In den Schooß der Felsen ein.

Vive la Republique!

Beim Alpenflühen gedichtet.



Berg an Berg und Brand an Brand
 Lodern hier zusammen;
 Welch' ein Glühen! ha! so stand
 Iken einst in Flammen.
 Ein versinkend Königshaus
 Raucht vor meinem Blicke,
 Und ich ruf' in's Land hinaus:
 Vive la Republique!

Heil'ge Stuthen, reiner Schnee
 Goldne Freiheitstüffen,
 Abendglanz umstrahlter See,
 Schluchten, wild zerrissen —
 Daß im Schweizerlandrevier
 Sich kein Rachen bäcke!
 Kaiser ist der Bürger hier;
 Vive la Republique!

Eine Falanx steht fest,
 Fest und ohne Wanken
 Und an Euren Alpen meßt
 Euer Gedanken!

Eurer Berge Kette nur
 Ward Euch vom Geschiebe;
 Auf die Kette schrieb Natur:
 Vive la Republique!

Blumen um die Schläfe her
 Steigen Eure Höhen,
 Frisch, wie Venus aus dem Meer,
 Auf aus Euren Seen;
 Daß aus keinem Jungfernkranz
 Man kein Nöschen knicke,
 Schweiz'rin, hüt' ihn wohl beim Tanz!
 Vive la Republique

Auf die Felsen wollte Gott
 Seine Kirche bauen
 Vor dem Felsen soll dem Spott
 Seiner Feinde grauen!
 Zwischen hier und zwischen dort
 Sieht's nur Eine Brücke:
 Freiheit, o du Felsenwort!
 Vive la Republique!

Dem Deutschen.

Eine Vision.

Sie hatt' ein seltsam Traumgesicht:
Da saß Gott Vater zu Gericht
Und rief jedwede Nation
Herbei vor seinen Sternenthron.

Die Völker kamen in dichten Haufen,
Iust wie sie waren, angelausen:
Die Britten, Russen und Franzosen,
Die Legten, wie immer, ohne Hosen;

Selbst China und die Mongolei,
Auch ein Stück Pole war dabei.
Und als der Herr die Völker zählte. —
Si, sieh! das deutsche Reich noch fehlte.

„Wo bleiben meine Deutschen wieder?
Recken sie noch die faulen Glieder?“

Sie könnten, seit ich sie begraben,
Doch endlich ausgeschlafen haben!“

Drauf ließ er 'nen Engel zur Erde springen,
Die Siebenschläfer heraus zu bringen.
Der Engel lief in Deutschland herum,
War Alles still, war Alles stumm,

„Ihr Deutschen, wollt ihr nicht auffahren?
Die Ewigkeit geht eben an!“
Der Engel blies in lichterem Horn,
Wie toll, in sein himmlisch Jägerhorn;

Doch eh' sich die Deutschen zusammengesunden,
War längst der jüngste Tag verschwunden,
Hatt' Alles seinen Lohn empfangen. —
Den Deutschen ist Himmel und Höll' entgangen.

Carl Beck.

Im Jahr des Heils 18 — — ?

Aus den Monatsrosen.)

1.

Er Tag beginnt und wieder mußt Du
wandern
In das gewohnte Joch, nach Deinem Brod;
Du hörst nicht auf das Leid der Andern,
Du hörst das Echo nur der eignen Noth.
Ach, was Du denkst ist Zahl und Maas und Wage,
Ach, was Du treibst ist Trug und Streit;
Die Plage theilt sich mit der Klage
Erbarungslos in Deine Zeit.

Sinnst Du mit eines Trödlers schlauer Kunst
Den alten Kram des Lebens neu zu schmücken;
Mit neuem Schwank, mit neuer Brunst
Mit neuem Wahn die Menge zu berücken;

Hast Du das Loosungswort getroffen
Zu einem Tagesheldenthum,
Und siehst verzückt die Thüren offen
Zu Gut und Geld, zu Macht und Ruhm:
Dann mußt Du Flug den Blick des Nächsten meiden,
Dann glätte wohl die Falten Deiner Stirn,
Dann lasse Dein gebärend Hirn
Geheim sein schmerzlich Wochenbette leiden.
Ein Wort, ein Lächeln auch, ein Schritt verräth
Was mählig Dir in dunkler Brust erstarrte,
Und schelmisch bringt ein Zweiter es zu Markte.
O säume nicht! Bedächtig heißt: Zu spät!
Rasch zeige die Geburt in allen Gassen,
Ihr, eh sie stirbt, noch huldigen zu lassen.

Dem Schwärmer laß die feltne Grille,
Mit Ernst und Kraft, nach weiser Ahnen Brauch
Ein dauernd Werk zu schaffen in der Stille, —
Erstschaffe Du, wie Gott, mit einem Hauch!
Die wildbewegten Pulse dieser Zeit
Sind Ungebuld und Athemlosigkeit,
Den Schnellsten nennt die Welt den Besten auch.
Sei schnell, Du bist der Herr zu dieser Frist,
Bis Morgen Dich besiegt der schneller ist.

2.

Die Furcht vor Morgen und die Qual von Heute
Geht mit dem Schreck von Gestern Hand in Hand.
Wohin Du herköst, es rühmen Dir die Leute
Die alte Zeit, die alte Zeit, die nur zu früh entschwand:
Da noch Erwerb auf allen Wegen;
Mit stinker Faust zu greifen war;
Da vor des Ehebettes Segen
Noch nicht gezagt ein brütend Elternpaar;
Da noch die Kunst mit anerkanntem Fug
Den Fremden wies aus den bedrohten Hallen;
Da noch der Krieg den Völkern allen
Die überwollen Andern schlug.
So elend ist die Welt geworden!
Sie wünscht den Krieg, vielleicht die Pest zurück,
Allmächtig im Gemüth zu mordeu.
Wie Fliegen um ein winzig Zuckerstück,
Um eines Trepsens halbverwischte Spuren:
So schwärmen um ein Pünktchen Glück
Geräuschvoll tausend Kreaturen.

3.

Willst Du nach Brot in fremde Thäler ziehen?
In Deines Hergens Angst die Heimath fliehen
Mit Weib und Kind fort auf der falschen See?
Auswandern, ach, es ist das herbste Weh!
Wohl längst befrachtet steht der Leiterwagen,
Wohl steht geschürtet der Klepper vor dem Haus,
Doch können sie Dein Hüttlein weiter tragen?
Und giebt das Grab die Theuren Dir heraus?
Erinnerung an Deinen Jugendtraum
Umgaufelt Dich, ein heller Sommersaden,

Und hängt sich hier an Deinen liebsten Baum,
Und dort an Deinen besten Kameraden.
Wenn gar zuletzt Dein quellend Auge schaut
Das Nest im Thurm, vom Klapperstorch gebaut,
Der scheiden muß im Herbst, ja scheiden —
Doch stets mit überstürztem Flügelschlag
Gezogen kommt am ersten milden Tag,
In treuer Brust des Heimwehs helde Leiden:
Dann geht wie Kirchengang und Orgelton
Durch dein Gehörn ein tiefes Selbsterbarmen,
Und wieder hält den schon verloren Sohn
Und doppelt fest die Heimath in den Armen.
Das Köllchen Geld, gespart von Deiner Hand,
Zu werben um das neue Vaterland,
Genießest Du am liebsten doch daheim:
Du traust ja noch dem frommen Keim
Vom Herrn, der auch den kleinsten Sperling legt,
Und auf dem Feld die zarte Lilie neht.

4.

Geh hin und spanne Dich ins alte Joch,
Du wirst, das wisse nur, beneidet!
Wer auserwählt, wer stolz von Dir sich scheidet,
Wer aufgebläht am Eigenthum sich weidet,
Der seidne Mann ist ärmer noch.
Er fürchtet die verschwenderischen Kinder,
Die schnelle Pest im Stall der Rinder,
Den Brand der Speicher und Kassele,
Im Lenz den jähen Born der Welle;
Er zittert vor dem kleinsten Faltenzug,
Der auf der Stirn des Staates dunkelt;
Den Schrein, darin sein Silber funkelt,
Wo birgt er ihn? wer hütet ihn genug?
Du fürchtest Nichts! Du willst nicht Mehr,
Willst kaum Genug die Noth zu stillen;
Was übrig bleibt ist Dein Begehr,
Das Allerlegte nur um Gottes Willen!
Du fragst ja nicht, ob's Deiner armen Seele
An allem Licht, an jedem Blümchen fehle?
Du willst ja Nichts vom Zufall erben,
Verlangst ja nicht des Glückes Gnadenschein,
Du willst ja gern und mühevoll erwerben;
Genießen willst Du nicht, nur nicht verderben,
Nicht leben — nur am Leben sein!

Die
poetische National-Literatur
der Deutschen

von ihrer frühesten Entwicklung bis auf die neueste Zeit.



Wie die Geschichte eines jeden Landes und Volkes und die Weltgeschichte selbst sich zu allernächst ihrer naturgemäßen Entwicklung nach in eine alte, mittlere und neuere Geschichte theilt, so scheidet sich auch die Geschichte der deutschen Literatur zu allernächst in diese drei Hauptklassen.

Die Geschichte jener ersten Periode verliert sich in jene Zeiten hinauf, wo das Christenthum in Deutschland eingeführt wurde, und begreift die Poesie des Mittelalters in sich, denn von den früheren Gesängen der Varden, von denen Karl der Große, wie man sagt, eine Sammlung veranstaltet haben soll, finden sich keine Spuren. — Reich an einem Nationalgefühl, welches leider seit vielen Jahrhunderten ausgestorben ist, und an dessen Wiederherstellung wir jetzt uns aus Kräftekräften und mit Anwendung aller möglichen künstlichen Reizmittel und Medicamente abarbeiten, hatte sich zu jener Zeit auf dem Boden eines an Volkssagen so reichen Landes wie Deutschland, noch dazu unterstützt durch eine klangreiche, volltönende und bildsame Sprache, die Poesie der damaligen Zeit zu einer wahrhaft nationalen Poesie herangebildet, deren Frische und Lebendigkeit wir in jenen späteren Perioden vergeblich suchen. In dieser Poesie hatte namentlich das Epos seine höchste Blüthe erreicht und unter den verschiedenen Arbeiten dieser Gattung,

sowie überhaupt unter allen deutschen Gedichten des Mittelalters ragt vor Allen das Lied der Nibelungen hervor, welches mit Recht dem homerischen Epos an die Seite zu stellen ist. Ferner gehört die Sammlung alter Heldenlieder, welche den Namen „das Heldenbuch“ erhalten hat, hierher. In beiden ist national-deutsche Poesie. Zu den fremden Dichtungen gehören die, aus der Mythologie und Geschichte umgestalteten, vom trojanischen Kriege, von Alexander dem Großen, und seinen Paladinen, die vom Artus, der Tafelrunde, dem heil. Graal u. a., welche größtentheils aus Frankreich kommen. Die ersteren waren allgemein unter dem Volke verbreitet; die wälschen Dichtungen hingegen fanden, wie es scheint, an den Höfen größere Gunst, wo die Vorliebe für das Ausländische schon damals häufig ihren Sitz hatte, obgleich das Ausländische nicht immer von so edlem Gehalte war. So volksmäßig, als die einheimischen Sagen konnten sie niemals werden, weil es dann auf Schilderung der Hoffitten und des gebildeten Mitterthums abgesehen war, dann, wegen eines gewissen fremden Gepräges, das überall durchschimmert. Diese romantische Poesie welche die Deutschen von den Provenzalen erhielten, blühte unter den schwäbischen Kaisern und wurde durch die sogenannten Minnesänger oder schwäbischen Dichter ausgebildet, (obgleich sie weder alle Schwaben noch lediglich Sänger

der Liebe waren). Alle Umstände vereinigten sich in diesem Zeitalter, die Poesie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben. An Macht, Volksmenge und Industrie hatte Deutschland beträchtlich gewonnen, Fürsten und Adel waren mächtiger, der Glanz der Höfe größer geworden. Die Reichsstädte sammelten Schätze, der Handel führte Luxus herbei, die Zeit einen andern Geist. Der Provenzalen romantische Schwärmerie fand leichter Eingang in deutsche Gemüther, deren Grundzüge Tapferkeit, Liebe und Verehrung der Frauen, Treue und innige Freundschaft waren. Die Kreuzzüge waren das Mittel, jenen romantischen Geist nach Deutschland zu verpflanzen. Die Poesie, welche jenen Geist ausdrückte, begünstigt von den schwäbischen Kaisern, wurde ein Lieblingsstudium der höheren Stände. Die Minnesänger zerstreuten sich durch ganz Deutschland, und dichteten nicht nur lyrische Gesänge, welche sich durch eigenthümliche Lieblichkeit, Tiefe und Zartheit der Empfindung auszeichneten, sondern auch mehrere größere und kleinere romantisch-epische Gedichte. Sie sind größtentheils der provenzalischen Poesie der Troubadours, z. B. der Romane vom Lancelot, Percival, Tristram u., frei nachgebildet. Doch giebt es auch in diesem Zeitraum schon mehre Uebersetzungen der Alten, z. B. der virgilischen Aeneis von Heinrich von Veldeck, des Ovid von Albrecht von Halberstadt, rhythmische Bibelübersetzungen von Rudolph von Hohenems und Heinrich von München (1250), Uebersetzungen französischer Ritterromane Iwain von Hartmann, von Aue und Andern. In diese Periode gehören die in dem Heldenbuche, in dem Buche der Liebe enthaltenen Dichtungen, und viele einzelne romantische und komische Erzählungen und Legenden, seit kurzen von Müller, v. d. Hagen, Büsching, Gebr. Grimm, Zief u. A. herausgegeben, — die meisten dieser poetischen Erzählungen des Mittelalters unterscheidet von

den späteren Romanen auch der unbequeme Reim; — auch giebt es didaktische und satirische Gedichte dieser Zeit voll kräftiger Züge und kerngesundem eindringendem Verstand, unter welchen sich Fabeln, z. B. Boners Edelstein und Spruchreime u. auszeichnen. Seit Ende des dreizehnten, mehr aber noch vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts (die Zeit der Fehden und Kriege in Deutschland) verschwand allmählig die romantische Poesie der Minnesänger in Deutschland von den Höfen und Burgen; die Poesie wandelte sich in Reime, und den Minnesängern folgte zu einer Zeit, wo in Deutschland Alles in Orden und Zünfte zusammentrat, die Kunst der Meisterfänger, in deren meist nüchternen und langweiligen Reimereien der letzte Klang unserer romantischen Poesie verhallte. Aber die Poesie verbreitete sich auch durch diese unter das Volk, und ihr ganzes Institut trug viel zur Ausbildung der niederen Stände bei. Das Zeitalter der Meisterfänger setzte man gewöhnlich von 1347 bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts fest, und vorzüglich zu Mainz, Straßburg und Nürnberg blühten ihre Singschulen. Die Ausgezeichneten unter ihnen sind: Frauenlob, Muscablüt, Hans Folz, Heinrich von Alkmar (Bearbeiter der epischen Fabel, Reimede der Fuchs), vorzüglich aber Hans Sachs und Hans Schwypper, genannt Rosenblüt. Auch gehören in diese Zeit der Satiriker Sebastian Brandt (1458—1520) über dessen Satire, das Narrenschiff, von Geiler und Keyfersberg in Straßburg öffentlich gepredigt wurde; späterhin Rurner (geb. zu Straßburg 1475), durch mehrere satirische Schriften, die Narrenbestreung, die Schelmenzünfte u. Johann Fischart aus Mainz, und George Rolkenhagen (1542—1609) durch seinen Froschmäusler bekannte. Ueberhaupt offenbart sich in dem Zeitalter der Meisterfänger eine überschwenglich komische und satirische Laune,

wie sie kaum zu einer anderen Zeit unter den Deutschen zu finden ist, und sie zeigt sich unter der eigenthümlichen Form gutmüthiger Drolligkeit und Verbeißlichkeit, welche den Deutschen angehörte. In diese Periode gehören die originellen Anfänge der dramatischen Literatur der Deutschen (seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts), welche wir der Schule der Meistersänger zu Nürnberg verdanken. Vorher kannte man nur die Mystereien, Dramatisirungen biblischer Geschichten, größtentheils in lateinischer Sprache. Hans Folz, ein Barbier, und Rosenblüt, ein Wappenmaler u. A., führten die Fastnachtsspiele ein, welche nicht nur von den Reichsbürgern zu Nürnberg, sondern in ganz Deutschland durch ihren kecken und lebendigen Geist vielen Beifall fanden. Sie übertrifft der geniale und erfindungsreiche Hans Sachs (1494 — 1576), vielleicht neben dem Spanier Lope de Vega der fruchtbarste Dichter, dem auch ein Wieland und Göthe ein Denkmal zu setzen nicht unter ihrer Würde achteten. Andere Dramen, wie z. B. Faust, blieben ungedruckt. Diese dramatischen Versuche scheinen vorbereitet worden zu sein durch die im vierzehnten Jahrhundert sich ausbildenden deutschen Volkslieder, welche sich durch ihre Mannigfaltigkeit an Stoff, — indem sie sich auf alle Stände, Stimmungen Situationen des damaligen Lebens beziehen, ferner durch ihren sinnlich handelnden Charakter und ihre ungezügelte Freiheit, Frische und Munterkeit auszeichnen, und eine in dieser Art neue Erscheinung darbieten. Sie sind jedoch, wie auch andere lyrische Gedichte, z. B. die trefflichen Kriegslieder eines Veit Weber (1476) nicht immer Product der Meistersänger. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte war das Singen und Musciren dem deutschen Volke Bedürfnis geworden, dies erzeugte eine in allen Klassen verbreitete Volkspoesie, welche auch den geistlosen, handwerkmäßigen Meistersänger

gewissermaßen verdrängte. Im siebzehnten Jahrhunderte schadete ihnen die wachsende Gelehrsamkeit und der Sinn des Wohlstandes. In diesem Zeitraume (fünfzehntes und sechszehntes Jahrhunderte) fangen auch die epischen Gedichte an, allegorisch und historisch zu werden, (z. B. Melchior Pfingis Leuerdank, welcher Maximilian I. zum Helden hat) und die Form der Prosa anzunehmen, wodurch der jetzt sogenannte Roman vorbereitet wurde; — aus den größeren romantischen Gedichten hatten sich früher schon kleinere, als Romanzen und Balladen, abgesondert. Aus den ersteren entstanden die deutschen Volksbücher, die Melusine, Magelone und viele andere, welche bis auf heutige Zeit das Volk ergötzt haben; unter ihnen sind auch einige Originale, wie der berühmte Till Eulenspiegel. Groß wie ein Heros steht der kräftige Luther in diesem Zeitraum als religiöser Sänger da, „dessen Worte Schlachten sind.“ Eine neue Zeit begann, als die romantische verschwand, und mit ihr beginnt:

II) die neuere Poesie, an deren Spitze ein achtungswürdiger Deutscher, Martin Opitz von Boberfeld (geb. zu Bunzlau 1597, starb 1639) mit seiner sogenannten schlesischen Dichterschule steht. Die Zeit des Epos war dahin, und selbst das Nationalepos der Deutschen ziemlich vergessen, seit das öffentliche und das bürgerliche Leben sich im entschiedensten Gegensatze entwickelte. Die Wissenschaften, befruchtet durch die Literatur des Alterthums, fingen an sich auszubilden: sonach war der Dichter auf lyrische Darstellung fast beschränkt, und die Gelehrten deuteten hin auf die Muster des Alterthums. Die Deutschen fingen nun an, nach klassischen Mustern, oder solchen, die man dafür hielt, zu dichten, bis diese Nachahmung auf die Nachahmung der Nachahmer herabsank, und die Gallomanie die deutsche Poesie in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in ihrer

tiefften Erniedrigung zeigt. In diesem Zeitabschnitte finden wir mehre Deutsche, welche in lateinischer Sprache dichteten, als deutsche Sänger, ja viele verloren wohl ihr poetisches Talent an diese, wie ein Jac. Balde (1603—1662). Dazu kam, daß der Geist des Alterthums noch nicht allseitig gefaßt war, daß die wichtigsten politischen und religiösen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit von der Poesie oft abwendeten, und wir können uns erklären, warum die deutsche Poesie und Literatur am Ende dieses Zeitabschnittes von ihrem hohem Bestreben zurückgesunken war. Auch Opiz ahmte die Werke der Alten nach (er übersetzte auch zuerst des Sophokles Antigone in deutsche Verse, und bediente sich glücklich der metrischen Formen der südlichen Poesie), aber sein poetisches Talent war noch reich genug, um durch das Eigenthümliche die deutsche Poesie zu beleben und zu bereichern. Dagegen können wir ihn nicht von einseitigen moralischen Tendenzen frei sprechen; aber seine religiöse Kraft ist erhebend und stärkend. Seine lyrischen Gedichte sind das Trefflichste. Zu seinen geistreichen Nachfolgern, worunter viele religiöse Liederdichter bekannt sind, gehören A. Tscherning (1611—1639), P. Gerhard (1606—1676), F. v. Logau (1616—1664), A. Gryphius (1616—1664), Dietrich v. d. Werder (welcher auch den Ariost und Tasso übersetzte), und sein Freund Jul. Wilh. Zinkgraf (1591—1635). Nicht zu dieser schlesischen Schule gehören Georg Rudolph Weckherlin (geb zu Stuttgart 1587), ein Mann von groser poetischer Phantasie; der berhmete Paul Fleming (1606—1640), der durch poetische Kraft und Kühnheit Opiz noch hinter sich läßt, und als eine seltene Erscheinung dieses Zeitraums dasteht; sein Freund Adam Olearius, der auch aus dem Persischen übersetzte, der treffliche Simon Dach, Johann Rist (1607—1667), der originelle Georg Phil. Harddrffer,

Stifter des Blumenhirtenordens. Ueberhaupt fallen in diese Zeit eine Menge poetischer Gesellschaften, z. B. die fruchtbringende, welche 1616 vom Fürsten Ludwig von Anhalt gestiftet wurde, und noch jetzt dem Namen nach existirt und, deren Dasein das gemeinschaftliche Streben nach einem festen Mittelpunkte in der Poesie und Sprache bewährt. Doch arteten viele in kleinliche Correctheit und Affectation aus. Mit dem Verlust der politischen Bedeutung Deutschlands, welche seit dem 30jahrigen Kampfe durch Frankreichs Uebergewicht nieder sank, sank auch die deutsche Poesie wieder herab. Man strebte, die deutsche Poesie nun durch affectirte Nachahmung der Ausländer auszubilden, dies geschah vorzüglich durch Ch. Hoffmann v. Hoffmannswaldau (geb. zu Breslau, 1618—1679), einen wigigen, aber genthlosen Dichter, der den Geschmack des Guarini und Marino in die deutsche Literatur einzuführen suchte. Er ward von seinen Zeitgenossen angestaunt. Aber jetzt war die Dichtung schon zu einem losen Schmucke, zu einer lügenhaften Maske herabgesunken, sie bestand in einem schwulstigen Bilderborgen und Hachschen, um die Unwahrheit des Gemüths zu verbergen, und an die Stelle der Empfindung sollte eine unerträgliche, sliche Empfindelei treten. In diesen verkehrten Richtungen ging auch das große Dichtertalent eines Dan. Caspar von Lohenslein (1635 bis 1683) unter. Doch kann man ihm Feuer und Originalität in Behandlung seiner Muttersprache bei aller Ueberladung, Schwulst, rednerischer Antithesen-sucht und Sophistik nicht absprechen. Hätte es zu seiner Zeit in Deutschland eine Bühne gegeben, so wäre wahrscheinlich auch sein dramatisches Talent auf einem richtigeren Wege ausgebildet worden. Sein Roman Arminius und Thunelba, auf patriotische Ideen aufgebaut, vereinigte die seltenste Kraft und die kräftigsten Ausartungen eines in fremdem Schein befangenen

Zeitalters. Seine Nachahmer zerfielen in Bombast, Schwulst und klägliche Empfindlei, z. B. Heinrich Anselm v. Biegler (1663—1697), Verfasser der asiatischen Banise, Barthold Feind u. A. Das vorzüglichste was in diesem Zeitraum die Poesie hervorbrachte, waren noch die geistlichen Lieder, welche wir mehren der oben angeführten Dichter verdanken. Diese Gestalt oder Umgestalt der Poesie dauerte bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts. Einige, wie Wenike, bekämpften diese Schwulst durch Wige. Statt dieser sehen wir nun eine wässerige und platte Gelegenheitspoesie auftreten, und es ist nur aus der einseitigen Richtung, welche die Verstandescultur der Deutschen in diesem Zeiträume nahm, zu erklären, wie man an einem Freiherrn v. Kanitz (1654—1699), Neukirch, Günther, Besser u. Geschmack finden konnte. Bald jedoch zeigte sich das Unbefriedigende der bisherigen Poesie durch einen mit großer Festigkeit lange Zeit hindurch geführten Streit zwischen Gottsched, welcher nebst seinem zahlreichen Anhangen den durch französische Poesie bewährten Geschmack und die Tugend der Korrektheit empfahl, und durch den Schweizer Bodmer (der auch späterhin einige unglückliche poetische Versuche machte), und Breitinger, welche Ditz und seine Nachfolger lobpriesen.

Durch die Bestrebungen dieser letztgenannten Dichter, welche wir als die ersten Begründer der dritten und letzten Periode der deutschen Poesie ansehen dürfen, war ganz besonders auf das Denken gewirkt worden, das sich nunmehr als Gegensatz zu der bisher erfolgten phantastischen Richtung geltend machte. So sehen wir zu Anfang dieser Periode sich besonders die Poesie des Verstandes entwickeln und den Grundsatz aufgestellt, daß die wahre Bestimmung, der eigentlichste Zweck der Poesie darin bestehen, in Form von Versen moralische Lehren zu geben und so sehen wir die didaktische Poesie in jener

Zeit angebaut und die bedeutendsten dichterischen Erscheinungen aus dieser Epoche sind Lehrgedichte. In das Lehrgedicht war so sehr durch Zeit bedingt und aus ihr hervorgegangen, daß alle dichterischen Kompositionen, selbst die lyrischen diesen Charakter an sich tragen und Gedichte dieser Gattung vor allen andern bevorzugt wurden.

Unter denjenigen Dichtern, die sich besonders in dieser Gattung der Poesie auszeichneten sind hier: Haller, Kreuz, Witthof und Uz zu erwähnen, und mit dem erstgenannten beginnt eine andere frisch und lebendig emporblühende Periode der deutschen Dichtkunst.

Vereinzelt, wie zwei himmelanstrebende Bergspitzen, die sich hoch empor über das niedere Gebirge erheben, mit granitem Fuß tief in der Erde wurzelnd, und die Stirn kühn in die Wolken erhebend, hoch empor in das Licht, während da unten noch Alles in Nebel und Finsterniß gehüllt ist, so ragen auch aus der Masse der theils schon erwähnten, theils nicht erwähnten Dichter jener Zeit zwei hervor, die allerdings so groß und vereinzelt dastehen, daß sie nicht nur nirgends in eine Klasse mit jenen zu bringen sind, sondern diese Stellung auch ewig und immer behaupten werden, so lange es noch deutsche Sprache und deutsche Dichtkunst überhaupt geben wird. — Diese Männer sind Friedrich Gottlob Klopstock und Gottfried Ephraim Lessing.

Die sächsische Schule war bei allen ihren Bestrebungen, selbst in ihren gelungensten Erzeugnissen doch immer nur eine Fortsetzung Gottsched's, den sie höchstens durch geschmackvolleres Aufgreifen des Fremden, nicht Aneigenen, — nur der ächte Dichtergeist Hagedorn's vermochte dies — übertraf; ihr Weg hätte nie zu einem Ziele geführt, weil ihre Dichtungen nicht aus der wahren Quelle aller Poesie flossen. Obgleich an die meisten Dichter der sächsischen Schule durch die engsten Bänden

inniger, ja zärtlicher Freundschaft geknüpft und mit Wärme an ihren Bestreben Antheil nehmend, schloß sich Klopstock in literarischer Beziehung doch bald von ihnen ab; er schlug eine Bahn ein, welche die Entwicklung der deutschen Poesie mächtig beförderte. Um die deutsche Poesie für alle Zeiten von jeder Abhängigkeit zu befreien, mußte Klopstock Sprache und Gehalt umschaffen. Was er in erster Beziehung gethan hat, ist unermesslich. Der didaktischen Breite gegenüber, die sich im geistreichen Spiele des Witzes gefiel, gab er dem Ausdruck Kürze, Gebrängtheit, Kraft und Kühnheit, er drang in die Geheimnisse der Sprachbildung und überraschte seine Zeitgenossen durch eine Menge neuer, aber natürlicher Wortschöpfungen, so wie durch den freien Schwung seiner Wortfolge. Weil er die geschwähige Weiterschweifigkeit seiner Zeitgenossen hauptsächlich dem Reim zuschrieb, warf er denselben weg und suchte die metrische Kunst der Griechen und Römer auch in unsere Sprache zu verpflanzen. Wenn auch schon vor ihm Versuche gemacht worden waren, die altklassischen Sylbenmaße nachzuahmen, so waren diese Versuche doch vereinzelt geblieben, ohne sich eines bleibenden Erfolgs zu erfreuen; Klopstock allein gebührt der Ruhm, unserer Poesie eine Darstellungsform eröffnet und für immer gesichert zu haben, die bei ihrem unerschöpflichen Reichthum an Wohlklang dem Charakter unserer Sprache so sehr entspricht. Freilich ist er selbst in der Behandlung der antiken Versmaße nicht eben so sehr glücklich gewesen, weil er die deutsche Sprache gleich der griechischen quantitativ behandelte und die Gesetze der Betonung mißkannte; desto glücklicher war er in der Anwendung, denn gerade weil man von der innersten Natur der Poesie keinen Begriff hatte, gerade weil man sie nur in der äußeren Gestalt suchte, hatte sich der Reim unentbehrlich gemacht. Obgleich er ziemlich roh behan-

delt wurde, weswegen die Dichter jener Zeiten so oft über die Unbiegsamkeit der deutschen Sprache jammern und den Reichthum, den die französische in ihren Reimen darbietet, zugleich bewundern und beneiden, gab er doch dem Gedichte eine gewisse poetische Färbung, die der Auffassung so sehr mangelte. Klopstock erkannte, daß der Reim nur ein trügerisches Hülfsmittel sei, daß er den Mangel an poetischen Gehalt zu verdecken strebe; er warf ihn daher unbedingt weg und zwar mit Recht, weil alle Gattungen der Poesie, die er bearbeitete, des Reims nicht bedurften.

Daß aber Klopstock die eigentliche Bedeutung des Reims wirklich nicht erkannt hatte, geht daraus deutlich genug hervor, daß er ihn gänzlich verwarf, selbst da verwarf, wo er, obgleich widerwillig, von der Nothwendigkeit gezwungen, ihn gebrauchte, im Kirchenliede; aber es hatte ihn doch ein richtiges Gefühl geleitet, als er ihn im Epos und in der höhern Lyrik mit den antiken Sylbenmaßen vertauschte, welche deren fortschreitender Bewegung schon deshalb angemessen sind, weil sie selbst auf Bewegung, dem Rhythmus, beruhen.

So wie nun Klopstock der deutschen Lyrik zu einem selbstständigen und entschiedenen nationalen Bewußtsein verholfen hatte, so that Lessing das Gleiche für das deutsche Drama.

Die Carnevals-Nummereien gaben wohl die nächste Veranlassung zu Marionettenspielen, die aus dem Stegerelz ohne weitere theatralische Vorrichtung aufgeführt worden. Biblische Geschichten, dramatisch dargestellt (Mysterien genannt), und sogenannte Moralitäten waren die ersten Schauspiele, welche vorzüglich in den Klöstern aufgeführt wurden. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden dergleichen, besonders komischen Inhalts, von Hans Rosenplüt (die ersten Fastnachtsspiele, welche gedruckt wurden), im

sechszehnten von dem fruchtbaren Hans Sachs und Myrer und Anderen gedichtet, und wahrscheinlich von Liebhabern oder von herum ziehenden Fastnachts-Spielern (etwas Aehnliches waren die sogenannten Spruchspracher zur Zeit der Meisterfänger), vorzüglich in den Reichstädten dargestellt. Sie waren derb und unausgebildet, aber kräftig, lustig, schlicht und deutsch gedichtet. Ihre Darstellung auf Bühnen mochte diesem Charakter angemessen sein, die Uebersetzungen der Alten, z. B. des Terenz, welche in diese Zeiten fallen, wirkten auf das Volk nicht und scheinen auch nicht aufgeführt worden zu sein. Mimische Belustigungen dauerten neben den Schauspielen fort. Im siebzehnten Jahrhundert machte das deutsche Theater keine bedeutende Fortschritte. Uebersetzungen bildeten nur die Dichter und gaben den Schauspielen einen etwas regelmäßigen Zusammenhang. Nach dem bekannten Martin Opitz, der auch der italienischen Oper einige Singspiele nachbildete, wurden die sogenannten Singkomödien und singende Possenspiele häufiger. Im Anfange jenes Jahrhunderts finden wir Schauspieler-Gesellschaften unter Anführung von Principalen, welche die Fastnachtsspiele und geistliche Komödien durch Vorstellungen übersetzter Stücke zu verdrängen suchten; denn Originalstücke gab es außer jenen nicht und das fremde Theater war schon ausgebildeter als das deutsche, und diese Schauspieler-Gesellschaften nahmen immer mehr Zunftmäßiges an. Durch Uebersetzungen des Guarini kamen nun die sogenannten Schäferdramen (Schäferereien, auch Waldkomödien oder Waldgedichte genannt) in Deutschland auf. Ad. Gryphius (geb. zu Großglogau 1616, gest. 1664), der um die Mitte dieses Jahrhunderts blühte, arbeitete und bearbeitete viele Stücke für das Theater. Sie verlieren sich zwar oft in Schwulst, doch sind sie voll Phantasie und

haben in der Charakterzeichnung einiges Verdienst. Lohensteins Dramen waren wegen ihres langweiligen Bombastis eben so wenig für das Theater geeignet; doch fanden sie großen Beifall und ihr Ton, der Ton affectirter Erhabenheit, nahm auf der Bühne zum großen Schaden des deutschen Theaters bald überhand. Dadurch entstanden die marktjreierisch sogenannten Haupt- und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen französischer und spanischer Trauerspiele, mit schwülstigem Pathos ausgestattet und eben so mit vieler Anstrengung der Lungen und Hände, vielem Aufwande von Goldpapier und Füllterstaat, aufgeführt, wobei ein Paar schwarzsammtne Hosen dem Schauspieler ein unentbehrliches Requisit waren, im Ganzen schlechte Nachahmungen der gebildeten französischen Bühne. Iffland schilderte die Bühne dieser Zeit sehr launig in seinem Aufsatze: „über den Vortrag in der höheren Tragödie (Almanach für Theater u. auf das Jahr 1807). Von der Declamation der Schauspieler in diesen Staatsactionen sagt er: „sie nahmen den Mund so voll, daß kein Wort herauskommen konnte, wie bei anderen Menschen, und ihre Blicke schwebten stets in den Wolken. Jemehr die Gesellschaft dem Schauspieler die bürgerlichen Rechte versagte, desto stolzer trug er sein Haupt, ein Johannes ohne Land. Im gemeinen Leben erschienen sie selten ohne Degen. Als assyrische oder griechische Helden verbanden sie in ihrem Anzug und Wesen die Gegenwart mit der Vergangenheit u. In diesen Staatsactionen mußte übrigens in der Regel auch eine lustige Person unter dem Namen Courtisen, späterhin Püchelhäring, vorkommen, so wenig konnten die Deutschen ihren natürlichen Geschmack bei dieser langweiligen Lustbarkeit verläugnen. Schon im Jahre 1669 wurde eine Uebersetzung des Polyeuct von Corneille gedruckt und von einer wandernden Gesellschaft unter einem gewissen

Magister Veltheim, der auch nebenbei noch Ballets und italienische Burlesken aus dem Stegereise aufführen ließ, aufs Theater gebracht. Anderntheils wurden Moliere's Lustspiele häufig übersezt und aufgeführt, die Schauspieler aber konnten ihre Kunst theils wegen jener herrschenden Verwirrungen der Dichter, theils weil sie noch lange Zeit für unehrlich gehalten wurden, und das Theater mit der Geislichkeit im Kampfe stand, noch nicht mit Freiheit ausbilden. Doch fanden sie auch ihre Gönner und Vertheidiger; die Gesellschaften vermehrten sich zusehends, und es entstanden bestimmtere Rollenfächer. In den ersten 50 Jahren des achtzehnten Jahrhunderts waren jene Staatsactionen und Opern (wie sie z. B. der fruchtbare Hunold unter den Namen Menander schrieb), nebst den ertemporirten Komödien, die jedoch wegen ihrer Freiheit nicht selten größern Werth als jene haben mochten, auf den deutschen wandernden Theatern herrschend. In Wien, wo bisher nur Italiener gespielt hatten, führte zuerst ein gewisser Stranitzky 1708 ein deutsches Schauspiel ein; er bediente sich dabei des drolligen bairischen und salzburgischen Dialects, und verwandelte den italienischen Harlekin in den deutschen Handwurst, der, wie das Lustspiel überhaupt, hier vorzügliche Aufnahme fand. Berühmt ist in der Geschichte des deutschen Theaters Johanna Steubner, geb. Weissenborn, welche zugleich Principalin einer der besten damaligen Gesellschaften, Schauspielerin und (mittelmäßige) Uebersetzerin war. Sie spielte zuerst in Weissenfels und Leipzig, nachher in Hamburg und allen Gegenden Deutschlands. Auf sie hatte zuerst der Professor Gottsched in Leipzig großen Einfluß. Dieser veranlaßte sie vorzüglich seine und seiner Freunde französische Uebersetzungen, so wie sein Nachwerk, den sterbenden Cato, zu spielen, und gab sich überhaupt große Mühe, an die Stelle des bisher herrschenden

frampfhaften Schwulstes eine glatte Correctheit einzuführen. Vom Nationalschauspiel konnte bei so gänzlichem Mangel an Originalität nicht die Rede sein. Auch die Spuren ächtkomischer Kraft hätte er mit dem zu Leipzig (1737) feierlich zu Grabe getragenen Handwurst gern ausgetilgt, wenn dieser nicht dem pedantischen Ernst zum Troß in immer neuen Gestalten wieder entstanden wäre, und selbst späterhin (wie Justus Möser) manchen geistvollen Apologeten gefunden hätte. Zwar traten auch einige geistvolle Dichter auf, wie Elias Schlegel, in seinem Herrmann, und mehren Lustspielen, Gellert, Cronegl, Krüger, Kancmus. Doch rissen sie sich nie ganz von dem französischen Geschmack los. — So z. B. Gellert in seinen Schauspielen. In dieser Zeit nun trat Lessing auf. In seinen ersten Versuchen erscheint er allerdings auch noch auf dieser untergeordneten Stufe der Nachahmung, aber ein Geist wie der seine konnte die ihm in solcher Weise überlieferten Fesseln nicht lange ertragen.

Von Shakspeare angeregt, der gerade damals anfing, in Deutschland bekannt zu werden, wendete er seinen gewaltigen, das Höchste wie das Kleinste umfassenden Forscherblick auf das Drama, und er bemerkte bald, wie beschränkt und irrig die bisherige Ansicht gewesen war. Durch seine eigenen Schöpfungen, so wie durch seine kritischen Bemühungen (Hamburgische Dramaturgie) hat er zuerst in Deutschland das Wesen und die Natur der dramatischen Poesie festgestellt, und es ist nicht zu läugnen, daß, wenn dieselbe zur hohen Blüthe gedieh, dies zunächst seinen Forschungen und seinem Vorgange zu verdanken ist. Denn selbst Göthe hat die französische Anschauungsweise erst verlassen und in seinem Götz von Berlichingen eine freiere Bahn eingeschlagen, als Lessing mit seinen Forschungen hervorgetreten war.

Klopstocks Größe konnte, so bedeutend sie

auch ist, leichter ergriffen werden, da sie auf Einen Punkt sich vereinigte; nicht so verhält es sich mit Lessing, der, ein wahrer Proteus, in den mannigfaltigsten Gestaltungen erscheint, in den verschiedensten Bestrebungen sich bewegt und in allen zur höchsten Höhe gelangt. Lessing ist Einer von den wenigen Menschen, die Jedem Bewunderung und Liebe abzwängen, weil ihrer Größe sittliche Schönheit zu Grunde liegt. Er war ein vollendeter, großer Mensch, eine von den seltenen Erscheinungen, in welcher sich die Großartigkeit des Charakters mit der Großartigkeit des Geistes in hoher Vollkommenheit vereinigt finden. Daher war er Groß in Allem was er unternahm, er wäre in Allem groß geworden, was er auch hätte unternehmen wollen; denn die Größe seines Geistes bestand eben darin, daß er sich selbst diejenigen besondern Talente dienstbar machen konnte, die nicht ursprünglich in ihm lagen. Er hat selbst behauptet, er sei kein Dichter; man hat gesucht, dieses Bekenntniß als die Wirkung einer melancholischen Stimmung darzustellen, in welcher er das Geleistete mit dem Ideale seiner Bestrebungen verglichen, und gefunden habe, daß er in seinen Leistungen unter demselben geblieben sei. Aber Lessing war nicht der Mann, sich von melancholischen Stimmungen hinreißen zu lassen; er war aber ganz der Mann zu wissen, was ein Dichter sei, ganz der Mann, sich selbst zu verstehen. Als er jenes Wort aussprach, hatte er vollkommen recht, er war kein Dichter, mit der eingebornen, lebendigen Quelle, die durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt. Und dennoch hat er Meisterstücke in mehren Gattungen der Poesie geschaffen. So hatte er wahrscheinlich auch kein angebornes Talent zur Malerei, ein solches Talent, wie Raphael es besaß, von dem man geistreich sagt, er wäre der größte Maler geworden, auch wenn er ohne Hände geboren

wäre; aber Lessing hätte auch als Maler Meisterstücke hervorgebracht, wenn er gewollt hätte.

Wie die Lyrik durch Klopstock, das Drama durch Lessing fortgeführt oder vielmehr gänzlich umgestaltet wurde, so wurde der epische Poesie durch Wieland eine neue Bahn geöffnet. Zwar hatte das Epos schon vielfache, talentvolle Bearbeiter gefunden; aber theils hatten sich dieselben über die engen Grenzen des komischen Heldengedichts nicht erheben können, wie Zacharia, theils hatten sie Stoffe gewählt, die der epischen Auffassung, ja überhaupt der dichterischen Behandlung widerstrebten, wie Bodmer und viele Andere. In Nachahmung Klopstocks hatte auch Wieland bei seinem ersten Auftreten das Epos im religiösen Sinne aufgefaßt (der geprüfte Abraham); aber seine ächt poetische Natur konnte diese Verirrung nicht lange ertragen, die doch nur eine Folge seines längeren Zusammenlebens mit Bodmer gewesen war. Mit aller jugendlichen Schwärmerei, deren sein poetisches Naturell fähig war, hatte er damals seines älteren Freundes finstere Religiosität in sich aufgenommen, und sie sogar mit Uebermuth Anderen aufzubringen gesucht; aber als eine freiere Lebensanschauung ihm die Nichtigkeit jener orthodoxen Bestrebungen entdeckte, riß er sich nicht allein von denselben los, er trat ihnen sogar feindlich entgegen, und gerieth in entgegen gesetzte Extreme. Daher schloß er sich zunächst wieder an die Franzosen an, deren lebensfrohe und lebensgewandte Darstellung seiner neuen Richtung mehr zusagten.

Das Bestreben dieser drei großen Männer hatte zunächst die Folge, daß man die Sprache, die man bis dahin mehr oder weniger immer als ein Hinderniß größerer poetischer Ausbildung angesehen hatte, schätzen, ja bewundern lernte. Sie hatte unter den Händen jener großen Meister eine so ganz andere Gestalt gewonnen, sie war so kräftig und zugleich so

biegsam geworden, sie hatte mit einem Worte so viele bis dahin unbekannte Reize entwickelt, daß nicht nur Alles darob in Bewunderung ausbrach, sondern jeder selbst sein Glück in der Behandlung der liebgewordenen Muttersprache versuchen wollte. — Es war zum großen Theil nicht ein innerer poetischer Drang, der den Dichtern jener Zeit Poesien entlockte, sondern vielmehr nur die jugendliche Freude, in der Sprache Klopstocks oder Lessings schreiben zu können, und da man vorzüglich die geschmeidige Biegsamkeit, mit welcher die Sprache jedem Bedürfnisse der Darstellung entgegen kam, bewunderte, so suchte man diese Eigenthümlichkeit in ihrem ganzen Glanze zu zeigen; man bestrebte sich, durch die That nachzuweisen, daß die Deutschen mit ihrer unvergleichlichen Sprache alle Dichtungsformen der alten und modernen Literatur nachbilden, ja sich aneignen konnten.

Dies Bestreben der Zeit machte sich besonders unter denjenigen Dichtern bemerkbar, die unter den Namen der Hallischen oder Preussischen Dichterschule bekannt sind. Die diesem Verbands angehörigen Dichter hatten sich größtentheils auf der Universität Halle zusammen gefunden, und unter ihnen sind es besonders Gleim, Götz, Ullrich, Weiße, Jakobi, Schmidt und Gerstenberg die hier zu erwähnen sind, besonders war es Anakreon, den Götz und Ullrich späterhin übersetzten, der ihnen zum Vorbild diente. Aber hiermit nicht zufrieden versuchte man auch die übrigen griechischen Dichter nachzuahmen, und noch dazu durch die kriegerischen Ereignisse der Zeit angeregt, versuchte sich zunächst Gleim in Nachbildungen des Tyrtaus, dessen Beinamen er auch von seinen Zeitgenossen, wenn auch ziemlich in unverdienter Weise erhielt. Nächst ihm sind hier noch Weiße, Gerstenberg und Lavater zu erwähnen, die indessen bereits schon an den betreffenden Stellen unseres Werkes genannt sind.

Auch Kretschmann und Denis gehören hier-

her, und von ihnen besonders stammt jene Gattung der Poesie her, welche unter dem Namen der Bardiete bekannt ist, und auch hier ist wieder Klopstock als der erste Begründer dieser, jener Zeit eigenthümlichen Dichtungsform anzusehen, die er selbst folgendermaßen definiert: „Es sind Gedichte, deren Inhalt aus der Zeit der Barden, und deren Bildung so sein muß, als wenn sie es wären. Der Bardiet nimmt die Charaktere und die vornehmsten Theile des Plans aus der Geschichte unserer Vorfahren; in den hinzugekommenen Dichtungen muß er jener Geschichte nicht widersprechen, dem alten Kostüm überall gemäß und nie ganz ohne Gesang sein. Aus jener Zeit stammen auch die ersten Versuche der deutschen Poesie, die horazische Ode uns zu übertragen und besonders war Ullrich der erste, welcher die Ode im Geiste des römischen Dichters auffaßte; aber hierbei war er von bloßer Nachahmung weit entfernt. Seine Oden tragen alle den Stempel seiner Eigenthümlichkeit; sie sind der treueste Abdruck seines ernsten, nach Wahrheit und hoher Sittlichkeit strebenden Geistes; in allen zeigt sich eine Größe der Gesinnung, eine Begeisterung für die edelsten Verhältnisse des Lebens, die uns den Dichter lieb und theuer machen.

Die eigentliche Nachahmung des Horaz beginnt indessen erst mit Ramler, der den römischen Dichter auch zuerst nicht ohne Glück übersetzte. Seine Nachahmungen sind aber so frei, als es eine Nachahmung überhaupt nur sein kann; denn Ramler war es nicht sowohl darum zu thun, die poetischen Ideen wieder zu geben, die er bei seinem Vorbilde fand, oder die äußere Gestalt der römischen Oden nachzubilden, als vielmehr die kunstvollendete Schönheit derselben seinen eigenen Gedichten aufzuprägen. Zunächst war es also die geistreiche Composition der Horazischen Oden, die er zu erreichen strebte, so wie dann auch die poetische Schönheit der Ausführung mit ihren edlen und wirksamen

Bildern, mit ihrer freien und geistvollen Wendung, mit der überlegten Wahl des Ausdrucks. Beinahe alle Oden Ramlers sind nach dem Muster irgend einer Horazischen gedichtet, und sie stellen sich insofern allerdings als Copien dar; aber es sind Copien eines Kunstkenners, der eben so leicht, ja vielleicht noch leichter, eigene Schöpfungen hätte hervorbringen können. Weil aber bei Ramlers Alles durchdacht und überlegt, weil der ganze Plan seiner Gedichte wie das geringste Detail in demselben das Ergebniß eines rastlosen, ernstern Studiums der Kunst ist, weil in seinen Oden somit eine ganze Theorie derselben verborgen liegt, so ist kaum ein älterer Dichter geeigneter, die Aufmerksamkeit der Kunstjünger auf sich zu ziehen, als er.

Auch von einigen Oesterreichischen Dichtern wurde die Ode nicht ohne Glück behandelt, und unter diesen sind es besonders Denis, Maffalier, welche den ersten Rang einnehmen.

Derselbe Grund nun, der die Dichter jener Zeit veranlaßte, die gute deutsche Sprache in die Zwangsjacke des engsten Rhythmus hineinzupressen, gab auch die Veranlassung zur Nachbildung der Dithyramben. Ohne daran zu denken, daß eine Dichtungsart wie diese, unter ganz andern Verhältnissen, andern Sitten und in dem Glauben und der Begeisterung an andere Götter gedichtet wurde, — ob auch gleich wir nicht einmal über die Form desselben etwas wissen, da keine derselben sich uns erhalten hat, und uns keine andere Definition gekommen ist, als daß es Lobgesänge zur Ehre der Götter waren, die besonders an dem Bacchusfeste gesungen wurden, so wollten doch die guten Deutschen auch ihre Dithyramben haben, und wenn irgend ein Dichter jener Zeit etwas darin leistete, so war es Willamow, den wir bereits an der betreffenden Stelle unsers Werkes als Fabeldichter erwähnt haben. Auch Johann Heinrich

Voss, versuchte sich mit noch größerem Glück als jener in dieser Dichtung.

Ebenso wurde auch die Kantate*) und zwar

*) Die Kantate hat sich ursprünglich aus dem Madrigal entwickelt, der sich wegen seiner freieren Bewegung am leichtesten zu musikalischen Compositionen eignet. Als aber in Italien das musikalische Leben immer reger wurde, konnte auch der Madrigal in seiner ersten Einfachheit nicht mehr genügen; man bildete ihn daher nach den musikalischen Bedürfnissen weiter aus, und so entstand diejenige Form, welche wahrscheinlich erst seit dem siebenzehnten Jahrhundert allgemein den Namen Kantate erhielt. Diese ist ursprünglich lyrischer Natur; denn es werden in ihr Gefühle und Empfindungen dargestellt, die um so mehr von aller objectiven Anschauung frei sein müssen, als sie sich mit der Welt der Töne vermählen sollen. Da aber dem Tonkünstler Gelegenheit gegeben werden soll, die mannigfaltigsten Tonverbindungen anzubringen, so konnte die Kantate nicht dabei stehen bleiben, wie das Lied, ein einziges Gefühl darzustellen, da auf diese Weise nur eine einzige, immer wiederkehrende Melodie möglich gewesen wäre. Man mußte vielmehr darnach streben, in dem einen Gedächte eine größere Mannigfaltigkeit von Empfindungen zu verbinden. Dadurch war aber schon ein gewisses, der Lyrik unbekanntes Fortschreiten nothwendig gemacht, welches unmittelbar zur dramatischen Entwicklung führen mußte. Auf diese Weise wurde die Kantate die Darstellung einer Reihe von Empfindungen, welche irgend eine Person vermöge der wechselnden Situationen, in denen sie sich nach und nach befand, bald schwächer, bald stärker bewegten, oder sie wurde der Ausdruck der verschiedenen Gefühle verschiedener Personen, die durch ein dieselben mehr oder weniger betreffendes äußeres Ereigniß hervorgerufen wurden; d. h. die Kantate bildete sich aus, entweder als Monolog oder als Dialog. Daraus folgt allerdings, daß der Kantate eine Handlung zum Grunde liegt, daß sich in ihr eine Reihe von Vorgängen entwickelt, die sämmtlich nach Einem und demselben Ziele streben. Aber die Handlung in einer Kantate muß höchst einfach sein. Die Vorgänge müssen mehr aus den dargestellten, durch sie hervorgerufenen Gefühlen hervorgehen, als von den Personen erzählt

besonders durch Kammeler, Gerstenberg und auch Herder angebaut, und wenn wir noch bei dieser Gelegenheit der Idylle erwähnen, welche Dichtungsart, besonders durch Gessner, Bronner und Ewald von Kleist mit vielem Glück behandelt wurde, so wären wir mit dem Schaffen der preussischen Dichterschule zu Ende, besonders da wir an dem betreffenden Orte über die deutschen Fabeldichter ausführlich gesprochen haben, welche ebenfalls dieser Zeitperiode angehören.

Aus der didactischen Poesie, welcher Gattung wohl alle die erwähnten Dichtungsarten zuzuzählen sind, wenigstens in der Art und Weise, wie wir dieselben auftreten sehen, bildete sich ganz durch Wieland, erst besonders aber durch Herder die Allegorie heraus, der wir

oder gehandelt werden: denn die Kantate darf ihren lyrischen Charakter auf keine Weise verlieren. Doch war es unvermeidlich, daß nicht in einigen Stellen das dramatische Element lebendiger hervortrat, als in andern. Denjenigen Theil der Kantate nun, dessen Inhalt erzählend oder beschreibend ist, nennt man das Rezitativ. Es bildet den wesentlichsten Theil der Kantate, und wird auf eigene Weise, die das Mittel zwischen Gesang und Deklamation hält, vorgetragen, daraus geht schon hervor, daß der Ton im Rezitativ ruhiger ist, als in den übrigen Theilen der Kantate, das Sylbenmaaß ist ungleich und nach den Bedürfnissen wechselnd, so auch der Reim, der auch übrigens gänzlich fehlen kann. In denjenigen Stellen aber, die rein lyrischer Natur sind, sucht die Sprache sich den musikalischen Bedürfnissen möglichst anzunähern; sie strebt nach Wohlklang und schöner Gestaltung; daher tritt, wie im Liede, der Reim und mit ihm wohl auch eine wiederkehrende Strophenform ein. Diesen Theil der Kantate nennt man Arie. Ist die Arie aber ein Gespräch zwischen zwei oder mehreren Personen, so nennt man sie Duett, Terzett, Quartett, Quintett &c. Wenn endlich ein Gefühl viele oder gar alle in der Kantate vorkommenden Personen durchdringt, und sie sich vereinigen dasselbe auszusprechen, so nennt man dies den Chor.

in ihren verschiedensten Gestaltungen, als Parabel, Paramythie, als Legende, Elegie, Hymne, Epigramm, Spruch oder Gnomie, begegnen. Unter den Dichtern die hier erwähnt werden müssen steht, wie schon gesagt Herder oben an, gewissermaßen der Verkünder einer neuen Zeit für die deutsche Poesie. Nächst ihm sind als Parabeldichter Nicolai noch, und besonders Krummacher zu erwähnen, die alle mehr oder weniger, Herder zum Vorbilde genommen haben. Dasselbe ist auch bei den Legendendichtern der Fall, von denen wir hier Kosgarten und Schubart erwähnen müssen, obgleich auch später Göthe und Uhland mit der ihnen eigenen Meisterschaft Dichtungen dieser Art lieferten.

Als Epigrammen-Dichter finden wir Kästner, Böcking, Lessing und Bürger und mit Nennung dieses letzten Namens sind es die Bestrebungen des Hainbundes (Göttinger Dichterbundes) an welche wir hier uns erinnern müssen. Wir haben indessen über diese Dichterschule bereits an der betreffenden Stelle ausführlich gesprochen und eben so über das unmittelbare hervorgehende Bestreben nach einer volksthümlichen Poesie, welches dadurch noch entschiedener wurde, daß man auch die verschiedenen Dialecte der deutschen Sprache zu bearbeiten suchte, (Gräbel, Usteri u. a. m.)

Alle Bestrebungen und dichterischen Erscheinungen von Haller bis auf Göthe lassen sich also dahin zusammen fassen, daß sie sämmtlich die deutsche Kunst von dem Zwange des Fremden zu befreien, und sie auf ihre nationale Eigenthümlichkeit in Sprache und Anschauung zurückzuführen suchten. Bis auf wenige sind die meisten Dichtungen nicht sowohl ihretwegen selbst da, als vielmehr durch irgend eine Nebenrückicht hervorgerufen, und sie haben eben deshalb alle eine gewisse polemische Richtung und Färbung, auch dann, wenn der Dichter sich dieser nicht bewußt war. So eröffnet Haller der Trivoli-

tät seiner Vorgänger gegen über eine ernstere Gedankenwelt, welche durch die sächsische Schule verbreitet, aber auch oft verwässert wurde: Klopstock begründete eine nationale Sprache und Gesinnung, Lessing brach tieferer Kunstansichten eine erfreuliche Bahn, und Wieland bemühte sich, der Sprache die gefährdete Nüchternheit und Geschwindigkeit zu retten. Die preussischen Dichter faßten diese Bestrebungen zusammen und stellten sie durch allseitige Bemühungen fest. Nun konnte Herder in die Tiefen der poetischen Anschauung selbst dringen, und der schon geübten und gestärkten Sprache und Kunstbildung die eigentlichste Welt der Poesie eröffnen, die sich als Volkspoesie zum Theil im Sainbund abspiegelte, dessen steter Rückblick auf Klopstock die erworbene Nationalität der Sprache und Gesinnung für immer wahren und sichern mußte. Nun war es dem dichterischen Geist erst möglich, sich frei und allseitig zu bewegen. Die Sprache war kräftig, biegsam, umfassend geworden; sie konnte allen poetischen Anforderungen Genüge leisten; die Kunstansichten hatten Sicherheit, größere Bestimmtheit und fortschreitendes Leben erhalten, das jeder Erwartung zugänglich, jeder naturgemäßen Entfaltung fähig war; es hatte sich endlich das Meer des poetischen Aufstehens in seiner unerschöpflichen Tiefe erschlossen, und schien nur auf den Meister zu harren, der es zum Leben erwecke. Dieser Meister war Johann Wolfgang von Goethe, in dessen Erscheinen sich alle diese Bestrebungen der Zeit zu einem harmonischen Ganzen gestalteten. Während einerseits, der Raum eines so bedrängten Auszuges wie der vorliegende es kaum möglich macht alle die Verdienste zu erwähnen welche sich der Altmeister der deutschen Poesie um dieselbe erworben, so haben wir andererseits, bereits schon an den betreffenden Orten ausführlicher seine und seines großen Nebenbuhlers Friedrich von

Schillers Thätigkeit berichtet, und deren vielseitige Wirksamkeit, auf deutsche Poesie und Kunst überhaupt zu erwähnen gesucht. Wir gehen daher gleich zu den Zeitgenossen dieser beiden Coryphäen der deutschen Literatur über, in deren Werken zwar Schillers und Goethes mächtiger Einfluß nicht zu verkennen ist, die aber doch dabei eine für sich bestehende Erscheinung der damaligen Zeit bilden. Fast bei allen von ihnen finden wir eine Vorliebe für Sentimentalität eine Art von beschreibender Poesie, wie dieselbe seit dem preussischen und dem göttinger Dichterbunde nicht wieder aufgetaucht war. Unter ihnen ist es besonders Matthiffon, der schnell berühmte, aber noch schneller vergessene, der an der Spitze derselben steht. In der That ist es ein seltsames Schicksal welches diesen Dichter betroffen. Seine Arbeiten wurden bei ihrem ersten Erscheinen mit den allgemeinsten Beifall aufgenommen, selbst die bedeutendsten Dichter jener Zeit ließen es an Lob und Anerkennung nicht fehlen und jetzt sind sie verschollen und vergessen. Es ist sogar nicht weg zu läugnen daß Matthiffon einen sehr bedeutenden Einfluß auf die damalige Zeit ausübte, daß eine große Zahl damaliger Dichter sich seinen Bestrebungen anschloß. Hierher gehören besonders Salis, Liedge, Louise Brachmann, Mahlmann, Seume, bei welchem letzteren die Sentimentalität allerdings nicht die Oberhand über seine kräftige, nach Freiheit ringende Seele erhalten konnte.

Zwei Umstände waren es nun in jener Zeit die ganz besonders dahin wirkten, der deutschen Poesie eine neue Richtung zu geben, die eine geraume Zeit hindurch alle andern Bestrebungen verdunkelte. Der erste dieser Umstände lag in Entwicklung der Poesie selbst. Wir haben vorher gesagt, daß die weiche, mattherzige Sentimentalität Matthiffons zu großen Ehren gelangt war, daß sie durch ihre ganz äußerliche Po-

litur Alles, selbst die besten unter den Dichtern geblendet hatte. Als der erste Mauth vorüber war, mußte sich eine um desto kräftigere Opposition dagegen heranzubilden, je stärkere Wurzeln sie geschlagen hatte. Um dieselbe Zeit hatten Kogebue und Iffland die Alleinherrschaft des Theaters an sich gerissen, und bei großem Talent doch nur wenig Gutes, wohl aber viel Schlechtes producirt, das um so nachtheiliger wirken mußte, als es sich die Neigung des großen Publikums zu erwerben verstand. Wie das Theater von seiner kaum errungenen Höhe herabsank, wie es gemißbraucht wurde, um die gemeinsten Lebensverhältnisse darzustellen, zeigt uns die treffliche Satyre „Shakspeare's Schatten“ von Schiller. Bei dem großen Einfluß, den das Theater auf die poetische und sittliche Entwicklung eines Volkes hat, galt es, diesem Treiben kräftig entgegen zu wirken, es that um so mehr Noth, als jenen Theaterdichtern, namentlich aber dem Kogebue ein bedeutendes dramatisches Talent nicht abgesprochen werden konnte. Da nun die Kogebue'sche Poesie auf der Darstellung des flachen alltäglichen Lebens beruhte, da seine Dramen mehr oder weniger die höhere Sittlichkeit, den Glauben an das Wahre, die Liebe für das Edle und Gute untergruben, so mußte die ihm entgegentretende Opposition nothwendig an das innere Leben, an die Tiefe des Gemüths appelliren, sie mußte für Religion und Glauben, für Wahrheit und Liebe in die Schranken treten. Und weil Mathisson in seinen Schilderungen, so oft er sich mit der Natur beschäftigte, derselben doch niemals eine höhere Anschauung abgewinnen konnte, da sie ihm vielmehr immer als eine Masse von zwar schönen, aber leblosen, und alles innern Zusammenhangs entbehrenden Erscheinungen sich darstellte, so suchte man im Gegensatz in die geheimnißvollen Tiefen derselben zu dringen und ihren

Geist zu erfassen. Diese Bestrebungen wurden freilich durch die damals sich entwickelnde Naturphilosophie Schelling's mächtig unterstützt.

Der zweite Umstand, welcher zur Ausbildung der romantischen Poesie wesentlich beitrug, liegt in den politischen Verhältnissen der damaligen Zeit. Deutschland war von der französischen Uebermacht erdrückt. In den bessern und kräftigern Naturen weckte die Trauer über das Unglück des Vaterlandes zugleich auch die Sehnsucht nach glücklicheren Zuständen; aber bei der Zerissenheit des Landes, bei der Unmacht der einzelnen Völkerschaften, und der immer mehr steigenden Macht des Feindes konnte die Hoffnung auf eine bessere Zukunft kaum erstehen. Da blieb kein anderes Mittel, als aus dem erdrückenden Leben zu flüchten und ein anderes aufzusuchen, das dem nach Freiheit und Nationalität sich sehnen den Herzen Befriedigung gewähren konnte. Schon vor und durch Lessing war man auf die Herrlichkeit des deutschen Mittelalters aufmerksam geworden, wo Staat, Kirche und Poesie, wie später nie wieder, segensreich emporblühten. Man hatte diese große Zeit in der Folge zwar nie ganz aus den Augen verloren, öfters hatten bedeutende Männer, wie Herder, den Blick dahin gelenkt, aber ohne großen und bleibenden Erfolg. Was die begeisterte Mahnung Herders nicht hatte vollbringen können, das gelang der von Russen eindringenden Noth. Man flüchtete sich zur ehemaligen Herrlichkeit des deutschen Volkes, um in ihr Trost und Stärkung gegen den Druck der Gegenwart zu finden, Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu schöpfen. Nichts war aber geeigneter, die sinkende Poesie zu verjüngen, sie mit neuer Lebenskraft zu erfüllen als der Rückblick in eine Zeit, die in jeder Beziehung so reich an poetischem Leben und die zugleich das Bild selbstständiger und vollkommener Nationalentwicklung gewährt. Klop-

stock hatte, um die Volkshämlichkeit der heimatlichen Kunst zu retten, auf die älteste Geschichte des Volkes zurückgewiesen; da jedoch weder in historischer, noch viel weniger aber in poetischer Beziehung ein fester Standpunkt gewonnen werden konnte, so konnte auch das Resultat den Erwartungen nicht entsprechen. Im Mittelalter dagegen fand man eine unerschöpfliche Fülle von historischem und poetischem Leben, das, in die Gegenwart ausgefüllt, die reichsten Früchte tragen mußte. So richtig die Idee der Romantiker aber auch war, so irrten sie doch darin, daß sie das Wesen von der äußeren Erscheinung nicht trennten. Statt die poetischen Elemente, die sich in jener herrlichen Zeit so reichlich darbieten, auf die Gegenwart zu übertragen, und diese eben dadurch zu beleben, oder auch nur zu erfrischen, gaben sie die Gegenwart ganz auf, und wollten, in die fortschreitende Entwicklung des Lebens verwegen eingreifend, die längst abgestorbene Zeit wieder ins Dasein zurückrufen. Allerdings hatte sich im Mittelalter ein überaus poetisches Leben entwickelt, das, auf Nationalität, Vaterlandsliebe, Religion, Natur und Liebe beruhend, als Ritterthum, Mönchswesen, Herrschaft des Adels und der Geistlichkeit u. s. w. zur Erscheinung gelangt war. Aber die Ideen waren nicht an diese vergänglichen Formen gefesselt, wie die Romantiker wähten; das Höhere, das Geistige allein mußte gerettet, mußte aufgenommen, in die Gegenwart und ihre Erscheinungen übertragen werden. Da die Romantiker dies nicht thaten, da sie ihre Zeit und deren gerechte Anforderungen verkannten, konnten sie auch nicht volkshämlich werden, eben so wenig, ja noch weniger, als Klopstock es jemals werden konnte, welchen übrigens die meisten Dichter der romantischen Schule an poetischem Genie weit übertrafen. Nur so

lange Deutschland unter dem fremden Joch schmachtete, so lange die Gegenwart beengend und drückend auf dem Volke lastete, konnten die Romantiker ihren Irrthum vergessen machen; als aber das Volk die Fesseln des Eroberers zerbrochen hatte, als es in sich die Gewähr einer schöneren Zukunft fand, da verlor die Schule, die immer nur in der abgestorbenen Vergangenheit das Heil der Zukunft erblickte, allen Boden. Denn der Dichter soll wohl über seiner Zeit stehen, aber er darf nimmermehr hinter ihr und ihren begründeten Anforderungen, hinter ihren Fortschritten zurückbleiben. „Fragen wir nun, sagt Mundt in seiner Geschichte der neuern Literatur, wie sich zuerst diese Gesellschaft, welche die romantische Schule genannt worden, zusammen gefunden habe, so stellt sich uns ein Kreis von strebenden Jugendgenossen vor Augen, der in gleichen Bildungselementen seiner Zeit sich begegnete und verband. Als ein äußerer Vereinigungspunkt erscheint uns dabei die Universität Jena zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo sich in den dort zusammentreffenden Geistern alle Einflüsse, aus denen die neue Schule sich mischte, auch nach der Seite ihrer philosophischen Abstammung hin in engster Berührung zeigten. Dies Leben in Jena hat Niemand so trefflich geschildert, wie Steffens, den man auch als einen Angehörigen der Romantik betrachten muß, in sofern er dieselbe bis auf die speculativen Höhen der Schelling'schen Philosophie verfolgte, und sich in dieser Verwurzelung der Romantik mit der Speculation so ausbildete, daß er als Philosoph immer Romantiker, und als Romantiker immer Philosoph war. „Es war wohl eine schöne Zeit — heißt es in dem Novellencyklus von den vier Norwegern — die ich in Jena erlebte. Ich kann ohne freudige Nahrung, ja ohne Begeisterung nicht an sie

denken. Ein neues Zeitalter wollte beginnen, und regte sich in allen empfänglichen jugendlichen Gemüthern.

Wo wir hinsahen, erblickten wir bedeutende Männer, die hier einen Mittelpunkt des wechselseitigen Verständnisses gefunden hatten. Göthe gehörte diesem Kreise zu, und ward als sein Stifter betrachtet. Die bedeutende Stelle, die er bekleidete, wie sie sonst wohl die Jugend entfernt, nicht selten zum Widerstand reizt, schien uns durch ihn einen hohen Glanz zu erhalten, in dem sie ihn auch äußerlich erhob. Es war für die anmuthigeren Formen des Lebens, für die zarteren Verhältnisse der Geselligkeit nicht ohne Einfluß, daß ein solcher Mann der Jugend genähert wurde, wenn er auch nur aus der Ferne erschien, und an keine nähere Verbindung zu denken war. Er war dennoch geistig in unserer Mitte, indem sein Geist durch Männer, die wir so hoch verehrten, in seiner tieferen Bedeutung hervortrat. Und welche Männer waren hier versammelt! der starke Fichte, der mächtige Schelling, dessen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, die Gebrüder Schlegel; Novalis erschien als Gast, Schleiermacher, obgleich fern, gehörte dem Kreise zu, und wenn gleich mancher Widerstreit unter so entschiedenen Naturen sich frühzeitig entwickeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahneten ihn kaum, und erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geistigen Zeit, den wir mit jugendlicher Hefigkeit frohlockend begrüßten."

Als die erste umfassendere Schöpfung, durch welche die neue Epoche auf productivem Wege sich angekündigt hatte, kann man gewissermaßen den großen Roman Tieck's, William Lovell betrachten, der zuerst im Jahre 1796 erschien. Schon in diesem Roman, welcher die frühe Ausgeburt mächtiger Jugendkämpfe ist, zeigt sich das neue Streben dieser Generation als aus

einer Anknüpfung an die Göthe'sche Poesie entsprungen. Denn vorherrschend sind darin die Elemente des Werther und Faust auf eine eigenthümliche Weise verarbeitet und bekämpft, welche Elemente so sehr der allgemeine Inhalt des Zeitgeistes geworden waren, daß sie das Individuum nicht mehr von sich abzuweisen vermochte. Es war dies die absolute Speculation und die lyrische Subjectivität, welche sich in die Tiefen der Unendlichkeit stürzte, an denen sie ihr individuelles Dasein zerschellen. Tieck faßte diese beiden Richtungen im William Lovell zusammen, und stellte sie als Ausartungen der individuellen Menschennatur dar, die mit einem erhabenen Anfang zu einem ganz gemeinen Ende gedeihe. Indes faßte er die Erhabenheit dieses Anfangs nicht tief und idealistisch genug, und die Gemeinheit des Endes zu cynisch. Daß er in der Manier dieses Romans die Göthe'sche Darstellung nachgeahmt habe, läßt sich wohl nicht behaupten, wenn auch sonst in den Productionen Tieck's aus dieser frühen Zeit ein solches Bestreben nicht zu verkennen ist. Die lyrischen Briefe und Ergießungen des William Lovell erinnern allerdings an die des Werther wie an die Monologe des Faust, aber das lyrische Element, daß sich bei Göthe rein und im volltönenden Ausdruck der Innerlichkeit ergießt, wird bei Tieck eine chaotisch herumschweifende Phantasie. In diesem Roman zeigt sich zuerst und am mächtigsten die dämonische Gewalt der Phantasie, welche die neue Dichtergeneration ergriffen hat. Hier wogt die tiefe Nacht und das gräßliche Chaos eines dunkeln menschlichen Innern, das alle Schleusen der Melancholie und Hypochondrie in sich eröffnet hat. Sehen wir solche Productionen in der Geschichte der Poesie als Reinigungen von der eigenen Verworrenheit, gleichsam als Polemik eines Dichters gegen sich selbst, hervortreten, so giebt uns Tieck in der Vorrede zur neuen Ausgabe des

des Lovell (vom Jahre 1814) zugleich als Standpunkt dieses Romans eine Polemik gegen seine damaligen Zeitgenossen an, „denen er ein Gemälde ihrer Verwirrung und ihres Seelenübermuthes hinzustellen suchte, das seine Abweichung von ihr gleichsam rechtfertigen sollte.“ Als Vorläufer des William Lovell kann in dieser Beziehung schon die Erzählung: Abdallah, von Tieck, gelten, in der uns bereits jene auf riesenhafte Geburten sinnende und in einem Nachtdunkel der Verwirrung sich gefallende Macht der Phantasie, seltsam, doch oft in colossalen Zügen, entgegentritt.

Diese neue Richtung der Schule, welche sich gewissermaßen über Hals und Kopf in der Phantasie, besonders auch darin zeigte, daß sie über die Phantasie wiederum phantastirte, charakterisirt sich noch in einem anderen Roman von Tieck, Franz Sternbald's Wanderungen, in denen sich die ganze ästhetische Manier dieser neuen Epoche, und ihr Bewußtsein über die Kunst, von dem sie ausging, am naivsten ausdrückte. Dieser Künstler-Roman, in dem die Göthe'sche Prosa im Wilhelm Meister nachgeahmt ist, offenbart als Darstellung eines in sein Künstler-Leben und in sich selbst versenkten und in seinen Empfindungen verschwindenden Individuums ganz erschöpfend den Standpunkt der neuen Schule, welche durch eine geniale Reflexion über die Poesie, zur Poesie und durch die Andacht zur Kunst, zur Kunst zu gelangen sucht. In diese Anfänge der romantischen Schule mischte sich demgemäß eine Art von Kunstpietismus, dessen Streben, mit einer sehnsüchtigen Andächtelei einen Heiligenschein auf die Kunst zu werfen, uns eben so sehr als Krankheit erscheinen muß, wie die religiöse Frömmelheit selbst. An dieser Kunstfrömmelheit aber, die sich besonders im ersten Theil des Sternbald und in den Herzensergießungen des kunstliebenden Klosterbruders, wie in den

Phantasien über die Kunst, ihren Ausdruck gab, war Tieck nicht für sich allein theilhaftig, sondern er verfaßte diese Partien in Gemeinschaft mit seinem Jugendfreunde, dem früh verhallten Wackenroder. Es ist dabei die Anregung, welche auch diese Tendenz der romantischen Schule durch Göthe empfangen, und zwar hier durch seinen Tasso, nicht zu verkennen, in welchem letzteren schon das Vorbild gegeben war, das Leben und Wesen des Künstlers in seinen inneren und äußeren Verhältnissen zur Ansicht einer poetischen Darstellung selbst zu erheben.

Der Umgang, welchen Tieck bei seinem Aufenthalt in Jena mit den Gebrüdern Schlegel und Schelling fand, scheint vornehmlich Ursache gewesen zu sein, daß dieser hochbegabte Dichter, der durch eine Isolirung in seiner eigenen Phantasie vergehen zu wollen schien, sich zu einer schärferen, seine Zeit ergreifenden Wirksamkeit entschloß. Denn von nun an beginnt er eine Periode, die sowohl reicher an Gegenständlichkeiten ist, als auch wegsamer in das äußere Gebiet der Literatur hinausgreift, und dabei das Bewußtsein einer neuen romantischen Poesie immer entschiedener und voller entfaltet. Selbst seine Märchenwelt, der er schon früher unter der Firma des Peter Leberecht die herrlichsten Gestalten abgewonnen hatte, erstrebt in ihrer feinen Verbindung mit Humor und Satyre jetzt eine realere Haltung und rüttelt im Prinzen Zerbino das Jahrhundert aus seiner materialistischen und aufklärerischen Versteifung auf. Die der Poesie abgeneigte Gesinnung der Zeit wird darin durch den höchsten poetischen Reiz gestachelt, und mit den Erscheinungen des Märchenlebens übermüthig genug in Contrast gebracht. Dazu übernimmt Tieck die Uebersetzung des Don Quixote von Cervantes, obwohl mit einer unvollkommenen Kenntniß der Sprache, doch in

einem der ganzen Literaturbewegung nützlichem Geiste. Die Ironie, die Cervantes auch aus einem Gegensatz zu seinem Jahrhundert in sich erzeugt, wird mit ihrer geistreichen Virtuosität in Behandlung der Lebenscontraste zu einem Eigenthum der neuen Schule gewonnen. Gleichzeitig beschäftigte sich Tieck viel mit den deutschen Minnesängern und ihrer Bearbeitung, und von seinem Antheil an Shakespeare gab er in dem „Poetischen Journale“ die bedeutendsten Verheißungen. Gozzi ward von ihm nachgeahmt und überhaupt mit den italienischen und spanischen Dichtern ein Verhältniß eingegangen, an dem sich die deutsche Poesie sowohl durch die künstlichen südlichen Maasse und Formen, als durch den weichen schmelzenden Geist des Ausdrucks, bereichern sollte. Nach dem sich Tieck aller dieser Elemente innerlich und äußerlich bemächtigt hatte, ging er an eine umfassende Schöpfung, in welchem die neue Romantik ihren höchsten Ausdruck und Ausschweifung finden sollte. Dies war die *Genoveva*, die in ihrer einfachen Anknüpfung an die Sage den ursprünglichen Kern des poetischen Lebens erfassen, und zugleich in dem Schmuck und Glanz der Ausführung alle Reichthümer der poetischen Form enthalten sollte. So ist in dieser Dichtung das wunderliche Schaugepräge entstanden, das wie ein Jahrmarkt aller poetischen und ästhetischen Ueberlieferungen sich ausnimmt. Von allen Künsten werden hier gewissermaßen die Effecte abgeborgt, um eine Transfiguration der Poesie hervorzubringen. An malerischen und musikalischen Motiven schweigt man im Ueberflusse, und wo die Töne schweigen, reden die Wipfel und Wälder in geheimnißvollem Rauschen. Die Naturpoesie feiert ihren Carneval in diesen Formen und Bildern, alles tummelt sich und überstürzt sich, um an dem Rausche, der die ganze Schöpfung ergriffen zu haben scheint, theilzunehmen. Es kommt indeß zu diesem romantischen

Aufruhr der Natur zu viel künstliche Quälerei hinzu, als daß es bei dem frischen, natürlichen Eindruck verbleibe. An die Stelle des Blumenduftes tritt oft eine moralische Räucherei, und die Vogelstimmen klingen wie abgerichtete Kastrieten bei einer Messe. In der *Genoveva* ist die Romantik überhaupt am offensten beim Katholicismus zur Reichte gegangen, und zwar wie von selbst ein Zug all der süßen Spielerei dazu hingerissen. Jetzt schon angelegt, aber später vollendet wurde der „Kaiser Octavianus,“ den eine größere Klarheit und Abgeschlossenheit auszeichnet, und indem das Chaos dieses romantischen Dichters sich gewissermaßen zu einer sicheren Harmonie abgeklärt hat. Es herrscht hier nicht die ängstliche schwüle Luft wie in der *Genoveva*, das romantische Wesen ist zu einem heiteren Durchbruch gekommen und die humoristische Charakteristik stellte die ergößlichsten Figuren auf, die mitten unter all dem Rauschen und Neigen einen festen körperlichen Anhalt geben. Die „alte Pracht“ hat es in ihrer Erneuerung wirklich zu einem Meisterstück gebracht, und man kann den Octavian für die vollendeteste Dichtung ansehen, welche der neuen Schule gelang, in so fern sie den Geist der Romantik in der klarsten Form und die romantischen Formen in dem reinsten und innigsten Geist der Schönheit wiedergab. Eine Hauptrolle spielte in dieser Poesie allerdings die Metrik, die dem deutschen Geist ganz neue glänzende Fesseln anlegte, sie aber auch zu Wendungen und Aeußerungen verführte, die mehr der Form als dem Inhalte angehörten, und überhaupt das inhaltsleere Empfindeln das Tönen um des bloßen Tons willen, begünstigten. Einen solchen metrischen Ball veranstaltete die ganze Schule im Verein, in dem *Musen-Almanach* für das Jahr 1802, welchen Tieck zusammen mit August Wilhelm Schlegel herausgab, und wo das Sonett,

die Canzone, das Triolett, die Stanze und die Terzinen oft wahrhaft bacchantische Reigen aufführten. Tieck hatte unzweifelbar den rechten Ton, wie das rechte Maas in der Einführung des romantischen Elements getroffen; die Sehnsucht nach dem Höheren, Uebersinnlichen hatte sich in ihm als Sehnsucht nach innigster Vereinigung mit der Natur, als der lautersten Gottesoffenbarung ausgesprochen; er suchte in die geheimnißvollsten Tiefen der Natur zu dringen und sie dem Menschen zu enthüllen. Aber ob er gleich nicht die äusseren Erscheinungen als solche darstellte, sondern vielmehr die in ihnen liegende Gottesprache verkündigte, so mußte er doch jene zur Basis seiner Poesie machen, und so konnte er denn nicht aller Realität entsagen, sie war vielmehr die unentbehrliche Brücke, über die er zu seinen poetischen Ideen gelangte, ihm war sie der magische Spiegel, durch welchen er seine reiche Gedankenwelt zur Anschauung brachte. Nun gingen aber seine Freunde und Nachfolger noch einen Schritt weiter; sie suchten alles Reale abzustreifen und ohne Mittelglied, ohne realen Anhaltspunkt es unmittelbar an das Uebersinnliche anzuschmiegen; sie wollten dieses in seiner unkörperlichen, durchaus geistigen Natur zu poetischer Anschauung bringen. Freilich lag hierin ein unauslöschlicher Widerspruch, welcher sie bald zwang einen andern Weg einzuschlagen. Nothgedrungen warfen sie sich wieder auf das Reale, ja sie gingen sogar weiter als Tieck, der sich immer an die Natur gehalten hatte; sie zogen die historische Welt ins Bereich der Poesie, wobei sie aber wie Tieck, nicht sowohl die Erscheinung selbst, als vielmehr die ihr zu Grunde liegende Idee im Auge hatten; sie betrachteten die Erscheinungen als Symbole eines höheren Gedankens, den in jenen zur Verkörperung gelangt sei. Endlich genügte ihnen auch dies nicht mehr, die äusseren Erscheinungen erschienen ihnen nicht

mehr als bloße Symbole übersinnlicher Ideen, sondern als diese Ideen selbst; sie wagten, die christliche Glaubensansicht, nach welcher Gott sich in menschlicher Gestalt den Menschen offenbaret habe, auf rein historische Erscheinungen, auf menschliche, vergängliche Einrichtungen überzutragen, und diese als Offenbarungen Gottes zu verkünden. Und da sie, wie überhaupt Alles, von der trostlosen Gegenwart zurückgedrängt waren, so waren es Erscheinungen und Einrichtungen der Vergangenheit denen sie ihre Liebe zuwandten, welche sie auf die angegebene Weise vergötterten. So erhielt die mystische Neigung der Romantiker eine feste Gestalt, sie sprach sich aus als Sehnsucht nach dem verbliebenen Glanze der Hierarchie und des Ritterthums, welche beide sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, oft mit großem Talent, als ein neues Evangelium verkündigten.

Diese Neigung zum Mystischen erblickten wir zuerst in Friedrich v. Schlegel, denn ob er gleich später, da sein Ruhm als Dichter bereits fest begründet war, in die Irrbahn des entschiedensten Mysticismus sich verirrete, so sind doch auch schon seine frühesten Gedichte zum Theil Zeugen davon, daß es ihm an klarer Auffassung des Lebens mangelte. Man betrachte nur die in altklassischer Form gedichtete Elegie: „Herkuless Aufagetes“, deren oft bedeutende Unklarheit die großen Vorzüge, die ihr nicht abgesprochen werden können, gar sehr verdunkelt. Es ist kaum möglich den Hauptgedanken, den der Dichter durchführen wollte, herauszufinden, eben so wenig begreift man die Uebergänge von einer Idee zur andern. Das Ganze zerfällt in zwei Theile. Der erste von V. 1—80 erscheint als Einleitung zum folgenden bis an's Ende reichenden Theile. Diese Einleitung berührt aber die mannigfaltigsten Gegenstände; nur der Gedanke, daß die Poesie in Verfall

gerathe, obgleich treffliche Männer das Höchste gezeigt und errungen hätten, und daß er, der Dichter, eine Ahnung des Besseren in sich trage, muß wohl als die Grundidee dieser achtzig Verse angesehen werden, an welche sich dann der zweite Theil schließt, der die Ansichten des Dichters über Poesie und Kunst entwickelt.

Aber nicht bei Friedrich von Schlegel allein, sondern auch unter den meisten Nachfolgern Tieck's finden wir dies Abirren von den richtigen Wegen, dieses Hinneigen zum Mystischen wieder.

Hierher gehören Hardenberg bekannt unter dem Dichternamen Novalis, Achim v. Arnim, der wohl von allen Romantikern nach Tieck das größte Talent besaß, ferner Clemens Brentano, welcher durch die Hinweisung auf das deutsche Volkslied, sich bedeutende Verdienste erwarb, und auch Fouqué der ritterliche Sänger ist hier zu nennen.

Unmittelbar aus dieser mystischen Richtung der romantischen Schule entspringend, sehen wir zu jener Zeit auch das geistliche Lied wieder erstehen, obgleich nur wenige Dichter, die dieser Richtung angehören das eigentliche Kirchenlied cultivirten. Indessen scheint dies seinen Grund darin zu finden, daß die Meisten, und insbesondere die bedeutendsten Romantiker der Kirche, wie sie sich ihnen darbot, mehr oder weniger entfremdet waren, wie denn viele von ihnen die Confession, in der sie geboren waren, verließen, und sich in eine andere, ihren Bestrebungen näher verwandte, flüchteten. Ferner mochte dazu beitragen daß sie das religiöse Leben in alle Beziehungen hinüber trugen, und das religiöse Lied daher sehr oft die Gestalt des weltlichen annahm, wie wir in den früheren Abschnitten gesehen haben. — Außer Hardenberg ist hier Lavater zu nennen, und mit ihm Binzendorf, die mit einer religiösen an Schwärmerei grenzenden Begeisterung, die

christliche Liebe, als das Grundprincip alles Bestehenden in ihren Dichtungen verherrlichen, auch Albertini Knapp und Fall schließen sich in dieser Richtung den Romantikern an, ohne indessen in ihren eigentlichen Grundprincipien mit denselben verwandt zu sein.

Auch auf dramatische Poesie jener Periode hatte die Romantik einen entscheidenden Einfluß geübt, ja wir können sogar sagen, daß sie ihre Bestrebungen zunächst gegen den Unfug richtete, den Koberne und Iffland, ihre Talent mißbrauchend, auf die deutsche Bühne ausübten. — Selbst Göthe und Schiller hatten vergeblich gegen dieses dramatische Unwesen angekämpft, und leider konnten die Romantiker dem verwöhnten Publikum keinen reellen Ersatz liefern, da sie sich durch die Grenzen, in welche die dramatische Kunst gewiesen ist nicht fesseln ließen. So trefflich in ihrer Art die dramatischen Poesien Tieck's auch sind, so sind sie doch durchaus untheatralisch, und sie konnten eben deshalb der theatralischen Macht Koberne's keinen Abbruch thun. Noch weniger gelang dies, als man sich einer falschverstandenen Nachahmung Shakespeares oder Calderon's hingab, welcher letztere der aufstauenden Neigung zur Musik nur zu viel Nahrung gab, so daß sich nach und nach die Idee der Schicksalstragödie entwickelte, welche eine zwar glänzende, aber glücklicher Weise nur kurze Periode hatte, weil das kräftig sich ermannende Leben in Kunst und Politik ihr bald allen Boden entriß, den sie so schnell gewonnen hatte.

Viel früher hatte A. W. Schlegel versucht, die rein griechische Form einzuführen und darin Nachahmer gefunden (Fr. Schlegel, Apel); aber es fehlte diesen Versuchen eben so sehr die innere Nothwendigkeit, als den spätern Kopirungen Calderon's, weshalb sie bald

wieder in Vergessenheit gerathen mußten. Am wenigsten konnte man an der Verschmelzung des Klassischen und Romantischen, wie Friedr. Schlegel es (in seinem *Marlos*) versuchte, Behagen finden. — Außer Tieck und Schlegel erwähnen wir hier Fr. Müller der besonders in seiner *Niobe* seinen wahren Künstler Ruhm bewährt hat. — Ebenfalls der romantischen Schule angehörend, wenn auch mehr aus der idealen Richtung, ist Heinrich v. Kleist. Sein *Prinz von Homburg*, *Räthchen von Heilbronn* und besonders sein schönes Lustspiel, der zerbrochene Krug, letzteres wohl eine der besten Schöpfungen deutscher dramatischer Kunst, überhaupt, sichert ihm eine ehrenvolle Stellung unter den deutschen Dramatikern. Auch Dehenschlägers müssen wir gedenken, der indessen an innerem Gehalt weit hinter Kleist zurück steht.

Das Zurückgehen der Romantik in das Mittelalter hatte auf einem sehr natürlichen Wege zu der Poesie der südlichen Völker und der des Morgenlandes geführt, in deren Studium man sich allmählig zu versenken begann, und bald genug wurden Versuche gemacht, die südlichen Formen nach zu bilden, und sie in der deutschen Poesie einheimisch zu machen. Zunächst war man auf die hohe Bedeutung des Reims, auf seine mannigfaltige Wirkung, wie auch auf eine durchgreifendere Behandlung desselben aufmerksam gemacht worden, denn ob schon Göthe in dieser Beziehung Vollkommenes geleistet hatte, so war es doch kaum zum Bewußtsein gekommen, weil man die Vortrefflichkeit seiner Dichtungen mehr ihrem Inhalte als ihrer Form zuschrieb. Bei den südlichen Völkern hingegen ward es oft genug offenbar, daß aller Reiz dieser ohne jener Dichtung auf die geschickte Behandlung des Reims beruhe, weil ihr Gehalt mehr oder weniger bedeutungslos

war. Man suchte daher diese Eigenthümlichkeit ebenfalls nachzuahmen, und es ist wohl kein Zweifel, daß das Bestreben der Romantiker nach schöner und geschickter Behandlung des Reims unendlich viel dazu beigetragen hat, demselben die Bedeutung geben, die er in unseren Tagen erlangt hat, so wie man anerkennen muß, daß ihre desfallsigen Bemühungen auf das schönste gekrönt wurden; die meisten Dichter dieser Schule zeichnen sich in der oft wunderbar glücklichen Behandlung des Reims aus. — Das Sonett, die Canzone, die Siciliane, die Sestine, das Mitornell, die Glosse, das Ghafel und ähnliche dahin gehörende Dichtungsformen fanden ihre Bearbeiter, und vor Allem ist es wohl Rückert besonders, der sich wie schon erwähnt, in der Kunstfertigkeit, denn man kann es doch kaum anders nennen, auszeichnete, die deutsche Sprache in diese fremdartigen Formen einzupressen. — Sogar eine malyische Form finden wir durch Chamisso wieder gegeben.

Die Bedrängnisse, in welcher das deutsche Vaterland schmachtete, hatte das Gemüth der Besseren von der Gegenwart abgezogen; sie hatten sich mit ihren Wünschen und Hoffnungen der Vergangenheit zugewendet, ja zum großen Theil in die Irrgänge des Mysticismus verloren. Doch behielt, besonders in den ersten Zeiten, als die romantische Schule sich entwickelte, die Gegenwart auch noch ihre Rechte; sie ließ sich selbst durch das schönste poetische Leben nicht vergessen: sie ließ sich eben so wenig abschütteln, als der Druck, unter welchem das deutsche Volk seufzte. So gestaltete sich die Betrachtung der dumpfen, niederbeugenden Gegenwart oft zum tiefgefühlten Klageliede über das Unglück des Vaterlandes, das Anfangs schwächer, dann immer in stärkeren Tönen auch die Sehnsucht und Hoffnung nach besseren Verhältnissen aussprach, bis es endlich, als das Volk

mit erwachendem Selbstgeföhle sich erhob, den fremden Eroberer aus dem geliebten Vaterlande zu drängen, in das kräftige Kriegs- und jubelnde Siegeslied überging.

Außer den schon erwähnten, hierher gehörenden Dichtern, müssen wir hier noch zunächst zwei Männer nennen, welche, wie man wohl mit Recht sagen kann, jener unglücklichen Zeit zum Opfer wurden. Der eine von ihnen ist Sonnenberg, dessen gewiß nicht gewöhnliches Talent, leider nicht zur Reife kommen konnte, da er sechsundzwanzig Jahr alt, niederbeugt durch das Unglück seines Vaterlandes, sein Leben durch Selbstmord endigte. Besonders gelungen sind seine Oden, in denen er lebhaft an Klopstock erinnert. Der Andere, der ebenfalls in der unglücklichen Zeit erlag, ist Hölderlin, er wurde bekanntlich wahnsinnig.

In jener zweiten Periode aber, wo Deutschland wirklich die Fesseln brach, in denen es so lange gelegen, sehen wir jene Reihen kräftiger Dichter entstehen, denen wir bereits einen eigenen Abschnitt dieses Werkes gewidmet haben, wie Körner, Schenkendorf, Arndt und Andere, und wie die Erhebung Deutschlands, zunächst von Oesterreich ausging, so sehen wir auch dort zunächst, die ersten Dichter, ihre kräftigen Schlachtgesänge dichten.

So begann und so endete jener große Kampf, der so mächtig auf die Entwicklung sämtlicher Interessen Deutschlands eingewirkt hat.

Die Erhebung des deutschen Volkes gegen das fremde Joch hatte eine so gewaltige Lebenskraft in ihm hervorgerufen, daß es sich mit den unklaren, zur ohnmächtigen Schwäche gesunkenen Bestrebungen der späteren, mythischen Romantik nicht länger befreundet konnte. Was sollte auch die in Thränen zerfließende, sich selbst verzehrende Sehnsucht nach der Vergangenheit, was sollte das Versenken in dunkle,

nebelhafte Ahnungen einem Volke, das aus riesigem Kampfe siegreich hervorgehend, seine unvergängliche Thatkraft so glänzend bewährt hatte. Dagegen war das romantische Element zu tief im Wesen des deutschen Volkes begründet, als daß es, aus der Poesie hätte verschwinden können, nur mußte in der Auffassung und Anwendung ein Umschwung stattfinden. Es hatte seine Lebenskraft verloren, weil es sich dem Leben und der Gegenwart entfremdet hatte; es mußte zum Leben und zur Gegenwart zurückkehren, sich an die geistige Regsamkeit derselben anschließen, um neuerjüngt und lebenskräftig wieder zu ersehen. Auch war ja der Grund verschwunden, der es in die Vergangenheit und in die geheimnißvolle Welt der Ahnungen zurückgedrängt hatte. Das Volk hatte sich seine Unabhängigkeit wieder erobert, die Tage des neuen Ruhms glänzten in so vollendeter Herrlichkeit wie die des alten; ja es wurden diese durch die Sonnenstrahlen einer geistigen Regsamkeit verdunkelt, welche sich bald als Streben nach allseitiger Freiheit kund gab, ein Streben, das auch in den schönsten Zeiten des Mittelalters unbekannt geblieben war. Und wie die alte Romantik, die Gegenwart abstreifend, sich als Sehnsucht nach der verschwundenen Herrlichkeit des alten deutschen Reiches ausgeprägt hatte, so bildete sich die neue als Sehnsucht nach Freiheit aus, gestützt auf kräftig emporstrebende Nationalität. Man hatte nicht mehr nöthig nach der uralten Bracht des Kaiserthums und seiner großartigen Macht, vor dem das Ausland gezittert hatte. — Hatte man ja eben auch ohne dieses den Erbfeind gedemüthigt, sich selbst gerettet; eben so wenig konnte man nach Wiederkehr des Ritterthums und geistlicher Macht sich sehnen denn Tapferkeit, Heldenmuth und Gelehrsamkeit war, wie sonst die Poesie und die Bildung, nunmehr aus den Reihen des Adels und der Priester-

schaft in die des Bürgerstandes gezogen; — es blieb nichts zu wünschen übrig, als daß dieser Stand auch erkannt, und von der bisherigen Zurücksetzung emanicipirt werde, daß er in eine Stellung gelange, in welcher er, sich selbst genügend, in freier Selbstständigkeit die ewigen Menschenrechte verwirklichen könne, (Man vergl. „Die versunkene Krone“ von Uhland.) Und so ist denn die Poesie dieser Zeit vorzugsweise eine Poesie der Freiheit, mit vaterländisch-nationaler Basis, ja sie ist so entschieden, daß sie polemisch wird, und gegen alles Retrograde den Kampf aufnimmt und aufsucht.

Weil sie aber vorzugsweise eine Poesie der Freiheit ist, entwickelt sie sich durchaus allseitig und ohne alle Beschränkung; sie ist nicht bloß auf einige herrschende Ideen hingewiesen, sie bewegt sich nicht in einzelnen bevorzugten Anschauungen, sondern sie umfaßt das ganze unermessliche Reich des poetischen Lebens. In der That hat die neueste Zeit einen Reichthum an poetischen Gedanken entfaltet, wie keine frühere, und wie kein anderes Volk sich dessen rühmen kann. Es giebt beinahe keine Erscheinung der inneren oder der äußeren Welt, die nicht ihre poetische Darstellung gefunden hätte, und dazu offenbart sich in den einzelnen oft eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Anschauung.

Bei weitem die meisten Poesien der neuesten Zeit sind lyrisch; die Gründe, welche wir weiter oben dargethan, und welche leider jeder Zeit der selbstständigen Entfaltung der anderen Dichtungsformen hindernd entgegen traten, bestehen auch jetzt noch. Zwar sind viele und mannigfaltige Versuche besonders im Drama gemacht worden, und einige Dichter, wie Immermann, und besonders Grabbe, haben verdiente Auszeichnung gewonnen, aber ihre Werke erreichen doch keineswegs die Höhe der Vollendung. Mehr ist im Epischen gethan worden, nicht

zwar im größeren Epos, sondern in kleineren epischen Dichtungen, unter welchen, besonders „die bezauberte Rose von E. Schulz“ mit Glück behandelt worden ist.

Uhland und mit ihm die schwäbische Dichterschule, waren diejenigen, welche die so nach verschiedenartigen Richtungen hinauslaufenden Bestrebungen der Romantiker dadurch vereinigte, daß sie ihn einen realen Boden wiedergaben, und statt der dunkelen Irrgänge der Mystik in welchen sich jene verloren, sehen wir jene geheimnißvolle Wunder, in welche die früheren Romantiker sich vertieft haben, von dieser an das klare Sonnenlicht herausgezogen, daß sich ein Jeder froh, verständlich, und innig daran ergöhen möge. — Eine einzige Ausnahme unter den hierher gehörenden Dichtern, über welche wir an den betreffenden Stellen ausführlich gesprochen haben, macht hiervon Eichendorff; in ihm finden wir diese beiden Elemente wenn auch nicht vereinigt, so doch abwechselnd hervortretend, und während er an manchen Orten sich in lyrische Ueberspanntheit und Gestaltlosigkeit verliert, gewinnt er dagegen um so sicherer an Haltung, wo er sich an die Wirklichkeit anlehnt, und da finden wir denn bei der Einfachheit seiner Lieder, ein so tiefes Gemüth, eine solche Kraft und Wahrheit, in der anmuthigsten Anschauungsweise, daß alle diese Dichtungen Eichendorffs wahre Volkslieder geworden sind. — Eichendorff ist der letzte Romantiker. Wie ein altes mächtiges Schloß das auf den Grenzmarken der Zeit erbaut ist, ragt er hinüber in die frische thatkräftige Poesie der Gegenwart, in diese Lyrik, als deren ursprünglichsten Begründer wir Heinrich Heine betrachten müssen. Sein Bestreben nach künstlerischer Einfachheit, wie schon vor ihm Herder gethan hatte, drang durch den Schwulst und den Bombast jener fremdartigen Spielereien kräftig durch, die man der deutschen Poesie auf

gezwängt hatte. — Vergeblich sehen wir daher Platen, wegen dieser ihm so verderblich scheinenden Neuerung ankämpfen, und gerade dieses Verdienst welches Heine sich um die deutsche Poesie erworben, ist es, durch welches er diesen mächtigen Einfluß erworben, den er auf die Poesie der Gegenwart ausgeübt.

Mehr oder weniger sind alle neueren Dichter, selbst ohne es zu wissen, diesem naturgemäßen

und daher um so mächtigeren Einfluß unterworfen gewesen. und obgleich von so vielen Seiten angefeindet und verdächtigt, wird es erst die Zukunft sein, welche ihm vollständige Anerkennung widerfahren läßt. — Die erfreulichsten Resultate sind bereits daraus hervorgegangen, und es sind rüstige Arbeiter genug vorhanden, das große Werk weiter auszubauen und zu vollenden, welches er begonnen.



Uebersicht
der vorzüglicheren deutschen Dichter
 mit biographischen Notizen.

Albertini, Johann Baptist v., geb. 1749 zu Neuwied, Schleiernachers Studiengenosse, zuletzt Bischof der Brüdergemeinde in Herrnhut; gestorben Ende 1831 zu Berthelsdorf bei Herrnhut.

Aixinger, Johann Baptist v., geb. den 24. Jan. 1755 zu Wien, studierte die Rechte, wird nach glücklich bestandenen Prüfungen k. k. Hofagent, und 1794 Secretair bei der Direction des k. k. Hoftheaters, gest. den 1. Mai 1797.

Arndt, Ernst Moritz, geb. den 26. Decbr. 1769.

Arnim, Ludwig Achim v., geb. den 26. Januar 1781 zu Berlin, studirt in Göttingen, lebt längere Zeit in Heidelberg mit Brentano, dann theils in Berlin, theils auf seinem Gute Dieperdors, wo er den 21. Januar 1831 stirbt.

Auersberg, Graf v. (Anastasius Grün), geb. d. 11. April 1806.

Saggesen, Jens, geb. den 15. Februar 1764 zu Korsör in Dänemark, wird nach großen Reisen 1796 Professor in Kopenhagen, später Justizrath, entsagt 1814 seinen Aemtern, lebt dann abwechselnd in Paris und Kopenhagen. Gestorben auf einer Reise zu Hamburg den 3. October 1826.

Blumauer, Aloys, geb. den 21. December 1755 in Steyer, tritt 1772 in den Jesuitenorden, nach dessen Aufhebung er zum k. k. Censor in Wien ernannt wurde. Gestorben den 16. März 1798.

Godmer, Johann Jacob, wurde 1698 zu Greifensee im Canton Zürich geboren und starb ebenda selbst 1783 als Professor der Geschichte.

Soje, Heinrich Christian, geb. den 19. Juli 1744 und starb den 3. März 1806.

Grachmann, Luise, geb. den 9. Februar 1777 in Dresden, lebte zu Weisensfels an der Saale, in welcher sie am 17. September 1822 ihrem Leben selbst ein Ende machte.

Greilinger, Johann Jacob, wurde 1701 in Zürich geboren, wo er 1731 Professor der hebräischen, und 1745 Prof. der griechischen Sprache wurde. Er starb ebenda selbst 1776.

Brentano, Clemens, geb. in Frankfurt a/M. im Jahre 1777, studierte in Jena, lebte dann in Heidelberg, wo er mit Arnim die erste große Sammlung deutscher Volkslieder herausgab. Im Jahre 1818 trat er zur katholischen Kirche über, ging dann zuerst ins Kloster Dulmen, hierauf nach Rom, hält sich jetzt theils in Frankfurt, theils in München auf.

Bronner, Franz Xaver, geb. den 23. Decbr. 1758 zu Hochstädt. War früher Mönch, flüchtete sich in die Schweiz, wo er nach und nach verschiedene Stellen bekleidete. Später lebte er in Narau als Archivar und Bibliothekar.

Bürger, Gottfried August, geb. den 1. Januar 1748, gest. den 8. Juni 1794.

Chamisso, Adalbert v., geb. den 27. Januar 1781 gest. den 21. August 1838.

Claudius, Mathias, geb. den 15. August 1740, gest. den 12. Januar 1815.

- Collin**, Heinrich Joseph, Edler von, geb. den 26. Dezember 1772, gest. den 28. Juli 1812.
- Conz**, Karl Philip, geb. den 28. October 1762 zu Lerch im Königreich Württemberg, war Professor der klassischen Literatur zu Tübingen, und starb daselbst am 20. Juni 1827.
- Cramer**, Joh. Andreas, geb. den 29. Januar 1723 zu Jöhstadt in Sachsen, 1742 in Leipzig, 1750 Oberhofprediger in Duchlinburg, 1754 Hofprediger in Kopenhagen und 1765 Professor, wird 1771 vertrieben, dann Superintendent in Lübeck, 1774 Profanzler und Professor in Kiel, stirbt daselbst den 12. Juni 1788.
- Crenz**, Friedrich Karl Kasimir, Freiherr v., geb. den 24. November 1724 zu Homburg vor der Höhe, studiert beinahe ohne alle Anleitung alte und neue Sprachen, Geschichte, Philosophie und die Rechte. 1746 Hofrath, 1750 erster Staatsrath, leitet die Staatsgeschäfte mit Thätigkeit und Umsicht. Uebertriebene Anstrengung bereitet ihm einen frühzeitigen Tod, stirbt den 6. Sept. 1770. Sein größtes poetisches Werk sind „die Gräber, ein philosoph. Gedicht in 6 Gesängen.“
- Cronegh**, Johann Friedrich Freiherr v., geb. den 2. Sept. 1731 zu Ansbach, studirt 1749 in Halle, 1750 in Leipzig, 1752 Ansbachischer Hof- u. Regierungsrath, macht dann Reisen, gest. den 31. Dec. 1758 in Nürnberg.
- Eichendorf**, Joseph Freiherr v., geb. 10. März 1788 zu Lubowitz.
- Falk**, Johannes Daniel, geb. 1770 in Danzig, von armen Aeltern, bezieht 1798 die Universität Halle, lebt dann in Weimar, widmet sich seit 1813 wohlthätigen Zwecken, zuletzt Vorsteher eines Vereins für verlassene Kinder. Gestorben den 14. Februar 1826.
- Fouqué**, Friedrich Freiherr de la Motte, geb. den 12. Februar 1777 zu Brandenburg.
- Freiligrath**, Ferdinand, geb. den 17. Juni 1810.
- Fröhlich**, Arth. Emanuel, gb. 1796 in der Schweiz.
- Gaudy**, Franz Freiherr v., geb. d. 19. April 1800, gest. im Februar 1840.
- Geibel**, Emanuel, geb. den 18. October 1815.
- Gellert**, Christian Fürchtegott, geb. den 4. Juli 1715, gest. den 13. December 1769.
- Gerstenberg**, Hans Wilhelm von, geb. d. 3. Januar 1727 zu Tondern im Herzogthum Schleswig, studierte in Jena, betrat dann die militairische Laufbahn, die er aber später mit der juristischen vertauschte. 1771 wurde er Geheimrer Konferenzsecretair in Kopenhagen, 1775 Dänischer Resident und Consul in Lübeck, 1785 Justizdirector der Königl. Lotto's in Altona, wo er sich von nun an, seit 1812 privatirend, bis zu seinem Tode, den 1. November 1823 aufhielt.
- Gesner**, Salomon, geb. den 1. April 1730 zu Zürich. Glücklicher Landschaftsmaler und Kupferstecher. Gest. in Zürich den 2. März 1787.
- Gleim**, Johann Wilhelm Ludwig, geb. den 2. April 1719 zu Grmsleben, im ehemaligen Fürstenthum Halberstadt. Studirte 1738—40 in Halle die Rechte, wo er sich an Uz und Gög anschloß. 1747 wurde er Secretair des Domkapitels zu Halberstadt, später auch Kanonikus. Gest. den 18. Februar 1803.
- Goethe**, Johann Wolfgang v., geb. d. 28. August 1749, gest. den 22. März 1832.
- Gög**, Johann Nicolaus, geb. den 9. Juli 1721 zu Worms, geht 1793 nach Halle, um Theologie zu studiren, wird 1742 Hauslehrer in Gmden in Ostfriesland, kehrt aber des rauhen Klima's wegen bald in seine Vaterstadt zurück. 1744 Hofmeister und Hofprediger in Forbach [Rothringens], 1747 Feldprediger bei einem französischen Regiment. Während seines langen Aufenthaltes in Frankreich lernte er die französische Literatur kennen und lieb gewinnen. Nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt er nach und nach verschiedene Pfarreien und ward zuletzt Baden-Durlachischer Superintendent in Kirchberg. Gest. den 4. November 1781.
- Gottsched**, Johann Christoph, wurde im Jahre 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg geboren. Er starb im Jahre 1766 als Professor der Dichtkunst und Logik zu Leipzig.
- Grübel**, Johann Conrad, geb. den 3. Juli 1736, gest. den 18. März 1809.
- Hagedorn**, Friedrich v., geb. den 23. April 1706, gest. den 28. October 1755.
- Haller**, Albrecht v., geb. in Bern den 16. October 1708, dichtet schon im zehnten Jahre, bezieht, erst 15 Jahr alt, die Universität Tübingen, studirt Medicin, besonders Anatomie und Botanik, geht dann nach Leiden, bereist Deutschland, England und Frankreich, 1729 praktischer Arzt in Bern, 1736 Professor der Medicin, Anatomie und Botanik in Göttingen, 1749 von Oesterreich in den Adelsstand erhoben, kehrt 1753 nach Bern

- zurück, wo er verschiedene Aemter bekleidet, gestorben den 12. December 1777.
- Gardenberg, Friedrich Georg v.**, unter dem Namen *Novallis* — von einem Gute seiner Familie — bekannt, ward den 2. Mai 1772 zu Weissenfels geboren, studirte in Jena, Leipzig und Wittenberg die Rechte, besuchte 1798 die Bergakademie in Freiberg, ward 1799 Assessor beim Directorium der Salinen in Weissenfels, gest. d. 25. März 1801.
- Haug, Johann Christoph Friedrich**, geb. d. 9. März 1761 zu Niederstosingen im Königreich Württemberg, studirte die Rechte auf der Karlschule in Stuttgart, 1783 wurde er Secretair bei dem herzoglichen geheimen Kabinette, 1807 Hofrath und Bibliothekar. Gestorben in Stuttgart den 30. Januar 1829.
- Hebel, Johann Peter**, geb. den 11. Mai 1760, gest. den 22. Sept. 1828.
- Heine, Heinrich**, geb. den 1. Januar 1800 in Düsseldorf.
- Herder, Johann Gottfried v.**, geb. den 24. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen. In der Absicht, Medicin zu studiren, wollte er 1762 nach Petersburg gehen, änderte aber in Königsberg seinen Entschluß und studirte dort Theologie. Im Jahre 1765 wurde er Lehrer in Riga, 1768 Reiseprediger des Prinzen von Holstein-Gutin, 1771 Hofprediger in Bückeburg, 1775 Hofprediger und General-Superintendent in Weimar, 1779 Vicepräsident des Oberconsistoriums, 1801 in den Adelsstand erhoben, starb er den 18. Dec. 1803.
- Höllz, Heinrich Christoph**, geb. d. 31. Dec. 1748, gest. den 1. Sept. 1776.
- Hölderlin, Johann Christoph Friedrich**, geb. den 29. März 1770 zu Laufen im Württembergischen, hat sein ganzes Leben lang mit Unglück zu kämpfen, verfällt zuletzt in unheilbaren Wahnsinn, lebt jetzt in Tübingen.
- Hoffmann, Heinrich von Fallersleben**, geb. den 2. April 1798.
- Jacobi, Johann Georg**, geb. den 2. September 1740 zu Düsseldorf, studirte von 1758—1765 in Göttingen, Helmstädt und Halle, zuerst Theologie, dann die Rechte und zuletzt vorzugsweise Sprachen und Literatur, wie er sich denn auf Kloppers Rathen ganz der Kunstkritik widmen wollte, bis ihn Gleim auf sein Dichtertalent hinwies und ihn der Poesie erbielt. Er ward 1765 außerordentlicher Professor der Philosophie in Halle, 1769 Kanonikus in Halberstadt, 1784 Professor der Philologie in Freiburg, wo er den 4. Januar 1814 starb.
- Jffland, August Wilhelm**, geboren den 19. April 1759 zu Hannover, wird Schauspieler, 1796 Director des National-Theaters in Berlin, 1811 Generaldirector der königlichen Schauspiele, gest. daselbst den 22. September 1814.
- Karschin, Anna Louise**, geb. den 1. Dez. 1722 auf einer Meierei bei Schwiebus in Niederschlesien, wo ihr Vater, Christian Dürbach, Schenkwrith war. Sie verlor denselben schon im 6ten Jahre ihres Alters. Nach einer zum Theil in sehr beschränkten Umständen verlebten Kindheit, in der sich aber ihr poetisches Talent schon zu zeigen begann, ward sie, noch nicht 16 Jahr alt, an den geizigen Tuchweber Hirsforten in Schwiebus verheirathet, der sie auf das Abscheulichste mißhandelte und sich endlich von ihr scheiden ließ. Bald darauf verheirathete sie sich zum zweitenmale mit dem Schneider Karsch, mit dem sie aber nicht glücklicher lebte, da er sich dem Trunke hingab, und seine Frau dadurch in die bitterste Armuth brachte. 1755 zog sie mit ihrem Mann nach Glogau, wo sie sich nach einigen unglücklich verlebten Jahren von demselben trennte. Nun begann eine glücklichere Zeit für sie; ihr Talent hatte nach und nach die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich gezogen, und sie konnte später (1760) sogar nach Berlin reisen, und dort ihren Wohnsitz aufschlagen. Die bedeutendsten Männer (Ramler, Sulzer, Gleim u. A.) nahmen sich ihrer freundlich an, und bemühten sich sogar, ihrem Mangel an höherer Bildung durch Unterricht, den sie ihr ertheilten, abzuheben. Aber sie war damals schon zu alt; die Kraft ihrer Phantasie war erschöpft, und so blieben die wohlwollenden Bemühungen jener Männer beinahe ohne Erfolg. Sie starb, nachdem sie noch manche traurige Erfahrungen hatte machen müssen, den 12. October 1791.
- Kästner, Abraham Gottlieb**, geb. den 27. September 1719 zu Leipzig. Im Jahre 1731 besuchte er, 12 Jahr alt, die Universität seiner Vaterstadt, in seinem 18ten Jahre erhielt er (1737) die Magisterwürde, 1746 ward er Professor der Mathematik in Leipzig (nachdem er schon seit 1739

- öffentliche Vorlesungen gehalten hatte), 1756 Professor der Mathematik in Göttingen, wo er den 20. Juni 1800 starb.
- Kerner, Justinus**, geb. den 18. Febr. 1786.
- Kleist, Oswald Christian v.**, geb. den 7. März 1715 zu Zeblin bei Köslin, studirt 1731 die Rechte in Königsberg, wird 1736 dänischer Offizier, tritt 1740 in preussische Dienste, wird 1756 Major. In der Schlacht bei Kunersdorf tödtlich verwundet, stirbt er den 24. August 1759 in Frankfurt a. O.
- Kleist, Heinrich v.**, geb. den 10. Oktober 1776 zu Frankfurt a. O., macht den Revolutionskrieg als preussischer Offizier mit, geht 1799 nach seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studiren, wird dann in Berlin angestellt, 1806 gefangen nach Frankreich abgeführt, lebt zuletzt in Berlin, wo er am 21. November 1811 seinem Leben ein Ende macht.
- Klinger, Friedrich Maximilian v.**, geb. 1753 in Frankfurt a. M. General in russischen Diensten. Gest. den 25. Februar 1831.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb**, geboren den 2. Juli 1724 zu Queblinburg, 1739 auf die Schulorte wo er schon den Plan zum Messias entwirft. Studirt 1745 in Jena, 1746 in Leipzig, 1748 Hauslehrer in Langensalza, wo er seine Fanny (Friedrike Schmidt) kennen lernt, 1750 geht er nach Zürich zu Bodmer, 1751 nach Kopenhagen, wo er eine Pension erhält, um den Messias zu vollenden; 1771 in Hamburg, stirbt er daselbst den 14. Mai 1803.
- Knapp, Albert**, geboren in Tübingen den 25. Juli 1798, Diakonus an der Hospitalkirche in Stuttgart.
- Knebel, Karl Ludwig v.**, geb. den 30. November 1744 zu Wallerstein in Franken, in Ansbach mit Uz vertraut, der auf seine Bildung segensreichen Einfluß übte. 1774 Erzieher eines weimarischen Prinzen, steht mit Göthe, Herder, Wieland in genauen, selbst freundschaftlichen Verhältnissen; gestorben in Jena, wo er zuletzt lebte, den 23. Februar 1831.
- Körner, Theodor**, geb. den 23. September 1791, gest. den 26. August 1813.
- Kopisch, August**, geb. den 26. Mai 1799.
- Kosgarten, Ludwig Gotthard (Theobul)**, geb. den 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen im Mecklenburgischen, Prediger in Allenkirchen auf der Insel Rügen, zuletzt Professor der Geschichte in Greifswalde, wo er den 26. Oktober 1818 starb.
- Kohebur, August Friedrich Ferdinand v.**, geb. den 3. Mai 1761 in Weimar, lebte lange Zeit in Rußland, wird den 23. März 1819 in Mannheim von einem Studenten K. L. Sand ermordet.
- Kretschmann, Karl Friedrich**, geb. den 4. Decemb. 1738 zu Bittau, bezieht 1757 die Universität Wittenberg, um die Rechte zu studiren. 1764 wurde er Oberamtsadvokat in seiner Vaterstadt. 1774 Gerichtsactuar, und 1797 wurde er in den Ruhestand versetzt. Er starb in Bittau den 16. Januar 1809.
- Krummacher, Friedrich Adolf**, geb. den 13. Juli 1768 zu Lellenburg in Westphalen, zuerst Professor in Duisburg, dann Consistorialrath und Hofprediger in Bernburg, seit 1824 Pastor in Bremen, wo er in der neuesten Zeit durch übertriebenen Pietismus mancherlei Kergerniß giebt.
- Langbein, August Friedrich Ernst**, geb. 1751, gest. 1835.
- Lavater, Johann Kaspar**, geb. den 15. November 1741 zu Zürich, studierte Theologie, und versah auch verschiedene geistliche Aemter in seiner Vaterstadt. Schon früh zeichnete er sich durch sittlichen Muth aus; so daß er, erst 19 Jahr alt, den ungerechten harten Landvogt Grebel öffentlich verklagte. Gestorben den 2. Jan. 1801.
- Lenz, geb. den 12. Jan. 1750 zu Süßweizen in Liefland, lernte in Straßburg, wo er studierte, Götthe kennen. Gest. 1792 in Moskau.**
- Leisewih, Johann Anton**, geb. den 9. Mai 1752 zu Hannover, studirt in Göttingen, wird wirklicher geheimer Justizrath. Gest. d. 10. Sept. 1806.
- Lichtwer, Magnus Gottfried**, geb. den 30. Jan. 1719, gest. den 7. Juli 1783.
- Liscow, Christian Ludwig**, geb. 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin, gest. in Silenburg 1760.
- Lessing, Gotthold Ephraim**, geb. den 22. Januar 1729 zu Camenz in der Lausitz, im 12. Jahre auf der Fürstenschule zu Reichen, geht 1746 um Theologie zu studiren nach Leipzig, beschäftigt sich aber vorzugeweise mit dem Theater, hält sich später in Berlin, Wittenberg, Leipzig, Breslau und Hamburg auf. 1770 Bibliothekar in Wolfenbüttel; stirbt dort den 15. Februar 1781.
- Mahlmann, Siegfried August**, geb. den 13. Mai 1771, lebt in Leipzig, wo er zuerst die Zeitung

- für die elegante Welt und dann die Leipziger politische Zeitung redigirte. Gest. daselbst im Jahre 1826.
- Manso**, Johann Kaspar Friedrich, geboren den 26. Mai 1759 zu Zella im Herzogthum Gotha. 1783 Kollaborator und dann Professor am Gymnasium zu Gotha, 1793 Rektor des Gymnasiums in Breslau. Gest. den 9. Juni 1826.
- Masallier**, Karl, geb. den 16. November 1731 in Wien. Wie Denis, war er in den Jesuitenorden getreten, zu dessen würdigsten und gelehrtesten Mitgliedern er gehörte. Gest. in Wien den 6. October 1795.
- Malthisson**, Friedrich v., geb. den 23. Jan. 1761 zu Hohendobeleben bei Magdeburg, war eine Zeitlang Privatlehrer in Dessau, dann Verleser und Reisegefährte der Fürstin von Dessau durch das südliche Deutschland, die Schweiz, Italien, 1809 vom König von Württemberg geadebt, 1812 in Stuttgart als Oberbibliothekar, seit 1829 mit dem Titel eines Geheimen Legationsraths in Wörlich, wo er den 12. März 1831 starb.
- Mayer**, Karl, geb. 1786,
- Müller**, Johann Martin, geb. in Ulm d. 3. Dezember 1750, geht 1770 nach Göttingen, wo er ein thätiges Mitglied des Hammbundes ist. 1775 nach Ulm zurückgekehrt, wird er 1780 Pfarrer in Jungingen. 1781 Prof. in Ulm, 1783 Pfarrer am Münster, 1797 Prof. der katechetischen Theologie am Gymnasium, 1810 Dekan und geistlicher Rath. Gestorben den 21. Juni 1814.
- Müller**, Wilhelm, geb. den 7. Oct. 1795, gest. den 1. October 1827.
- Neubach**, Valentin Wilhelm, geb. den 21. Januar 1765 zu Arnstadt (im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen), studirt in Göttingen und dann in Jena Medizin, wird 1793 Kreisarzt in Steinhau in Schlessen, 1821 erhielt er den Titel eines königlichen Preussischen Hofraths.
- Nicolay**, Ludwig Heinrich v., geb. den 29. Decbr. 1737 zu Strassburg, wo er nach vollendetem Studium Professor der Logik wird. 1770 geht er als Kabinetsecretair des Großfürsten nach Petersburg, wird 1772 geadebt, tritt später in den Staatsdienst über, wird 1796 Staatsrath, 1801 Geheimrath, zieht sich dann in das Privatleben zurück und stirbt im Jahre 1820 auf seinem Gute bei Wiberg in Finnland.
- Oehlenschläger**, Adam Gottlieb, geb. 1779 in Kopenhagen, ward daselbst 1811 Professor der Rhetik, 1815 Doktor der Philosophie, 1827 ordentlicher Professor und dann Ritter des Dannebreg- und des Nordsternordens.
- Oeverbeck**, Christian Adelph, geb. 1755, gest. 1821.
- Platen**, Karl August Georg Max Graf von Platen-Hallermünde, geb. den 24. October 1796, gest. den 5. Dezember 1835.
- Pfeffel**, Gottlieb Conrad, geb. den 28. Jan. 1736, gest. den 1. Mai 1809.
- Rabener**, Gottlieb Wilhelm, geb. den 17. Sept. 1714 zu Wachsen bei Leipzig, gest. als Stenerrath 1771. zu Dresden.
- Ramler**, Karl Wilhelm, geb. den 25. Febr. 1725 zu Kolberg, studirte in Halle, wo er, wie auch später, als er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, die Alten und vorzüglich den Horaz gründlich studirte. 1746 kam er nach Berlin, wo er mit den bedeutendsten Männern jener Zeit vertraut wurde (mit Gleim, Kleist, Lessing, Sulzer u. a. m.) 1748 ward er Professor der Logik und der schönen Wissenschaft am Kadettencorps. Gest nach dem Tode Friedrichs II., der ihn nicht kannte, ward er Mitglied der Academie der Wissenschaften. 1787 erhielt er mit Engel die Direktion des Theaters. Gest. den 11. April 1790.
- Rückert**, Friedrich, geb. 1789 zu Schweinfurt.
- Salis-Seewis**, Johann Gaudenz, geboren den 26. December 1762 zu Seewis in Graubünden, war bis 1789 Hauptmann der Schweizergarde in Versailles. In seine Heimath zurückgekehrt, bekleidete er bis zu seinem Tode wichtige Militairstellen. Gest. in Malans den 28. Januar 1834.
- Schefer**, Leopold, wurde den 30. Juli 1784 zu Muckau in der Niederlausitz geb., wo er auch noch als Privatgelehrter lebt.
- Schenkendorf**, Max von, geb. den 11. December 1783, gest. den 11. December 1819.
- Schiller**, Friedrich von, geb. den 10. Nov. 1759, gest. den 9. Mai 1805.
- Schlegel**, August Wilhelm v., geb. den 5. Sept. 1787 zu Hannover, studirt in Göttingen, wird Hauslehrer in Amsterdam, Professor in Jena, reist 1805 mit Frau von Stael durch Italien, Frankreich, Deutschland und Schweden, lebt nach den Befreiungskriegen bei seiner Freundin am Gen-

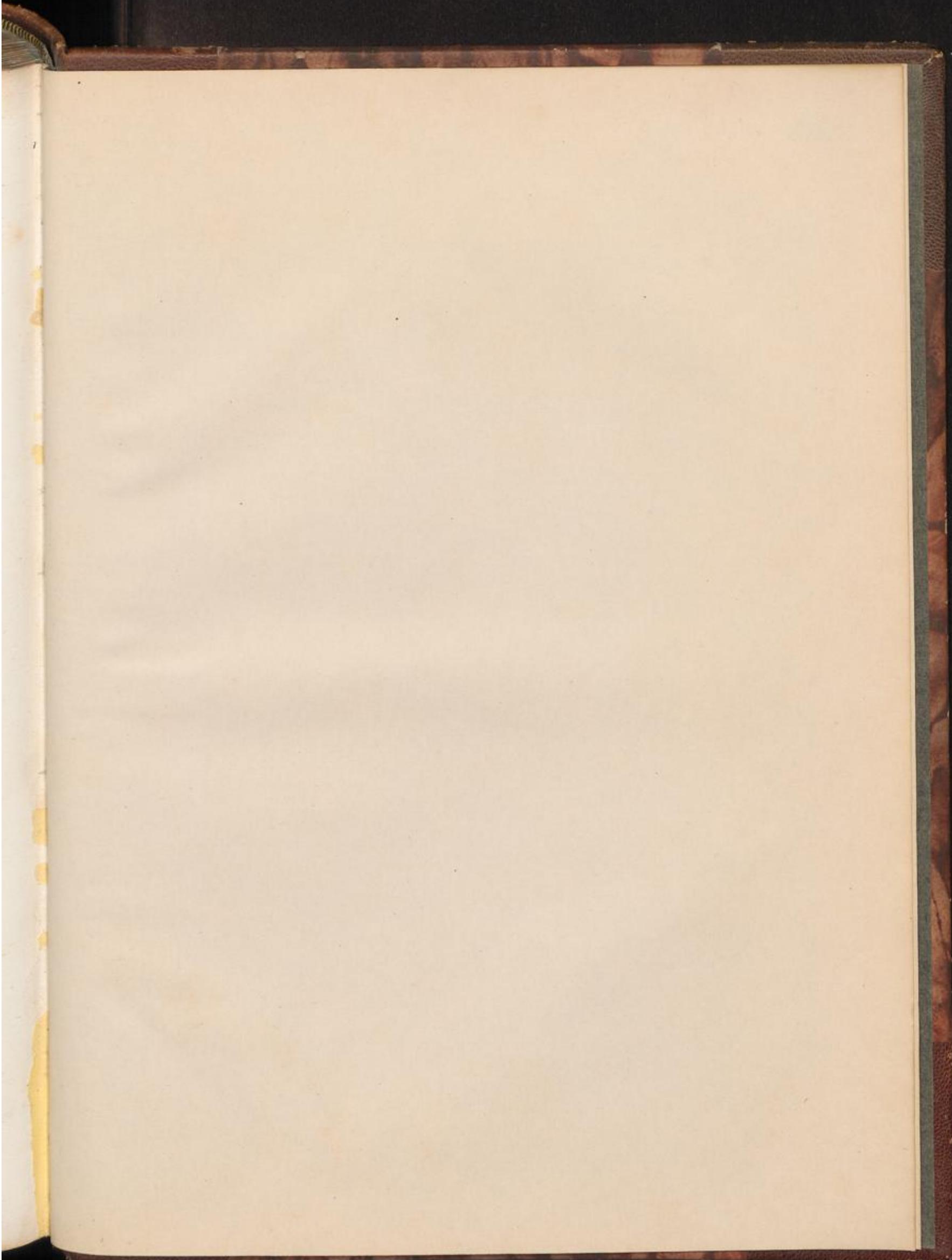
- fersee bis zu ihrem Tode, seit 1818 Professor der indischen Sprache in Bonn.
- Schlegel, Friedrich v.**, geb. den 10. März 1772, studirt in Göttingen, lebt dann in Jena, Berlin und Dresden, wird 1808 in Köln katholisch; geht dann nach Wien, wo er zuerst verschiedene Stellen bekleidet, seit 1819 aber practisirte. Gest. in Dresden den 12. Januar 1829.
- Schmidt, Klammer Eberhard Karl**, geb. im Jahre 1746 zu Halberstadt, wo er auch in verschiedenen Anstellungen sein ganzes Leben zubrachte, gest. im Jahre 1824.
- Schulze, Ernst Konrad Ludwig**, geb. den 22. März 1759 zu Gelle, studirt 1806 die Theologie in Lüneburg, tritt 1813 in die Reihen der Vaterlandsverteidiger, geht hierauf nach Göttingen zurück, gest. 1817 in Gelle.
- Schubart, Christian Friedrich**, geb. den 26. Mai 1739, gest. den 10. Oct. 1791.
- Schwab, Gustav**, geb. d. 19. Juni 1792 zu Stuttgart.
- Seume, Joh. Gottfried**, geb. d. 29. Januar 1763, gest. den 13. Juni 1810.
- Sonnenberg, Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr v.**, geb. am 5. September 1779 zu Münster in Westphalen, studirte die Rechte, machte, 19 Jahr alt, eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Nach seiner Heimath zurückgekehrt, ekelten ihn die dortigen Verhältnisse an, er begann neue Reisen durch Deutschland, bis er sich endlich in der Gegend von Jena bleibend, niederließ, wo er sein großes *Opus Donatoa* bearbeitete. Er endigte sein Leben durch Selbstmord am 22. November 1805.
- Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu**, geboren den 7. November 1750, gest. den 6. December 1819.
- Stolberg, Christian Graf zu**, geb. d. 15. Octbr. 1748, gest. den 18. Januar 1821.
- Strehlenau, Nicolaus Niembsch Edler von**, (Nicolaus Lenau), geb. den 13. August 1802.
- Tanner, Karl Rudolph**, geb. den 24. Juni 1794 in Karau.
- Thümmel, Metiz August von**, geb. den 27. Mai 1738, gest. den 16. October 1817.
- Tiedge, Christoph August**, geb. den 13. December 1752 zu Gardelegen in der Altmark. Lebte in Magdeburg, Halle, Berlin, seit 1819 in Dresden, wo er auch 1840 starb.
- Tiedt, Ludwig**, geb. den 31. Mai 1773 in Berlin, studirt in Halle, lebt dann ohne öffentliche Anstellung in Berlin, Hamburg, Dresden und München, reist 1805 nach Italien, 1808 nach London, lebt seit 1825 in Dresden, gegenwärtig in Berlin.
- Uhland, Ludwig**, geb. den 16. April 1787.
- Uzeri, Johann Martin**, geb. zu Jülich im April 1763, gest. den 29. Juli 1827 ebendaselbst.
- Uz, Johann Peter**, geb. den 3. October 1720 in Ansbach, geht 1739 nach Halle, studirt die Rechte, wird 1748 Secretair beim Landgericht in Ansbach. 1763 Rath, dann Director des Landgerichts und Consistoriums. Der Markgraf von Ansbach erfährt in Rom, daß Uz ein ausgezeichnete Dichter sei und ernennet ihn zum Geh. Rathe; diese Ernennung erfährt er auf seinem Sterbebette, den 12. Mai 1796.
- Voss, Johann Heinrich**, geb. den 20. Febr. 1751, gest. den 29. März 1826.
- Weiske, Christian Felix**, geb. den 28. Januar 1726 zu Annaberg, studirt in Leipzig, wo er 1761 Obersteuersecretair wurde. Er stand mit Lessing, Nabener, Gellert, Thümmel, Garve und vielen andern bedeutenden Männern in den freundschaftlichsten Beziehungen. Gest. den 16. December 1804.
- Wieland, Christoph Martin**, geb. den 5. Septbr. 1733, gest. den 20. Januar 1813.
- Willamow, Johann Gottlieb**, geb. 1736, gest. den 6. Mai 1777.
- Witthof, Johann Philipp Lorenz**, geb. den 1. Juni 1725 zu Duisburg am Rhein, bezieht 1740 die Universität daselbst, wo er sich 3 Jahre lang dem Studium der alten Sprachen und der schönen Wissenschaften, dann aber der Medicin widmet später in Leiden. 1747 wird er Doctor und dann practischer Arzt in Lingen; 1750 Doctor legens in Duisburg, 1752 Professor der Geschichte, Philosophie und Beredsamkeit in Hamm, hierauf Professor der Beredsamkeit und des Griech., so wie auch Hofrath und Leibarzt in Duisburg wo er den 3. Juli 1789 starb.
- Zacharia, Julius Friedrich Wilhelm**, geboren den 1. Mai 1726, gest. den 30. Januar 1777.
- Zedlitz, Joseph Christian, Freiherr von**, geb. 1790.

Sinzendorf u. Pettendorf, Nicolaus Ludw. Graf v.,
geb. in Dresden den 26. Mai 1700, von seiner
Großmutter zur Frömmigkeit erzogen, kam im
10ten Jahre in das Pädagogium zu Halle, 1716
auf die Universität in Wittenberg, bereist 1719
Holland, England und Frankreich, ward 1721
Sef. und Justizrath in Dresden, gründet 1722

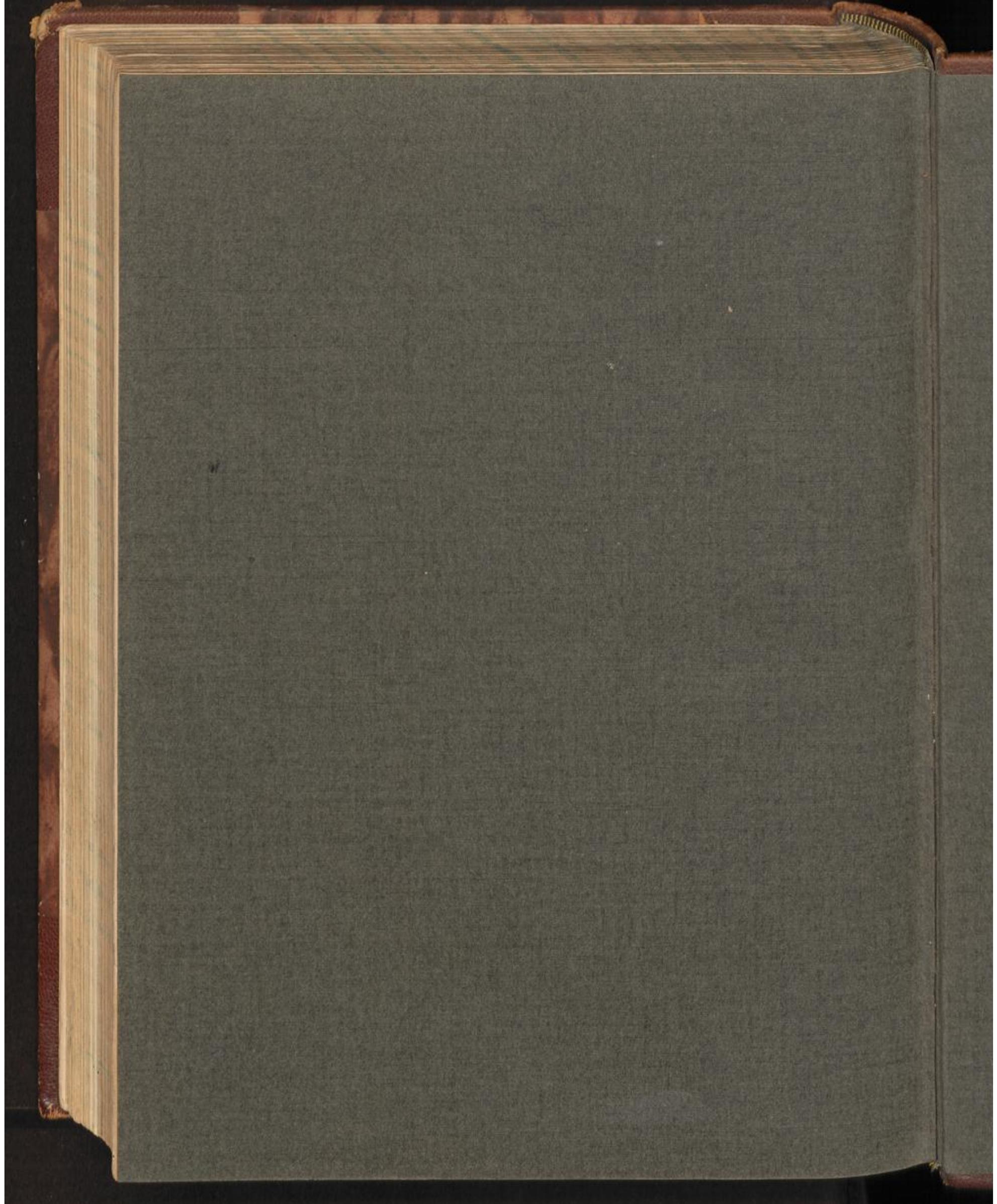
die Brüdergemeinde in Herrnhut, tritt 1734 in
den geistlichen Stand, wird 1736—1747 aus
seinem Vaterlande vertrieben, geht als Missionär
1737 nach Westindien, 1741 nach Nordamerika,
1743 nach Russland, dann nach England, wo er
sich lange Zeit aufhält. Gestorben zu Herrnhut
den 9. Mai 1760.

Anmerk. Die in dem Werke selbst ausführlicher besprochenen Dichter sind hier nur ganz kurz ab
gefaßt worden.





D 1612



Die Dichter des deutschen Volkes. Album des Gediegensten und Aus-
gezeichnetsten aus den Werken deutscher Dichter. Berlin. A. Hofmann &
Comp. 1848. Neuer Prachtlederband. 4°. (392) S. 36 Radierg. 70.—
Dorgerloh 1375 II, 1376 II. Mit 2 ganzseitigen Radierungen von Menzel,
2 von Hosemann, 2 von Sonderlandt, 2 von A. Schrödter, 8 von W. Scholz, 4 von
P. Habelmann, 4 von F. Dittner und 12 weiteren von anderen Künstlern. —
Einige Seiten sehr gut mit neuen Rändern versehen, sonst schönes Exemplar mit
eingeb. Originalumschlag. 1916

